Gemählde
der
merkwürdigsten Revolutionen,
Empörungen, Verschwörungen,
wichtiger
Staatsveränderungen und Kriegsscenen,
auch
anderer interessanter Auftritte
aus der Geschichte der berühmtesten Nationen.

Zur
angenehmen und belehrenden Unterhaltung
dargestellt von

Samuel Baur,
Dekan der Diöcese Alpeck,
und Prediger in Alpeck und Göttingen, bei Ulm.

Sechster Band.

Ulm, 1814.
Im Verlag der Stettinischen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Innhalt.

Seite

I. Empörung zu Lüttich. In den Jahren 1465 bis 1468. 1.

1. Empörung der Lütticher gegen ihren Bischof und Strafe derselben. 1.
2. Ludwigs des Eilften Bündniß mit den Lüttichern. Zweite Empörung. Zerstörung von Dinant. 6.
3. Neuer Sieg des Herzogs von Burgund über das empörte Lüttich. 12.
4. Zusammenkunft des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund zu Perrone. 18.
5. Letzter Zug gegen Lüttich und Zerstörung dieser Stadt. 24.

II. Kronrevolution in Konstantinopel. In den Jahren 1511 und 1512. 32.

1. Sultan Bajazeth der Zweite im Kampfe mit seinem Sohne Selim. 32.
2. Bajazeth tritt seinem Sohne die Regierung ab. Tragischer Tod des Erstern. 38.
3. Grausamkeiten Selims des Ersten, um sich auf dem Throne zu befestigen. 45.

III. Eroberung und Verwüstung Roms unter Pabst Clemens dem Siebenten. Im Jahr 1527. 50.

1. Feindseligkeiten zwischen Karl dem Fünften und Clemens dem Siebenten. Der Herzog Karl von Bourbon. 50.
2. Marsch gegen Rom. Bestürzung des Pabsts. 58.
3. Rom wird bestürmt und erobert. Bourbons Tod. 63.
4. Mord, Plünderung und Verwüstung in der eroberten Stadt. Clemens unterschreibt eine harte Kapitulation. 68.

Innhalt.

Seite

5. Benehmen des Kaisers gegen den Pabst. Endliche Befreiung Roms. 73.

IV. Die heilige Ligue. Fanatische Bürgerkriege und Empörungen. In den Jahren 1574 bis 1589. 80.

1. Heinrich der Dritte wird König von Frankreich. Zustand des Reichs. 80.
2. Sitten und Lebensart des Königes und seiner Lieblinge. 85.
3. Bürgerkrieg. Friede zwischen dem Hofe und den Reformirten im Jahr 1576. 90.
4. Die heilige Ligue und Heinrich von Guise, das Oberhaupt derselben. 95.
5. Friedensbrüche und Mißhandlungen der Hugonotten. König Heinrich von Navarra erobert die Stadt Cahors. 101.
6. Fortschritte der Ligue. Tod des Herzogs von Alenson. Das Treffen bei Coutras. Prinz Condé wird vergiftet. 106.
7. Dreiste Foderungen der Liguisten. Die Ligue der Sechzehner. Erscheinung des Herzogs von Guise zu Paris. 113.
8. Aufruhr in Paris. Flucht des Königes. Reichsversammlung zu Blois. Ermordung des Herzogs von Guise. Tod der Königinn Mutter. 118.
9. Wuth und Empörung der Pariser über die Ermordung des Herzogs von Guise. Allgemeiner Aufstandder Provinzen. 127.
10. Der Herzog von Mayenne als Haupt der Ligue. Traurige Lage des Königes. 134.
11. Heinrich der Dritte verbindet sich mit dem Könige von Navarra zur Unterdrückung der heiligen Ligue. 140.
12. Ermordung König Heinrichs des Dritten. 145.

V. Französische Kronrevolutionen. In den Jahren 1589 bis 1596. 153.

1. Frankreichs verwirrte Lage nach dem Tode Heinrichs des Dritten. 153.

Innhalt.

Seite

2. Heinrich der Vierte sucht sich unter vielen Gefahren als König zu behaupten; er siegt bei Arques und erscheint vor Paris. 158.
3. Die Schlacht bei Ivri. 164.
4. Wirkungen der Schlacht bei Ivri. Blokade von Paris. 170.
5. Fürchterliche Hungersnoth in Paris. Eroberung der Vorstädte. 177.
6. Vergleichs-Unterhandlung. Heinrichs Rede an die Abgeordneten. 186.
7. Die Belagerung von Paris wird aufgehoben. 192.
8. Allgemeine Zerrüttung des Reichs. Die Belagerung von Rouen. 198.
9. Heinrich schwört die reformirte Religion ab. 206.
10. Glückliche Wirkungen von Heinrichs Uebertritt zur katholischen Kirche. 212.
11. Nach der Einnahme der Hauptstadt wird Heinrich allmählich allgemein als König anerkannt. 217.

VI. Verschwörungen gegen das Leben König Heinrichs des Vierten von Frankreich. In den Jahren 1593, 1594 und 1610. 225.

1. Gemählde der Regierung König Heinrichs des Vierten. 225.
2. Erster Mordanschlag gegen Heinrich den Vierten, durch Peter Barriere. 232.
3. Zweiter Mordanschlag gegen Heinrich den Vierten, durch Johann Chatel. 237.
4. Dritter Mordanschlag gegen Heinrich den Vierten, durch Franz Ravaillac. Tod des Königes. 243.

VII. Revolution in Portugal. Im Jahr 1640. 255.

1. Portugal unter der Herrschaft Spaniens. Verfall des Reichs. 255.
2. Verbindung der Portugiesen zu Gunsten des Hauses Braganza. 260.
3. Nähere Verhandlungen mit dem Herzoge von Braganza. 267.
4. Unwirksame Vorsichts-Maaßregeln des spanischen Hofes. 270.

Innhalt.

Seite

5. Die Unternehmungen der Verbündeten gelingen, und Portugal wird von dem spanischen Joche befreit. 274.

VIII. Großer Aufruhr in Neapel. Im Jahr 1647. 283.

1. Die Neapolitaner seufzen unter der despotischen spanischen Oberherrschaft. Naher Ausbruch der Empörung. 283.
2. Masaniello von Amalfi, der Fischhändler. 289.
3. Mißhandlung des Vizekönigs, der das empörte Volk vergebens zu besänftigen sucht. 294.
4. Fortschritte der Empörung. Allgemeine Bewafnung. 302.
5. Unterhandlungen mit dem Erzbischof von Neapel. Masaniello's großes Ansehen. 309.
6. Der Herzog von Matalone, sein Bruder Joseph Caraffa und der Bandit Perrone. 313.
7. Vergleich zwischen dem Vizekönig und Masaniello. 321.
8. Masaniello von Amalfi, Generalkapitain des Volkes von Neapel. 329.
9. Feierliche Promulgirung und Beschwörung des Vergleichs. 334.
10. Gemüthsveränderung Masaniello's; Spuren des Wahnsinns. 338.
11. Masaniello wird ermordet. 343.
12. Volksstimmung in Neapel. Neue Unruhen. Spanien behält die Oberhand. 350.

IX. Schwedischer Einfall in die Mark Brandenburg. Im Jahr 1674. 355.

1. Verwüstungen, welche die Schweden in der Mark anrichten. 355.
2. Die Eroberung von Rathenau. 359.
3. Die Schlacht bei Fehrbellin. Vertreibung der Schweden. 365.

I. Empörung zu Lüttich.

In den Jahren 1465 bis 1468.

1.

Empörung der Lütticher gegen ihren Bischof und Strafe derselben.

Ludwig von Bourbon war in seinem achtzehenten Jahre — in einem Alter, wo er sich selbst noch nicht zu beherrschen verstand — durch den Einfluß seines Verwandten, des Herzogs Philipp von Burgund, zur Würde eines Bischofs und Regenten von Lüttich gelangt. Von Jugend auf verzärtelt, und an alle Reizungen der Ueppigkeit, des Ehrgeizes und der Wollust gewöhnt, sah er die oberste Gewalt nur als ein Mittel an, seine Neigungen desto ungestörter zu befriedigen. Mit despotischer Starrheit weigerte er sich, die priesterliche Weihe anzunehmen, und beleidigte hierdurch ein Volk, das in seinem Regenten von jeher den geheiligten Diener der Gottheit zu verehren gewohnt war. Statt die Stimme der Liebe von ihrem Hirten zu vernehmen, hörten die Lütticher nichts, als die Drohungen der Wucherer nnd fürstlichen Fiskale. Sie fürchteten, ihr Fürst, der mit dem mächtigen Herzoge von Burgund in der genauesten Verbindung stund, möchte dessen Gewalt zur Abänderung ihrer Verfassung anwenden. Für Freiheit und Religion schien ihnen gleich große Gefahr zu drohen.

Wenn andere Völker blos aus blinder Anhänglichkeit an das Alterthum jeder politischen Neuerung, als einem Eingriff in ihre Rechte abgeneigt sind, so hatten die Lütticher ungleich wichtigere Gründe, auf ihre hergebrachte Verfassung eifersüchtig zu seyn. Sie allein sicherte ihnen die Unverletzlichkeit des Eigenthums, das Ansehen der Gesetze, und jene Unabhängigkeit, welche sie, als das Erbtheil ihrer Väter, ungekränkt zu behaupten trachteten. Ohne Mitwirkung des Volks konnte der Fürst keine Auflagen machen, keine Gesetze geben, keine Verträge schliessen. Jeder Bischof mußte die sogenannte Freiheitskarte anerkennen, welche die wichtigsten Zweige der Staatsverwaltung unter die Aufsicht der Stände vertheilte. Nur durch diese kluge Verweisung war Lüttich emporgestiegen; nur hierdurch das Volk zu dem Grad von Wohlstand gelangt, der aus ihrem Gewerbe, aus dem lebhaften Gang ihrer Manufakturen und aus einer reichen Bevölkerung hervorleuchtete.

In einem solchen Staat ist jeder Bürger zum Vertheidiger des Vaterlandes geboren, sey es gegen auswärtige Feinde oder gegen innere Angriffe. Er erkennt nichts über sich als die Gesetze; wenn diese angetastet werden, glaubt er das Ganze erschüttert. Er würde seine Bürgerpflicht verlezen, wenn er hierinn den Fürsten mehr als den geringsten Unterthan begünstigte. Dieß war damals der Fall mit den Lütticher und ihrem Bischof. Sie weigerten sich, treue Unterthanen zu bleiben, wenn er es länger aufschöbe, ein rechtmäßiges Oberhaupt zu werden. Sein ungezähmter Stolz, die Härte, mit der er befahl, die Grausamkeit, mit der er strafte, empörten jedes Gefühl. Die gebeugten Nacken richteten sich endlich gegen das drückende Joch empor. Man schritt zu Gewaltthätigkeiten, man mißhandelte die fürstlichen Fiskale,

kale, die Widersacher der Volksparthey wurden aus dem Lande gejagt, überall brannte die Fackel des Aufruhrs.

Der Bischof sah das Gewitter sich zusammen ziehen, aber er wußte nicht, wie er es zerstreuen sollte. Schon hatte er durch die Unentschlossenheit, mit der er bald nachgab bald widerrief, seine Schwäche an den Tag gelegt. Zuletzt wagte er die Wiederherstellung seiner Würde von einem Interdict zu hoffen, das er über sein Land aussprach. Er überlegte aber nicht, daß diese Waffen ihre Schärfe nur von dem Ansehen desjenigen entlehnen können, der sie führt; und daß ein Fürst, der bisher den geistlichen Stand so verabscheut hatte, sich durch geistliche Waffen nur noch verächtlicher mache. Die Wirkung davon zeigte sich auch bald bei den Lüttichern, ihr Geist wurde erhizter, ihr Muth unternehmender. Sie giengen so weit, daß sie das Bisthum als erledigt betrachteten, und den Domherrn zu Kölln, Markus von Baden, als Schutzherrn des Landes zur Hülfe herbeiriefen. Dieser neue Regent, zu dem sie ihre Zuflucht nahmen, war ein Bruder des Markgrafen von Baden, welcher die Schwester des Kaisers zur Gemahlinn hatte. Geschmeichelt durch die Hoffnung, dereinst Bischof zu werden, erschien er wirklich mit seinem Bruder an der Spitze einiger deutschen Mannschaft, und bestärkte die Lütticher in ihrem wilden Freiheitstaumel. Sie überliessen sich jetzt allen Gefühlen des Hasses und der Rache. Nicht genug, daß sie ein neu angekommenes päbstliches Interdict verschmähten, und den Bischof nöthigten, landflüchtig zu werden: sie reizten sogar den Herzog von Burgund, der ihn in Schutz genommen hatte, und eröffneten den Krieg durch feindliche Einfälle in Luxemburg und Limburg.

Die Einwohner von Dinant gaben vor allen ein Beispiel erbitterter Volkswuth. Diese an Lüttichs

Grenzen gelegene Stadt hatte durch Handel, vorzüglich mit Kupfergefäßen, die damals allgemein berühmt waren, einen hohen Grad von Wohlstand erreicht. Mit ihrem Reichthum war zugleich der Neid und Haß gegen ein benachbartes Städtchen, Bovines, gewachsen, das in der zum Herzogthum Burgund gehörigen Grafschaft Namur lag, und jetzt den Anfällen seiner grausamsten Feinde blos stand. Die Bürger von Dinant verübten hier ungeahndet alle Arten von Raub und Verwüstung. Mit solchen Grausamkeiten verbanden sie zugleich Spott und Geringschätzung; sie errichteten vor den Stadtmauren von Bovines einen Galgen, woran ein ausgestopfter Strohmann hieng, und riefen den Einwohnern mit höhnischer Stimme zu: „Seht da euren Herzog!" Mehrere andere Gaukeleyen der Art mußten dazu dienen, der burgundischen Macht zu spotten. Selbst auf den Stadtmauern von Dinant erblickte man die Bildsäule eines spinnenden Weibes mit der Aufschrift:

Wenn diese Frau hört auf zu spinnen,
Wird Philipp unsre Stadt gewinnen.

Als der Herzog Philipp von Burgund von den kühnen Einfällen und dem Uebermuthe der Lütticher Nachricht erhielt, beschloß er blutige Rache zu nehmen, und zugleich den vertriebenen Bischof, der ihn um seinen Beistand bat, wieder in seine Herrschaft einzusetzen.

Es fehlte dem Herzoge nicht an Mitteln, seinen Drohungen Kraft zu geben. Er war der Herr eines Landes (des heutigen Belgiens und Bataviens), das zu den reichsten und blühendsten Ländern Europa's gehörte. Die Hauptstärke seines Staats gieng von den Niederlanden aus, welche allein ein ganzes Königreich aufwogen. Diese blühenden Provinzen, der Sitz des Handels und der Manufacturen, welche Kleider, Putz,

Spitz-

Spizen, Tücher und Treſſen im Ueberfluß lieferten, bildeten damals nebſt den italiäniſchen Republiken und den Hanſeeſtädten die vornehmſten Seemächte Europa's. Dort war der Stappelplatz dieſes Welttheils, wo unermeßliche Summen baaren Geldes zuſammen floßen. Die Folgen eines ſo glücklichen Zuſtandes waren: Eine Menge großer, volkreicher und mit wichtigen Freiheiten begabter Städte, ein Land, wo ganze Diſtricte an Kultur dem ſchönſten Garten glichen, und wohlhabende und reiche Einwohner. Zu einer Zeit, wo man von ſtehenden Heeren noch wenig wußte, unterhielt der Herzog von Burgund eine furchtbare Kriegsmacht, die ſelbſt dem Könige von Frankreich, ſeinem mächtigſten Nachbar, Reſpect einflößte.

Der Herzog Philipp ſtund damals, als die Lütticher ſeine Grenzen verletzten, ſchon im höhern Lebensalter, und war lange des Kriegs entwöhnt. Aber er hatte — außer vierzehn natürlichen Kindern — einen einzigen ehelichen Sohn, dem er mit Zuverſicht die Beſtrafung der Empörer überlaſſen konnte. Dieß war der durch ſeine unerſättliche Länderſucht ſo bekannt gewordene Herzog Karl der Kühne, oder vielmehr der Verwegene, bei dem Stolz, Eroberungsſucht und Grauſamkeit die Hauptzüge des Charakters ausmachten. Er war jung, feurig, unbeſonnen, und ſchon jezt von brennender Ruhmbegierde verzehrt. Vor ſeinen Augen ſchwebten die Bilder Alexanders und anderer großen Eroberer der Vorzeit, die ſeine Lehrer ihm vielleicht allzu lebhaft zu Muſtern vorgeſtellt hatten. Die trefflichen Staatskräfte des Herzogthums Burgund erhöhten ſeinen Stolz, und er hatte von früher Jugend an keinen geringern Plan, als das alte Königreich Burgund, das zu Chlodowichs Zeiten ſo mächtig geweſen war, wieder aufzurichten.

Will-

Willkommen war ihm jetzt die väterliche Aufforderung, die Lütticher zu züchtigen, die zu viel auf das unthätige Alter des Herzogs von Burgund gerechnet hatten. Die Feigheit der Feinde verschaffte ihm einen leichten Sieg. Verlassen von dem Markgrafen von Baden, der plötzlich nach Deutschland zurück kehrte, wagten die Lütticher es nicht, gegen den tapfern Prinzen einen Kampf zu wagen. Sie sandten Abgeordnete an ihn, welche kniend um Verzeihung baten. In der nämlichen Stellung erschienen sie vor dem Herzoge von Burgund und ihrem Bischof.

Eine so feige Erniedrigung war vielleicht geschickt, dem burgundischen Prinzen jene Verachtung einzuflößen, die er von dieser Zeit an gegen Lüttich blicken ließ. Dießmal bewog sie ihn zur Gelindigkeit, aber unter Bedingungen, welche die Freiheit der Lütticher zu Boden drückten. Sie mußten unter die Herrschaft ihres rechtmäßigen Bischofs sich bequemen, und ihm den zugefügten Schaden ersetzen. Ueberdieß wurden sie genöthiget, sechsmal hundert tausend rheinische Gulden zu bezahlen, und den Herzog von Burgund als den beständigen Schutzherrn des Landes anzunehmen.

2.

Ludwigs des Eilften Bündniß mit den Lütticheren. Zweite Empörung. Zerstörung von Dinant.

Der erste Versuch der Lütticher, sich der Despotie ihres Bischofs zu entziehen und ihre Freiheit zu behaupten, hatte eine so unglückliche Wendung genommen, daß sie zu einem zweiten Versuch dieser Art wenig

nig Lust haben konnten. Allein derselbe arglistige Verführer, der sie zum erstenmal auf diesen schlüpfrigen und gefahrvollen Weg geführt hatte, brachte sie bald wieder auf denselben zurück, und führte sie allmählich auf demselben ihrem Verderben entgegen. Dieß war niemand anders, als der ränkevolle König Ludwig der Eilfte von Frankreich, der erklärte Feind des Hauses Burgund, der alles aufbot, dasselbe zu schwächen oder wo möglich gänzlich zu unterdrücken, und der sich zu diesem Zwecke auch der Lütticher, als eines brauchbaren Werkzeuges, bediente.

Wenn man denjenigen einen bösen Menschen nennen muß, dem das Gefühl der Liebe zu andern Menschen durchaus fremd ist, und der mit kaltem Blute das Wohl vieler Andern seinem Privatvortheile aufzuopfern fähig ist, so war Ludwig der Eilfte unstreitig einer der böseſten Menschen, die jemals gelebt haben. Schon in seinem Eilften Jahre trat er als Rebell gegen seinen Vater auf, und verursachte ihm bis an dessen Tod vielen Kummer. Er hatte keine eigentliche Leidenschaft für irgend etwas, aber einen ungemein lebhaften Hang, alles zu verwirren, und nachher aus der Verwirrung seinen Vortheil zu ziehen. Sein unruhiger Geist mußte immer etwas zu thun haben, und wenn er einmal Friede mit den Nachbarn hatte, so zitterten alle Hofleuthe, denn alsdann pflegte er gewöhnlich im Innern alles umzukehren. Er regierte allezeit ohne Rathgeber *), sehr oft aber ohne Gerechtigkeit und ohne Vernunft. Ihm war es eine feine Politik, sich von dem großen Wege seiner

*) Er pflegte zu sagen, sein Staatsrath wohne in seinem Kopfe. Als er daher eines Tages auf einem sehr magern Gaul ritt, sagte der Admiral Breze: „das Pferd muß stärker seyn als es aussieht, weil es den König und sein ganzes Conseil trägt.“

seiner Vorgänger zu entfernen, und alles mögliche zu thun, um sich furchtbar zu machen. Er folgte lieber seiner verwirrten Phantasie, als den weisen Gesetzen des Staats, und suchte seine Größe in der Unterdrückung des Volks, in der Erniedrigung der Großen, in der Erhebung niedriger und nichtswürdiger Leute. Als ein Feind aller derer, die sich nicht als Sklaven vor ihm demüthigten, setzte er gleich beim Antritte seiner Regierung viele ab, die in Justiz- Kriegs- und Finanzämtern stunden, warb ohne Ursache Truppen, ermüdete den Adel durch ungestümme Untersuchungen, erhöhte die bereits eingeführten Abgaben um die Hälfte, führte neue ein, ohne die Stände des Reichs deshalb zu befragen, gegen alle Sitte und Gewohnheit, die von Alters her von seinen Vorfahren beobachtet worden war. Mit raffinirter Grausamkeit und kalter Barbarey ließ er nicht nur viele angesehene Männer hinrichten, sondern er verfuhr auch auf eine gleiche Art grausam gegen alle seine Unterthanen. Er dehnte seinen Despotismus auf ganz gewönliche Menschen aus, nach Verhältniß seines Verdachts und seiner Besorgnisse. Gnade hielt er für Schwäche, und er sah überall keine Gerechtigkeit, wenn nicht Henker dabei im Spiel waren. Wenn er sich an einem Orte aufhielt, so bezeichnete er seine Durchreise mit Galgen, die schnell errichtet wurden. Noch keinen Monat hatte er regiert, als er bereits in allen Gemüthern den Keim eines allgemeinen Mißvergnügens erzeugte.

Ludwig war dem Herzoge Philipp von Burgund und seinem Sohne Karl viel Erkenntlichkeit schuldig, da sie ihm bei dem gerechten Unwillen seines Vaters einen Zufluchtsort vergönnt hatten. Aber das Gefühl der Dankbarkeit war Ludwigen fremd, und besonders nährte er die feindseligsten Gesinnungen gegen den Prinzen Karl. Beide waren einander in ihren despotischen

tischen Gesinnungen zu ähnlich, als daß einer gegen den andern hätte Nachsicht beweisen können. Ludwig entwarf einen Plan, wie er das Haus Burgund schwächen wollte, dessen Macht ihm furchtbar zu werden schien. Weil er aber vor der Hand noch zu schwach war, um etwas Auffallendes unternehmen zu dürfen, so fieng er an, nur ganz von weitem seine Minen zu graben. Da er nun wußte, daß die Lütticher die erhitztesten Feinde des Hauses Burgund waren, so machte er in der größten Stille ein Bündniß mit ihnen, und versprach ihnen bei ihrer feindseligen Unternehmung gegen den Herzog den nachdrücklichsten Beistand.

Obgleich Ludwig das erstemal seine Zusagen nicht erfüllt, und die Lütticher ihrem Schikſale überlassen hatte, so wußte er sie doch mit ränkevoller Politik zu einem zweiten Versuche zu verleiten, unter Zusicherung der kräftigsten Unterstützung. Diese Zusicherungen fanden um so eher Glauben, je weniger man mit der Tiranney des Bischofs und mit der Abhängigkeit von Burgund zufrieden war, je mehr die Gemüther sich in einer revolutionairen Gährung befanden. Die vorsichtige Klugheit, welche den Lütticher Staat allein zu retten vermochte, verschwand unter dem Auflauf der Partheyen, und dem Geschrey der Uebelgesinnten. Nur mit der Gefahr des gegenwärtigen Augenblicks beschäftigt, waren sie eben so feig, sich vor dem Sieger zu demüthigen, als trotzig und rachgierig, sobald er den Rücken gewandt hatte. Kein gemeinschaftliches Interesse hielt die Städte zusammen; kein Band der Ordnung knüpfte die Stände des Landes zu einem Körper, und lenkte ihre Rathschläge. Man sah hier einen Bürger vergöttert, der dort sein Leben auf dem Schaffot endigte. Hier wollte man den Weg der Güte und der Unterhandlungen einschlagen; dort erscholl nichts als Kriegsgeschrey und

Waf-

Waffenklang. Man trug heute die Bildsäule des Prinzen von Baden im Triumph und voll Verehrung durch die Gassen; morgen wurde sie im Koth getreten und durch den Spott jedes Vorübergehenden entweiht. Die Einwohner von Dinant, die bereits ihre Ausgelassenheit aufs höchste getrieben hatten, waren auch die ersten wieder, welche Burgunds Rache reizten. Karls Nachsicht gegen persönliche Beleidigungen verfehlte ihren Zweck bei einem Volke, das durch Reichthum übermüthig und grausam geworden war. Statt die Wohlthat des jüngstgeschlossenen Friedens mit Dank anzunehmen, schlugen sie den vier Abgeordneten, die ihn unterschrieben hatten, die Köpfe ab. Sie griefen aufs neue zu den Waffen, und drangen in Namur ein, entschlossen, das verhaßte Städtchen Bovines bis auf den Grund zu zerstören.

Die Langmuth des burgundischen Prinzen hatte jetzt ihr Ende erreicht. Der ehemals verschmerzte Schimpf brannte lodernd in seinem Busen wieder auf. Gemeinschaftlich mit seinem Vater rüstete er ein Heer von dreißig tausend Mann aus, um die Empörer zu vertilgen. Keine Gnade sollte Platz finden; nur Tod und Verwüstung leitete dießmal ihre Schritte. Selbst der alte Philipp kannte keine Mäßigung. Seine Ungeduld war so heftig, daß ihn aus Aergerniß, weil die Soldaten ein wenig spater als bestimmt war, zusammen kamen, ein Schlagfluß traf. Kaum war er genesen, so ließ er sich, mit schwachen von Alter zitternden Gliedern, in einer Sänfte ins Lager tragen.

Wenn die Einwohner von Dinant sich zu vertheidigen verstanden hätten, so würde es den Feinden schwer geworden seyn, ihre festen Mauren zu überwältigen. Aber Unordnung und das Bewußtseyn der Schuld machte die Empörer zaghaft. Sie ergaben sich nach einer kurzen Belagerung, und setzten ihre ein-

einzige Hoffnung auf die Gnade des Siegers. Karl war grausam genug, ihnen eine zeitlang diesen süßen Irrthum zu lassen. Sogleich bei seinem Einzug befahl er, daß kein Soldat etwas, als die nöthige Nahrung, von den Bürgern nehmen sollte. Dieser Befehl wurde zwei Tage befolgt. Jeder erkundigte sich indessen nach den vorzüglichsten Reichthümern, und stekte schon in Gedanken seine Beute ab. Die Berathschlagungen über das Schiksal der Stadt hielten die Einwohner in zagender Erwartung. Sie wurden geheim gehalten, aber doch entgiengen sie nicht dem Ohr des gierigen Soldaten. Hungrig nach Beute eilte er dem Plünderungstermin zuvor, den man noch auf einige Tage hinaussetzen wollte. Zu einer Stunde drangen alle, wie auf ein gegebenes Zeichen, in die Wohnungen der Bürger. Den folgenden Tag brannte die Stadt an allen Ecken. Waarenlager und Kostbarkeiten, die Früchte eines langen Handlungsfleißes, wurden hier grausam zerstört. Weder Tempel noch Altäre blieben verschont. Selbst das Leben der Menschen hatte einen verächtlichen Werth; man band achthundert derselben Paar und Paar zusammen, und stürzte sie in die Maas herab. Die Stadt wurde in einen Steinhaufen verwandelt, und in der allgemeinen Zertrümmerung blieb auf Karls strengen Befehl nur etwas unverletzt: die Keuschheit der Weiber!

Indem Dinant alle Greuel der Zerstörung empfand, überlegten die Lütticher in langsamen Berathschlagungen, wie sie dieser bedürftigen Stadt zu Hülfe kommen wollten. Die Unordnng des gemeinen Wesens hinderte sie, einen Entschluß zu fassen, und erst bei der fürchterlichen Nachricht, daß Dinant nicht mehr sey; erst dann, als Karl sich der Hauptstadt näherte, rückten sie ihm gewaffnet entgegen.

Aber

Aber auch dieß war mehr ein Schritt der Verzweiflung als des Muthes. Weder die Begünstigung des Orts noch die Zerstörung, in welcher eben damals sich das burgundische Heer befand, konnten sie zu einem Treffen bewegen. Sie wählten den Weg der Unterwerfung, den ihnen Karl vorschrieb. Alle Bedingungen des vorigen Friedens wurden erneuert, und jetzt durch fünfzig Geißel aus den Edelsten des Lütticher Volkes befestiget. Sie sollten mit ihrem Leben für die Treue ihrer Mitbürger haften.

3.

Neuer Sieg des Herzogs von Burgund über das empörte Lüttich.

Der alte Herzog Philipp von Burgund überlebte diesen Feldzug gegen Lüttich nur wenige Monate; er starb am fünfzehenden Julius des Jahres ein tausend vier hundert und sieben und sechzig an den Folgen einer gänzlichen Entkräftung. Die Milde seiner Regierung, seine glücklich geführten Kriege, die Großmuth und Herablassung, die er gegen alle Menschen blicken ließ, hatten ihm Hochachtung bei Auswärtigen und Liebe bei seinen eigenen Völkern erworben. Nie schätzte ein Fürst seine Unterthanen willkührlicher, und nie steuerte man freiwilliger, als unter ihm. Er allein, rechnete man, hatte in den sieben und vierzig Jahren seiner Regierung mehr Einkünfte gezogen, als die Abgaben von vierhundert Jahren aus den vorigen Regierungen betrugen; und doch befanden sich zu seiner Zeit Burgund und die Niederlande im höchsten Flor. Bei aller Verschwendung des burgundischen Hofes, bei den reichlichen Geschenken, die Philipp austheilte, bei den auswärtigen Kriegen, die er führte,

hin-

hinterließ er seinem Sohn und Nachfolger einen Schatz, wie ihn vielleicht kein Fürst in Europa damals besaß. Sein Hausgeräth allein wurde zu zwei Millionen Goldthalern angeschlagen. Das baare Geld betrug vier hundert tausend Goldthaler; außer zwei und siebenzig tausend Mark an Silberbarren, und einem geheimen Schatz, der in einem hohen Thurme zu Ryßel aufbewahrt wurde.

Mit so reichen Hülfsquellen trat Karl der Kühne die Regierung von Burgund an, stolz auf sich selbst und auf die innere Macht seines Landes, voll großer Entwürfe und voll Haß gegen diejenigen, die seinen Absichten zu widerstehen wagten. Unter den letztern war der ränkevolle König von Frankreich der vornehmste und furchtbarste. An ein gutes Vernehmen zwischen Ludwig und Karl war nicht zu denken; vielmehr wachte nun erst die alte Eifersucht und Feindschaft zwischen beiden Fürsten recht auf, und hielt sie beständig zum Kriege, oder zu arglistigen Künsten bereit, wodurch einer dem andern zu schaden suchte. Mit verbissenem Unwillen sah Karl, wie der König von Frankreich die Dämme, die man seiner Gewalt vorgezogen hatte, nicht umrieß, sondern hinterlistig umschlich; wie er die edelsten Patrioten nach und nach in sein Netz lockte, und wie Schmeicheley, Aufhetzung, Verrath und Lügen ihm zu Gebot standen, um den Glanz der Französischen Krone über den Trümmern der burgundischen Hoheit schimmern zu lassen.

Der Tod des Herzogs Philipp hatte Ludwigen Veranlassung gegeben, die Lütticher von neuem zu bearbeiten. Durch mehr als einen Volksredner gelang es ihm, den Pöbel aufzuhetzen, und ihm den Wechsel der burgundischen Regierung als einen Zeitpunkt anzudeuten, in welchem die erstorbene Freiheit wieder aufleben könne. Die Unglücklichen ließen sich bethö-

ren,

ren, indem sie glaubten, jetzt eine gute Gelegenheit bekommen zu haben, die schweren Bedingungen zu brechen, die sie nach dem vorhergehenden Kriege hatten eingehen müßen, und sich durch Streifereyen in die burgundischen Länder zu bereichern. Plötzlich sah man jetzt wieder im ganzen Lande die vorigen Auftritte der Zügellosigkeit, Räuberey und Mordgier erneuert. Die Drohungen des Herzogs von Burgund reizten nur zu größerm Frevel. Man grief zu den Waffen; ein zusammengerotteter Haufe überfiel Huy, eine Stadt, wohin sich der Bischof wegen der Jagd begeben hatte. Die burgundische Besatzung, die hier lag, wurde auseinander gesprengt, der Bischof gefangen genommen. Man wollte ihn nach Lüttich schleppen, aber durch die Nachläßigkeit seiner Wächter fand er ein Mittel, noch in der nemlichen Nacht zu entfliehen, und seinen Verwandten, den Herzog Karl, zur Vertheidigung anzurufen.

Die so gefliſſentlichen Beleidigungen der Lütticher, die Hartnäckigkeit, mit der sie widerstrebten, die Verachtung aller Ermahnungen und Strafen, die wiederholte Uebertrettung aller Gesetze und Bündnisse, schienen das Maaß ihrer Schuld vollgemacht zu haben. Auch wurde Karl durch die jetzige Empörung zum heftigsten Zorn fortgerissen. Er sammelte ein Heer von zwanzig tausend Mann, und sandte Herolde mit brennenden Fackeln und entblößtem Schwerdte aus, zum Zeichen, daß er nicht kriegen sondern vertilgen wolle.

Als der König von Frankreich, der heimliche Freund der unruhigen Lütticher, sah, welches Ungewitter sich über ihnen zusammenzog, ließ er dem Herzog von Burgund, der schon mit seinem Heere in Bereitschaft stund, durch eine eigene Gesandtschaft eröffnen: er werde nicht zugeben, daß man die Lütticher, seine Bundesgenossen, bekriege; jedoch wollte

er

er unter der Bedingung ruhig bleiben, wenn Karl ihm den Herzog von Bretagne (einen Verbündeten des Herzogs von Burgund gegen Ludwigs Eingriffe und Machinationen) preis geben wollte. Ohne sich zu besinnen antwortete Karl: er werde sich durch keine Vorstellung abhalten lassen, die Lütticher, als muthwillige Uebertretter des Friedens, zu verfolgen, und sie für ihre oft wiederholten Bosheiten zu strafen; was aber seine feierlichen Verträge mit dem Herzoge von Bretagne betreffe, so werde er sie unter keiner Bedingung brechen. Mit dieser Antwort entließ Karl die Gesandten. Als er schon zu Pferde saß und eben sein Heer anführen wollte, rief er ihnen im Vorbeigehen noch zu: „Ich ersuche den König, nichts gegen Bretagne zu unternehmen.“ — „Monseigneur, antwortete einer der Gesandten, man hat Ihnen die Wahl gelassen; wenn Sie unsere Freunde angreifen, so werden wir auf die Ihrigen losgehen.“ — „Gut, versetzte der Herzog, die Lütticher sind versammelt, und ich erwarte ein Treffen noch ehe drei Tage vergehen; verlier' ich's, so glaub' ich es gerne, daß ihr nach eurem Belieben handeln werdet; gewinn ich es aber, so sollt ihr wohl die Bretagner in Frieden lassen.“ Mit diesen Worten sprengte er davon.

Karl hatte fünfzig Geißeln aus Lüttich in seiner Gewalt, lauter freiwillige Opfer des Vaterlandes, deren Kopf für das gute Betragen ihrer Mitbürger haften sollte. Es wurde ein Kriegsrath gehalten, und man fand die Frage: ob sie jetzt insgesammt niederzumezeln wären? einer sorgfältigen Erörterung nicht unwerth. Ein gewisser Herr von Contai unterstützte mit vieler Heftigkeit diese empörende Maaßregel, und eine große Anzahl der übrigen stimmte ihm bei. Aber selbst in einer Lage, wo die strenge Gerechtigkeit wenigstens manches zur Entschuldigung vorbringen konnte,

wollte

wollte Karl nicht blos blutdürstig scheinen. Er gab dem menschenfreundlichern Rathe des Herrn von Jabercourt, eines Edelmanns aus der Picardie, Gehör, und schickte alle Geißeln ohne Lösegeld zurück. Nur Wenige erkannten aber den Werth dieser in den damaligen Zeiten seltenen Großmuth. Der Sinn des Lütticher Volks war für die Empfindungen der Ehre eben so stumpf, als für die Eindrücke der Strafe geworden. Undankbar und treulos zugleich, vereinigten sich die Meisten der losgelassenen Geißeln mit ihren sich empörenden Landsleuten, und zogen das Schwerdt gegen denjenigen, der ihnen eben das Leben geschenkt hatte

Der Herzog von Burgund rückte mit seinem Heere zuerst gegen St. Tron, um die Belagerung dieser Stadt zu unternehmen. Am dritten Tage erschienen die Lütticher, dreißig tausend Mann stark, zum Entsatz. Karls Wunsch war ein Treffen, und er fand die Feinde dazu bereit. Aber ungeachtet sie für Vaterland, für Haus und Heerd fochten, konnte ihre Unordnung der regelmäßigen Tapferkeit der Burgunder nicht widerstehen. Zerstreut und flüchtig ließen sie dreitausend (nach andern neuntausend) Todte auf dem Schlachtfelde; sieben tausend wurden gefangen genommen. Die übrigen drängten sich nach der Hauptstadt, um ihren Mitbürgern das Schicksal einer allgemeinen Niederlage anzukündigen. Die Folge des Sieges war die Uebergabe von St. Tron. Karl ließ die Mauren der Stadt niederreissen, und zehn Rädelsführer enthaupten. Eben so bestrafte er Tongres, das auf dem Wege nach Lüttich lag.

Furchtbar erschien der Herzog von Burgund vor den Mauren der Hauptstadt, und überließ den Einwohnern die bängliche Wahl, ihr ganzes Daseyn von der Barmherzigkeit des Siegers zu erwarten; oder

durch

durch Widerstand das letzte Fünkchen Mitleid, das ihnen noch zu statten kommen konnte, zu vertilgen. Die Stadt war mit Lebensmitteln und Mannschaft bis zum Ueberfluß gefüllt. Die häufigen Regen hatten das Land umher aufgeweicht, und es war nicht zu vermuthen, daß das burgundische Heer, von Witterung und Mangel gedrückt, eine lange Belagerung ausdauren konnte. Aber bürgerliche Fehden hatten die Kraft der Lütticher so ganz abgezehrt, daß ihnen vor dem Feinde nichts als ein banges Zittern übrig blieb. Dreihundert der vornehmsten Einwohner kamen in Hemden, mit entblößten Füßen und Haupt, und überreichten Karln die Schlüssel der Stadt. Sie ergaben sich, ohne alle andere Bedingung, als daß man sie mit Feuer und Plünderung verschonen möchte. Dieser demüthigende Auftritt, welcher in Gegenwart zweier französischen Gesandten vorfiel, schmeichelte dem Stolz des burgundischen Fürsten. Die Rache, die er anfangs im Sinne hatte, schmolz unter den Bitten einer Heerde Elenden, die um nichts als ihr Leben flehten. Noch dießmal überwand die Milde, und er begnügte sich an Erniedrigung dieser stolzen Stadt, die in ihrer jetzigen Lage nur die wilde Begierde des Siegers sättigen, aber dem Ruhm des Eroberers nichts zusetzen konnte.

Der Herzog hielt einen triumphirenden Einzug in Lüttich durch eine in die Mauer gemachte Oeffnung. Mit entblößtem Schwerdt und einem von Perlen und Edelsteinen stralenden Gewande zog er durch die langen Reihen des Volks, das mit brennenden Fackeln den Triumph des Sieges verherrlichte. Die wenigen Tage, die er hier zubrachte, gaben der Lütticher Freiheit ihren tödtlichsten Stoß. Nur neun Bürger wurden am Leben gestraft, den übrigen aber alles genommen, was ihnen Werth seyn konnte. Sie mußten

unerschwingliche Summen aufbringen, und die Urkunden ihrer Privilegien dem Bischof ausantworten. Karl ließ die Mauern aller Städte im ganzen Lande, bis auf Huy, niederreissen, und den Bürgern alles Geschütz und Waffen nehmen. Selbst die große Freiheitssäule, die auf dem Markt in Lüttich stand, wurde nach Brüssel geschafft, und so ein Volk, das vor wenig Tagen dreißigtausend Bewafnete ins Feld stellen konnte, auf einmal allen Geisseln eines drückenden Despotismus preis gegeben.

4.

Zusammenkunft des Königs von Frankreich und des Herzogs von Burgund zu Peronne.

Siegreich gieng der Herzog Karl von den Ufern der Maas nach Brüssel zurück, mit allem dem Beifall gekrönt, den die Volksliebe einem hofnungsvollen tapfern Beherrscher schenkt. Jetzt, da er die stolzen Lütticher gedemüthigt hatte, sann er auf Rache gegen ihren Beschützer, den König von Frankreich, auf dessen geheime Schlingen er überall stieß, die, wenn sie ihn auch nicht zurückzuhalten vermochten, ihn doch zur lästigsten Behutsamkeit nöthigten. Karl allein hatte bisher den französischen Prinzen ihre Rechte, ihre Freiheit, ihre Besitzungen gesichert. Nur gegen seine Wachsamkeit scheiterten die verderblichen Anschläge des Königs, die durch kein Bündniß und keinen Friedensschluß im Zaum gehalten wurden. Theils um sich an dem Könige für die Aufwieglung der Lütticher zu rächen, theils um den Herzog von Bretagne gegen Ludwigs Anmaßungen zu unterstützen, ließ er alle Vasallen seiner Domainen, sowohl in den Niederlan-

den

den als in Burgund aufbieten, und sie in die Gegend von St. Quentin bestellen.

Die französischen Prinzen, die mit Karl im Bunde stunden, waren nicht von seinem kriegerischen Geiste beseelt. Sie fröhnten der Weichlichkeit, und unterlagen jedem Eindrucke der Furcht. Während Karl sich zu ihrem Beistande rüstete, überfiel Ludwig Bretagne, und scheuchte die Prinzen aus dem Schooße der Wollust auf. Der Herzog von Bretagne zog sich eiligst zurück, und mußte selbst einen Theil seiner eigenen Staaten der Rachsucht des Königs preis geben, der alles was er nur erreichen konnte unbarmherzig verwüsten ließ. Bretagne mußte sich zu allem verstehen, was Ludwig von ihm verlangte, sogar zur Aufhebung des Bündnisses mit dem Herzog von Burgund. Der schadenfrohe Ludwig konnte sich das Fest nicht versagen, diesem letztern die Friedensartikel selbst zu überschicken. Karl konnte es anfänglich kaum glauben; als ihm aber die Nachricht von andern Orten her bestätigt wurde, gerieth er vor Zorn ganz außer sich, und verdoppelte seine Rüstungen gegen Ludwig. Dabei war diesem nicht wohl zu Muthe, denn der Zug nach Bretagne hatte ihn erschöpft, und er bedurfte wenigstens einige Jahre, um zu einem neuen Kriege frische Kräfte zu sammeln. Er schickte daher eine Gesandtschaft nach der andern an Karln, mit den größten Freundschaftsversicherungen, und betheuerte ihm, es schmerze ihn sehr, daß er den Herzog gegen seinen Willen gereizt hätte, und er sey bereit, ihm die auf eine Ausrüstung verwendeten Kosten zu vergüten. Karl hielt es nunmehr auch unter seiner Würde, länger sich für Fürsten aufzuopfern, die seine Achtung so wenig verdienten. Was er sonst nie gethan haben würde, that er jetzt: er steckte das zur Hülfe gezogene Schwerdt gegen eine Entschädigung von sechs

und zwanzig tausend Goldthalern, die ihm Ludwig anbot, in die Scheide.

Das gute Vernehmen unter den beiden Fürsten ward aber schnell wieder gestört. Ludwig, keiner wahren Freundschaft fähig, sann augenblicklich wieder auf neue Ränke. Er wollte schlechterdings den Herzog von Burgund zu Grunde richten, den er bis in den Tod haßte, weil er wußte, daß er ihn genau kannte; und er benutzte dazu die erste Gelegenheit, die sich ihm darbot. In aller Stille schickte er den Lüttichern Geld, und munterte sie auf, sich wieder am Herzog zu rächen. Mit diesem setzte er dagegen die freundschaftlichen Unterhaltungen so täuschend fort, daß Karl schon seine schlechte Meinung von seiner Ehrlichkeit zurück zu nehmen anfieng. Nun glaubte der König, im Vertrauen auf seine Kunst der Ueberlistung, wenn er sich mit dem Herzoge persönlich besprechen könnte, so würde er ihn ganz auf immer für sich gewinnen. Er trug ihm also eine persönliche Unterredung an, und überließ ihm selbst die Bestimmung des Orts zur Zusammenkunft. Der Herzog blieb darüber so lange unschlüssig, daß der König schon seinen Zweck verfehlt zu haben glaubte. In dieser Meinung sandte er abermals geheime Agenten nach Lüttich, um die Einwohner zur Ergreifung der Waffen zu reitzen, und ihnen alle nöthige Hülfe zuzusichern. Indessen besann sich der Herzog, und bat selbst um die Unterredung, die er zuvor abzulehnen geschienen hatte. Zum Ort der Zusammenkunft wurde die Stadt Peronne erwählt. Karl erschien daselbst mit einer ziemlich starken Begleitung, Ludwig hingegen nur mit einigen Vornehmen, denn er wußte, daß dem geraden Sinne des Herzogs zu trauen war, und gerade durch dieß Vertrauen wollte er ihn recht treuherzig und sicher machen.

Karl

Karl ritt dem Könige entgegen und empfieng ihn mit der ihm eigenen Offenheit. Sie steigen im Schlosse ab. Indem der König am Fenster steht, sieht er des Herzogs Truppen vorbei ziehen, und zwar unter lauter Anführern, die ehemals in französischen Diensten gestanden hatten und von ihm beleidigt worden waren. Er konnte seine Besorgniß nicht verbergen, daß er vielleicht verrathen sey, allein Karl bemerkte sie nicht so bald, als er ihn beruhigte und es ihm freistellte, in der Stadt zu bleiben, oder die Citadelle außerhalb der Mauer zu beziehen. Der König wählte das Letztere, allein hier wartete eine neue Angst auf ihn, die er sich selbst durch seine Politik bereitet hatte. Kaum waren nemlich die Fürsten drei oder vier Tage beisammen, so lief in Peronne die Nachricht ein, daß die Lütticher von Neuem zu den Waffen gegriffen, ihren Bischof in der Stadt Tongern gefangen genommen, und 5 Domherren nebst einigen Burgundern, ermordet hätten, und daß sie durch französische Agenten zu diesem Friedensbruche verleitet worden wären.

So angenehm diese Nachricht dem Könige von Frankreich zu jeder andern Zeit gewesen seyn würde, so ungelegen mußte sie ihm jetzt kommen, da er ganz und gar in seines Gegners Gewalt war. Er hatte aber auch nicht geglaubt, daß die Lütticher so rasch zu Werke gehen würden, ja er hatte eine neue Gesandtschaft abgeschickt, um sie zu erinnern, daß sie mit den Feindseligkeiten noch eine Weile inne halten möchten; aber es war schon zu spat gewesen.

Als der Bericht von den Vorfällen zu Lüttich dem Herzog Karl hinterbracht wurde, gerieth er in die schrecklichste Wuth. Als Herr der Person des Königs sprach er von nichts als Rache, und befahl vor allen Dingen, ihn in die Citadelle fest einzuschließen. Ein Fürst, der selbst die heiligen Rechte der Gastfreund-

freundschaft mißbrauchte, um seine Streiche desto sicherer zu führen, dünkte ihm nicht blos als Feind verabscheuungswürdig, sondern auch als Verräther strafbar. Des Herzogs Zorn wurde jetzt weder durch die Majestät der königlichen Würde, noch durch den Sicherheitsbrief, den er eigenhändig für die Person des Königes ausgefertiget hatte, in Schranken gehalten. Anfangs wollte er den treulosen Fürsten umbringen lassen, und nur die gemäßigten Vorstellungen einiger treuen Diener brachten es so weit, daß er den Aufwallungen der ersten Hitze widerstund, und sei Hand von dem Leben eines Fürsten zurück hielt, den er tief unter alle Ehrlichkeit herabgewürdigt glaubte.

Drei Tage blieb der König von Frankreich in der schröcklichsten Ungewißheit, indem er alle Augenblick dachte, daß man das Schwerdt über sein Haupt zücken würde. Die Fenster seines Zimmers stießen unmittelbar auf einen Thurm, wo ehemals Karl der Einfältige sein trauriges Leben in gleicher Gefangenschaft hingeschmachtet hatte. Ein ähnliches Schicksal schien auch ihn zu erwarten. Viele burgundische Räthe stimmten nemlich dahin, man sollte des Königs Bruder, den Herzog von der Normandie, herbei holen, und mit Zuziehung der übrigen Verbündeten den König in eine Lage setzen, worinn er ferner nicht mehr schaden könnte. Schon wollte Karl die Kuriere abfertigen, als er durch neue Aufopferungen, zu denen sich der König erbot, zurück gehalten wurde. Nur die niederträchtigste Demüthigung des Königs, und die Gelder, die er unter die vornehmsten Burgunder austheilen ließ, entkräfteten das verderbliche Urtheil, das man über ihn auszusprechen im Begriff stand. Er verschwendete fünfzehn tausend Thaler, um die Günstlinge des Herzogs zu gewinnen und sich durch sie zu retten.

Karl

Karl brachte diese Zeit über in nicht minder groſser Unruhe zu. Leidenschaft und Selbstsucht spornten ihn zu einer Rache, wovon ihn Klugheit und ein zartes Ehrgefühl abmahnten. Sein Geist arbeitete im beständigen Kampf mit sich selbst. Man hörte ihn des Nachts mit heftigen Schritten in seinem Zimmer auf und ab gehen. Am Morgen des vierten Tages sah man ihn erzürnter als jemals. Unter heftigen Drohungen und Verwünschungen erklärte er endlich: nur dann sich zu begnügen, wenn der König einen neuen Frieden beschwören und mit ihm in Person gegen die aufrührischen Lütticher zu Felde ziehen wollte. Voll von diesem Entschlusse gieng er selbst zu dem Könige, den er bisher noch nicht gesprochen hatte, um ihm die Bedingungen vorzulegen und eine kategorische Antwort zu fordern. Im nemlichen Augenblick hatte Ludwig bereits durch einen Freund erfahren, was man ihm zumuthete. Er war vorbereitet, als Karl in sein Zimmer trat. Das Auge des Herzogs funkelte, und verbissene Wuth sprach aus allen Geberden. Ohngeachtet er den Körper gegen den König beugte, so war doch seine erste Anrede so rauh, daß Ludwig in nicht geringes Schrecken gerieth. „Mein Bruder, fragte er mit ängstlicher Stimme, bin ich nicht sicher in Ihrem Hause und in Ihrem Lande?“ — „So sicher, erwiederte der Herzog, daß, säh' ich einen Bogen auf Sie los drücken, ich mich sogleich vorstellen würde, um Sie zu schützen.“ Diese Worte flöſsten dem Könige wieder Muth ein. Er hörte jetzt gelassen die Bedingungen an, und da er wohl sah, wie gefährlich jede Ausflucht in seiner Lage werden könnte, versprach er sie ohne Ausnahme zu erfüllen. Dem zufolge mußte er versprechen, alle in dem letzten Frieden gegebene, aber nicht gehaltene Verheißungen zu erfüllen, weder gegen Karl noch dessen Bun-

des-

desgenossen etwas zu unternehmen, in des Herzogs Domänen weder Steuern auszuschreiben, noch Bedienungen zu besetzen, und ihn zur Bestrafung der Lütticher zu begleiten.

Als Ludwig die Friedensbedingungen unterschrieben, und seine Aufrichtigkeit mit einem Schwur auf das Kreuz Karls des Großen bekräftiget hatte, verließ ihn der Herzog mit der Erinnerung, sich reisefertig zu machen, um am folgenden Tage durch den Feldzug gegen Lüttich seinen Schimpf zu vollenden.

5.

Lezter Zug gegen Lüttich und Zerstörung dieser Stadt.

Die Genugthuung, zu welcher Karl den König von Frankreich zwang, war eben so glänzend für jenen, als für diesen demüthigend und entehrend. Beherrscher eines großen Reichs, mußte er seinem Vasallen eine Empörung tilgen helfen, die er selbst angefacht hatte, und bei der Zerstörung eines Volks gegenwärtig seyn, das mit ihm von jeher im Bündniß stund. Was jeder ehrliebende Fürst verabscheut haben würde, that Ludwig mit bewundernswürdiger Leichtigkeit. Er wollte Karln nicht nur seine Zusage erfüllen, sondern er bestrebte sich auch zu zeigen, wie gern er es thue. Er erschien nie anders, als in dem Andreaskreuz, dem gewönlichen Zeichen von Burgund. Seine Reuterey wurde mit dem burgundischen Heere vereinigt; seine Person war immer an Karln gefesselt. Man hätte glauben sollen, daß nur Ein Sinn sie beherrsche, nur Ein Interesse beiden vorschwebe.

Am fünfzehenten Oktober des Jahres ein tausend vier hundert und acht und sechzig, brach der Herzog

von

von Burgund gegen Lüttich auf, und führte den König von Frankreich gleichsam im Triumph mit sich. Ob er ihn gleich nicht aus dem Gesichte ließ, so widersetzte er sich doch nicht, als Ludwig eine Wallfahrt nach Unsrer Lieben Frau zu Halle, einem Städtchen zwischen Brüssel und Löwen, zu thun verlangte: aber er ließ ihn desto genauer beobachten. Ueberhaupt war Karl weit entfernt, sich von Ludwigs Schmeicheleyen bethören zu lassen, oder deshalb im geringsten nachgiebiger gegen ihn zu seyn. Selbst die Heftigkeit, mit der er auf Lüttich loßdrängte, und der Untergang, den er dieser Stadt zugedacht hatte, war vielleicht mehr eine Wirkung der Rachsucht gegen den König, als der Erbitterung gegen die Stadt selbst. Auch hatten die Einwohner dießmal wohl mehr Entschuldigungsgründe, als je für sich. Der Auflauf war hauptsächlich durch eine große Anzahl Vertriebener entstanden, die von Mangel gespornt, sich mit Gewalt den Rückweg bahnten. Das Gerücht hatte die vorgefallenen Gewaltthätigkeiten übertrieben, und noch ehe das burgundische Heer den Lütticher Boden betrat, war die Einigkeit zwischen Volk und Bischof wieder hergestellt. Der Bischof war daher auch der erste, der sich zum Vermittler zwischen seinen eigenen Unterthanen und dem erzürnten Herzog anbot. In Begleitung des päbstlichen Legaten und einiger Lütticher Abgeordneten begab er sich in Karls Lager, und bat um Verschonung für die Stadt. Aber dieser Fürst, der dreimal vergeben hatte, blieb nun unwiderruflich bei seinem Vorsatz. Froh genug, den Bischof bei sich zu haben, ließ er die Abgeordneten ins Gefängniß werfen, und setzte den Zug gegen Lüttich fort.

Obgleich Lüttich keine Mauern und nur eine schwache Besatzung und regelmäßige Truppen hatte, so entschlossen sich doch die Einwohner zu einer verzweifelten Gegen-

Gegenwehr, da ihre wiederholten Versuche, Gnade und Vergebung zu erlangen, stolz abgewiesen wurden. Der Marschall von Burgund hatte sich mit dem Vordertreffen, das er kommandirte, in eine Vorstadt gelegt, und verlor gleich anfangs bei einem Ausfall der Belagerten achthundert Mann, und wurde fast von seinem ganzen Fußvolk verlassen. Aber für die Lütticher war der Tod ihres tapfern Anführers, der zween Tage hernach an seinen Wunden starb, ein unersetzlicher Verlust.

Der Herzog eilte nun um so viel mehr, vor die Stadt zu kommen; aber seine Truppen hatten mit mancherlei Widerwärtigkeiten, mit Regen, Kälte und Mangel an Bedürfnissen zu kämpfen, und wurden durch unaufhörliche Ausfälle ermüdet. Dazu kam die beschwerliche Aufsicht auf den König von Frankreich, von dem zu besorgen war, daß er entweder unvermuthet mit den Lüttichern gemeine Sache machen, oder entflihen möchte. Karl hatte mit ihm ein Quartier in der Vorstadt bezogen. Die Häuser, wo beide wohnten, wurden nur durch eine große Scheune getrennt. Hier legte Karl dreihundert schwere Reuter ein, welche auf den König ein wachsames Auge haben mußten. Das burgundische Heer war acht Tage vor der Stadt gestanden, ohne daß der Herzog oder jemand von den Soldaten sich der Waffen entledigte. Der neunte Tag war zu einem allgemeinen Angriffe bestimmt, nnd nur am Abende vorher erlaubte Karl seinen Leuten, vorzüglich auch denen in der Scheune, die Waffen zu ihrer Erholung abzulegen. Er wußte nicht, daß die letzte Nacht, die er die ruhigste glaubte, noch manches Verderben ausbrüten, und daß eben die Wache, die er gegen den König gerichtet hatte, manchen andern wichtigen Dienst leisten konnte.

Zu Lüttich nemlich, wo die Verzweiflung ihre letzten Kräfte anstrengte, und nirgends Hülfe sah, hatten 600 Gebürgsbewohner aus dem benachbarten Pays de Franchemont, Männer, die von jeher in dem Rufe besonderer Tapferkeit stunden, sich erboten, die Retter ihres Vaterlandes zu werden. Sie wählten eben die Nacht, wo sie glaubten, daß im burgundischen Lager alles in Schlaf versunken sey. Unbemerkt wollten sie sich an die Wohnungen des Königs und des Herzogs hinanschleichen, beide wehrlos überfallen und ermorden oder gefangen nehmen. Zu gleicher Zeit sollte das ganze Volk einen Ausfall aus der Stadt thun, und der rühmlichste Sieg oder der schönste Tod die Sache zur Entscheidung bringen. Dieser Entschluß, der mit römischem Geiste gefaßt war, wurde mit römischem Muthe ausgeführt. Gegen zehen Uhr Abends machte das kleine Heer sich auf den Weg. Die Hauswirthe beider Fürsten waren ihre Führer. Durch die Löcher der zertrümmerten Stadtmauer, und durch eine Felsenhölung gelang es ihnen, unbemerkt bis dicht hinter das Quartier des Herzogs von Burgund vorzudringen. Man hatte einige Wachen, die unterwegs stunden, niedergebohrt. Der Weg bis in das Zimmer des Herzogs stund jetzt offen, und einige Lanzenstöße wären vielleicht hinreichend gewesen, den Feind ihrer Ruhe, und den Krieg mit Burgund auf einmal zu vernichten. Aber in eben dem Augenblick, da der Streich ausgeführt werden sollte, verleugneten sie ihre Klugheit, und überließen sich der Hitze eines schon erlangten Sieges. Ein Blick auf das Zelt des Herzogs von Alencon, welches einzeln hier stund, machte sie blutgierig. Sie stachen mit ihren Piken hinein, und erregten dadurch die Aufmerksamkeit der Soldaten, die nunmehr aufstanden und sich bewafneten.

Noch

Noch war es Zeit, auf die Opfer, die sie bestimmt hatten, loszugehen. Aber eben jene Scheune, wo die dreihundert Reuter lagen, hielt ihre Schritte zum zweitenmal an. Auch hier reitzten sie die Mannschaft durch unzeitigen Angriff, und da beim ersten Getöse einige Reuter schon die Rüstungen umgeworfen hatten, so entspann sich ein hartnäckiges Gefecht, welches die Fürsten rettete. Der Tumult auf der Strasse nahm indessen zu. Mehrere Leute rissen sich aus ihrem Lager auf, und sprengten bewafnet herbei. Mitten durch das Gedränge ergriefen endlich die ungeduldigen Wirthe einen Haufen Lütticher, und führten sie gegen ihre eigenen Häuser an.

Der Herzog von Burgund schlief in einem kleinen Stübchen, und über ihm befand sich eine Wache von ungefähr zwölf Mann, die eben mit Würfeln spielten. Plötzlich war alles in Aufruhr. Kaum hatte Karl Zeit seinen Küraß anzulegen, indessen die Wache Fenster und Ausgang des Hauses vertheidigte. Nur mühsam gelang es ihm, sich an ihrer Spitze auf die Straße heraus zu drängen. Bei dem Schein einiger Fackeln erblickte er rings um sich her kämpfende Partheyen. Man hörte nichts, als: „Es lebe Burgund! es lebe der König!" und; „Tödtet, tödtet!" — In dieser allgemeinen Unordnung konnte der höchste Muth der Lütticher den verabsäumten Augenblick nicht ersetzen. Auch ihr Angriff auf das Haus des Königs war gescheitert. Hier in die Enge getrieben, und von der Stadt aus nur schwach unterstützt, sahen sie das ganze burgundische Lager allmählich gegen sich gewafnet. Ohne Hofnung zur Flucht, unterlagen sie endlich der stärkern Anzahl. Fast alle blieben auf dem Platze und zogen durch ein Unternehmen, wodurch sie das Vaterland zu retten dachten, die Wolken des Verderbens noch dichter über dasselbe zusammen.

Wenn

Wenn noch irgend ein Zugang zu Karls Gnade offen gestanden hätte, so wurde er durch diesen Vorgang verschlossen. Die Tollkühnheit der Lütticher, die allen andern eine mit Furcht vermischte Bewunderung einflößte, hatte seine Wuth aufs höchste gespannt. Er sehnte sich nach dem Morgen, um seinem kochenden Herzen unter Blut und Ruinen Luft zu machen. Weder die eben überstandene Lebensgefahr, noch die Menge zur Verzweiflung gereitzter Einwohner, noch die Vorstellung des Königs von Frankreich konnten ihm mildere Gesinnungen einflößen. Keine Bedingungen, kein Aufschub fanden statt; die Vertilgung der Stadt blieb unwiderruflich, und kaum war der Tag angebrochen, so wurde das Zeichen zum Sturm gegeben. Der Angriff geschah von zwei Seiten, nicht ohne bange Ahndungen. Man glaubte Gefahren entgegen zu gehen, die von den Wällen und Anhöhen der Stadt in tausend Lanzen und Dolchen zur Vernichtung des burgundischen Heeres herabstürzen würden. Aber es zeigte sich wider Erwarten ganz anders. Die Hauptzugänge stunden offen; die Wege waren frei und ohne Vertheidigung.

Mit dem Feldgeschrei: „Es lebe Burgund!“ welches niemand lauter als der König rief, drangen jetzt an vierzig tausend Bewafnete in die wehrlose Stadt. Sie stiessen nur auf einzeln umherirrende Einwohner, die sie ihrer ersten Wuth aufopferten. Die Strassen schienen verödet, denn alle Einwohner, die noch Gegenwehr thun konnten, waren in den Ardennenwald geflüchtet, und die zurückgelassenen Weiber, Kinder, Alten nnd Armen, hatten sich in den Kirchen versammelt, um ihren Gottesdienst abzuwarten. Einige versteckten sich in dem Innersten ihrer Häuser; aber bald wurden sie aus ihren Schlupfwinkeln hervorgerissen. Nichts hielt die Wildheit der Soldaten auf, die

nach Blut und Beute dürsteten. Sie stürmten in die Häuser; sie sprengten die Thüren der Tempel, und überließen sich einer kalten fühllosen Grausamkeit. Weder Alter noch Geschlecht wurden verschont; die Kinder an den Steinen zerschmettert, die Schwangern niedergebohrt, die Jungfrauen geschändet und ermordet. Ueberall wüthete der Geist der Zerstörung, und selbst Karl war nicht mehr vermögend, ihm Einhalt zu thun. Um die Plünderung der Lambertuskirche zu verhüten, mußte er einige Soldaten mit eigener Hand niederstoßen. Der vornehmste Urheber aller Verbrechen und Unmenschlichkeiten, die in der unglücklichen Stadt verübt wurden, König Ludwig von Frankreich, mußte aus dem bischöflichen Palaste den Untergang seiner Bundesgenossen mit ansehen. Welche unangenehme Empfindungungen mögen in seiner Seele aufgestiegen seyn! Dennoch bestrebte er sich sie zu ersticken, und mit wahrhaft niederträchtigen Schmeicheleyen die Tapferkeit und das Betragen des Herzogs von Burgund zu erheben. Einige Tage nach Einnahme der Stadt wagte er es, den Herzog um Erlaubniß zu seiner Rückreise zu ersuchen. Karl zögerte; endlich ließ er sich durch die vielfältigen Vorstellungen des Königs erweichen, nachdem er ihm zuvor noch einmal recht lebhaft die Erniedrigung seiner Lage vor Augen gestellt hatte. Er befahl nemlich, daß die Friedensartikel zu Peronne dem Könige vor seiner Abreise, Wort für Wort, wieder vorgelesen wurden, und fragte bei jedem: ob er etwas einzuwenden habe? Auf die Erklärung, daß alles in Kraft bleiben sollte: machte der Herzog eine kurze, und fast spöttische Entschuldigung, daß er ihn hieher bemüht habe. Am zweiten November reißte der König ab, und der Herzog entließ ihn mit aller der Schande gebrandmarkt, die ein Verräther verdiente, und die

eben

eben deshalb selbst mit keiner Krone sich bedecken läßt. Der gedemüthigte König begab sich nach Senlis, denn nach Paris schämte er sich zu kommen. Vor seinen Unterthanen suchte er sich den Schein zu geben, als habe er alles aus eigener Willkühr und freier Großmuth bewilliget. Das Volk ließ sich nicht täuschen; es machte Pasquille und Gassenhauer auf den König. Man lehrte die Papageyen und Aelstern rufen: „Peronne! Peronne!" Ludwig wurde von diesem Gesange bei seiner Ankunft zu Paris so unangenehm überrascht, daß er im ersten Aerger einen Befehl an die Bürger ergehen ließ, alle gezähmten Hausthiere, auch Hirsche, Rehe und Kraniche (um den Grund des Gebots ein wenig zu verstecken) nach Amboise auszuliefern.

Der Herzog von Burgund eilte inzwischen, nach seiner wilden Gemüthsart, seine Rache an Lüttich zu sättigen. Die Oede der Stadt, das allenthalben vertilgte Leben und die allenthalben beraubten Wohnungen genügten ihm nicht. Er gab Befehl, die Stadt vollends zu zerstören, und die Einwohner, die sich nicht von der Gefangenschaft loskaufen konnten, in die Maas zu werfen. Nur die Kirchen und einige Privathäuser wurden von der Verwüstung, welche viertausend Limburger verrichten mußten, ausgenommen. Nach wenig Tagen stunden von einer Stadt, die so viel ansehnliche Paläste aufzuweisen hatte, kaum noch sechs Privathäuser. Als Karl schon weit mit seiner Armee von der Stadt entfernt war, hörte er noch das Krachen und Zusammenstürzen der Häuser. Er zog in das arme Ländchen Franchimont, das die kleine, aber tapfere Besatzung der Stadt Lüttich hergegeben hatte, und vermehrte durch die schröcklichste Verwüstung die Zahl seiner Unmenschlichkeiten. Erst dann, als er rings umher nichts als verbrannte Dörfer

ſer und Wüſteneyen ſah, glaubte er ſein Werk vollendet zu haben, und kehrte nach Brabant zurück.

II. Kronrevolution in Konſtantinopel

In den Jahren 1511 und 1512.

I

Sultan Bajazeth der Zweite im Kampfe mit ſeinem Sohne Selim.

In der Reihe der osmaniſchen Sultane ſteht Bajazeth der Zweite als eine der empfindlichſten Geißeln der Chriſten. Er verließ den unterjochten Orient, um die Waffen in den Occident zu tragen, und die untergehende wie die aufgehende Sonne im Menſchenblut ſich ſpiegeln zu ſehen. Aber faſt alle Kriege, die er während ſeiner neun und dreißig jährigen Regierung führte, waren unglücklich. Dieß machte ihn zuletzt unmuthig, und da er ſich vom Ziele ſeines Ehrgeitzes immer weiter entfernt ſah, ſo gab er ſeinen Kriegern die Erlaubniß, die Mühſeligkeiten des Krieges mit den Ergötzungen des geſellſchaftlichen Lebens in ihren heimiſchen Wohnorten zu vertauſchen. Er ſelbſt überließ ſich nun den Vergnügungen des Serails, und da endlich Alter, Podagra und andere Kränklichkeiten ſeinen Unmuth vermehrten, ſo beſchloß er im Jahr ein tauſend fünf hundert und eilf, die Regierung niederzulegen.

Zu ſeinem Nachfolger beſtimmte der Sultan ſeinen ältern Sohn Achmed, und berief ihn aus ſeiner

Statt-

Statthalterschaft zu sich, um ihm den Thron zu übergeben. Allein ehe noch die nöthigen Vorbereitungen dazu getroffen waren, verbreitete sich das Gerücht davon, und gelangte auch zu Bajazeths zweitem Sohne Selim, der als Statthalter zu Trapessand lebte. Dieser, ein kühner, unternehmender Kopf und Liebling der Janitscharen und der meisten Großen, faßte den Entschluß, seinem Bruder zuvor zu kommen, und sich der Regierung zu bemächtigen. Er versammelte schnell ein Heer, gieng über das schwarze Meer, und richtete seinen Zug nach Adrianopel, dem damaligen Aufenthaltsorte seines Vaters. Seine eigentliche Absicht verbarg er hinter dem scheinbaren frommen Vorwande, seinem Vater persönlich seine Ehrerbietung zu bezeugen, und dadurch eine den Osmanen heilige, in dem Gesetze ausdrücklich für alle, die von ihren Eltern eine zeitlang entfernt gelebt haben, gebotene Kindespflicht auszuüben. Zugleich gab er vor, daß er die Absicht habe, von seinem Vater sich eine andere Provinz zu erbitten, die ihn von seinem Bruder, mit dem er in Streitigkeiten verwickelt sey, entferne, und ihm mehr Gelegenheit verschaffe, sich als Krieger auszuzeichnen. Einige Tagereisen von Adrianopel sandte er einen Eilboten an seinen Vater voraus, mit dem gleißnerischen Gruße: Selim komme, von dem heißen Wunsche getrieben, nach so langer Abwesenheit einmal wieder das Angesicht seines Vaters zu sehen, und ihm in kindlicher Ehrfurcht die Hände zu küssen. Noch habe er ein Anliegen auf dem Herzen, wegen dessen er sich mit freundlicher Willfahrung schmeichle.

Bajazeth war zu alt geworden in List und Trug, als daß er sich durch diese Larve auch nur auf einen Augenblick hätte täuschen lassen sollen. Er kannte die Natur der Triebe, die den Selim zu ihm führte,

selbst zu gut, um sie nicht sogleich zu ahnden. In seinem Herzen redete nichts als Besorgniß und Argwohn, und so fand er nicht für gut, die Bitte seines Sohnes zu gewähren. Er erwiederte inzwischen die freundlichen Worte der Bothschaft Selims mit freundlichen Worten, übersandte ihm prächtige Kleider, schöne Pferde und Sklaven zum Geschenk, und versprach, seinen Wunsch, in Absicht einer andern Provinz, zu erfüllen. Seinen Besuch aber müße er sich für dießmal verbitten, weil Zeit und Umstände es nicht gestatteten.

Selim empfieng die väterliche Antwort mit Aeußerungen der Freude und Bekümmerniß. Die Geschenke gab er als die Ursache der ersten, die abschlägige Antwort hingegen als die der letzten an. Er betheuerte, daß es ihm unmöglich sey, das Glück, das Antliß seines alten Vaters zu sehen, worauf er sich sehr gefreut habe, so leicht aufzugeben. Es sey überdem durchaus nothwendig, über die Zwistigkeiten mit seinem Bruder sich ausführlich und persönlich mit ihm zu unterreden, und seine Entscheidung zu vernehmen. Dieß sey das einzige Mittel, einen schröcklichen und verderblichen Streit, der ganz Asien verwüsten dürfte, zu verhüten. Diese Gründe legte er seinem Heere vor, und forderte es auf, ihm nach Adrianopel, auch wider Willen seines Vaters, der ihm diesen einzigen Ungehorsam gewiß verzeihen werde, zu folgen.

Schon längst hatte sich Selim, wegen seines Muths und seiner kriegerischen Talente, bei dem Heere in große Achtung gesetzt. Auch hatte er nicht versäumt, dieselbe bei jeder Gelegenheit, durch Herablassung und Freigebigkeit, zu verstärken; dadurch war es ihm gelungen, sie in eine kräftige Anhänglichkeit und Liebe zu verwandeln. In dieser Rücksicht durfte es keiner seiner Brüder wagen, sich in einen Wettstreit mit ihm einzulassen. Achmed, der ältere, war ein wollüstiger

stiger Weichling, der den Krieg fürchtete, und den Kriegsstand vernachläßigte; Corchut, der jüngere, ein geistlicher Schwärmer. Er lebte an den Ufern des Rohdiser Sees so in geistliche Spekulationen vertieft, daß die ganze Welt und alles, was auf derselben vorgieng, bis jetzt von ihm unbemerkt geblieben war. Die Achtung und Gunst, welche diesen beiden abgieng, hatte sich in Selim vereinigt. Er konnte daher jetzt, selbst bei dieser mißlichen Unternehmung, mit Glück manchen Schritt wagen, der einen andern unvermeidlich ins Verderben gestürzt haben würde. Dieß Verhältniß mochte Bajazeth nicht ganz unbekannt seyn. Er hielt es daher für das Rathsamste, die Annäherung seines Sohnes in Adrianopel nicht zu erwarten, sondern er zog sich mit seinen Hofleuthen und einem beträchtlichen Truppenkorps in möglichster Eile nach Constantinopel zurück.

Kaum hatte der Sultan Adrianopel verlassen, als Selim daselbst anlangte, und ungehindert seinen Einzug hielt. Er nahm sich kaum so viel Zeit, sich und sein Heer zu erquicken, und setzte sodann in möglichst starken Märschen seinem Vater nach. Vielleicht hatte er auch die Absicht, ihm selbst noch in Constantinopel zuvor zu kommen, und ihn in dem Besitz seines Thrones zu empfangen. Dieß Letztere glückte ihm zwar nicht, aber er ereilte seinen vor ihm fliehenden Vater, noch ehe er die Hälfte des Wegs zurückgelegt hatte. Ohne weitere Rücksicht und Vorstellung erlaubte er nun seinem Vortrab, die Arriere-garde seines Vaters mit kleinen feindlichen Angriffen zu beunruhigen, wodurch er denn freilich seine Absicht deutlich genug zu erkennen gab.

Das Kriegsheer, welches den Sultan mit treuer Anhänglichkeit begleitete, war an Zahl weit geringer,

 als

als die Macht seines Sohnes. Er sah die Entschlossenheit Selims, und den unruhigen wilden Sinn seiner Krieger. Er fühlte, daß Glück, Jahre und Kräfte ihn nicht mehr so treu unterstützten, als in den ehemaligen Verlegenheiten seines kriegerischen und thatenvollen Lebens. Gleichwohl verlor er den Muth auch jetzt nicht, da es aufs äußerste gekommen zu seyn schien. Er ließ seine Armee stand halten, und redete die Janitscharen mit Nachdruck und Rührung an. Er bat sie, das greise Haupt ihres alten und rechtmäßigen Herrn, das so oft an ihrer Spitze zum Panier ihrer Siege gedient habe, jetzt bei den Anfällen eines verwahrloseten Buben nicht zu verlassen, vielmehr ihn treulich zu unterstützen, damit der ausgeartete Sohn seiner verdienten Züchtigung nicht entgehe. Wiewohl diese Vorstellnngen nicht ohne Wirkung blieben, so vermochten sie doch nicht, insbesondere bei dem Hauptmann der Kriegsvölker, alle Besorgniß eines ungewissen Ausganges zu heben. Ueberdem zog sie auch die allgemeine Neigung zu Selim. Sie hoften daher, wenigstens noch eine gütliche Ausgleichung bewirken zu können, wenn es möglich wäre, ein Treffen zu verhüten. Daher machten sie den Sultan aufs neue aufmerksam auf die Ungleichheit ihrer Zahl, und riethen, lieber fliehend die feindlichen Anfälle Selims aufzuhalten, als sich zu einer förmlicheu Schlacht gegen ihn ins Feld zu stellen. Allein Bajazeth verwarf diesen Rath, als seiner unwürdig. „Er ist stärker an Truppen, sagte er, ich aber durch die Gerechtigkeit meiner Sache. Das Recht steht an meiner Seite. Es wird mit gewaltigen Armen über ihn herfallen und ihn zu Boden werfen. Seyd auch ihr treulos, wie er, so verlaßt mich, und geht zu ihm über; theilt mit ihm die Schande, mit welcher das Schicksal die Treulosigkeit unerbittlich straft. Wer

aber

aber treu ist nnd redlich, der trete an meine Seite und folge mir aufs Schlachtfeld."

Diese Rede machte einen eben so allgemeinen als starken Eindruck. Alle äußerten Entschlossenheit, alles für den Vater zu wagen, wiewohl ein geheimer Zug in ihnen für den Sohn sprach.

Der Greiß stellte sich mit der Munterkeit und Gewandheit eines jugendlichen und kraftvollen Mannes an die Spitze seiner Schaaren, indem die Schmerzen einer reissenden Gicht in seinen Gliedern wütheten. Unweit Tschorlü, bei dem Dorfe Ogoiß begann nun (im Jahr ein tausend fünf hundert und eilf) die Schlacht von beiden Seiten mit der größten Lebhaftigkeit. Ströme von Blut floßen und Schaaren von Menschen stürzten zu Boden. Der unnatürlichste Kampf, zwischen Vater und Sohn, konnte sich auch nicht in seinen schrecklichen Wirkungen verleugnen. Lange blieb der Sieg zweifelhaft, „also, daß die hölliſchen Frohngeister, sagt ein alter Schriftsteller, damals guten Markt hatten, und auf dieser blutigen Kirchweih viel Seelen lösten. Gleichwohl schämte sich das Glück endlich der bösen Sache des Sohns, und spielte dem Vater die Victori zu." Selims Heer wurde gänzlich geschlagen; er selbst rettete sich verwundet durch die Flucht. Der Sultan verbot auf das strengste ihm nachzusetzen, weil er die Hoffnung hegte, wie er sagte: sein Sohn werde sein freches Gemüth ablegen, wieder auf den Weg der Vernunft zurück kehren, und durch seine väterliche Züchtigung überzeugt werden, daß Gott den Aufruhr der Kinder gegen ihre Eltern keineswegs billige. Wollte er sich aber auch jetzt nicht bessern, so müsse man ihn der göttlichen Rache überlassen, die niemals die Frevel der Kinder gegen ihre Eltern ungestraft lasse. —

So

So entkam Selim, aber nicht ohne mannigfaltige Gefahr. Er langte glücklich zu Warna, einer Stadt am schwarzen Meere, an, wo er sich sogleich einschiffte, um sich nach Kjafe in den Schutz des Tartarchans zu begeben.

2.

Bajazeth tritt seinem Sohne die Regierung ab. Tragischer Tod des erstern.

Da die Plane des rebellischen Sohnes zertrümmert waren, so hoffte Bajazeth, nun ohne weiteres Hinderniß die Regierung seinem ältern Sohne übergeben zu können. Er sandte daher eine Bothschaft an ihn, des Innhalts: sein Feind und Nebenbuhler sey überwunden, und aus den Gränzen des Reichs vertrieben; er möge also zu seinem Vater eilen, um mit seinem Seegen auch seine Krone zu empfangen. Allein Achmed trug jetzt nicht minder als vorher Bedenken, der Aufforderung seines Vaters zu folgen. Er ließ ihm zurück sagen: er würde sich vergebens bemühen, ihm diese Wohlthat zu gewähren. Es sey ihm nicht unbekannt, wie sehr nicht nur die Janitscharen, sondern auch alle Großen des Reichs seinem Bruder Selim zugethan wären, und daß sie diesen immer auf dem Throne zu sehen wünschten. Diese also, nicht seinen Bruder, fürchte er, und dieß bestimme ihn, die Aufforderung seines Vaters für jetzt abzulehnen.

Diese Antwort Achmeds leuchtete Bajazeth ein, und bestimmte ihn zwar nicht, seinen Entschluß aufzugeben, aber doch die Ausführung desselben bis zu einem günstigern Zeitpunkte aufzuschieben, und sie lieber allmählich näher vorzubereiten. Er erklärte daher öffentlich, daß er der Idee, die Regierung nieder-

zu-

zulegen, nun ganz entsagt habe, suchte aber unter der Hand die Großen für seine Absichten zu gewinnen und gab auch einigen Vertrauten den Auftrag, daß sie sich bemühen sollten, Achmed auf andere Gedanken zu bringen. Allein diese gedoppelte Maaßregel verfehlte gänzlich ihres Zwecks. Nach dem Altherkommlichen Glauben, daß das Wort eines Sultans unwiderruflich sey, wollten die Janitscharen um so weniger von einer Sinnesänderung Bajazeths etwas hören, da sie seiner friedlichen und alternden Regierung überdrüssig waren, und lebhafter als je den Wunsch hegten, Selim an seiner Stelle auf dem Throne zu sehen, von dessen jugendlichen und kriegerischen Geiste sie erwarten konnten, aufs Neue zu Raub und Sieg geführt zu werden. Die Großen, denen sich der Sultan vertraut hatte, dachten eben so, und benutzten die Meinung der Janitscharen, um eine förmliche Meuterey anzuspinnen, und eine Revolution, zu Gunsten Selims, vorzubereiten. Anstatt sich mit Achmed, nach dem Willen des Sultans, in Unterhandlungen einzulassen, sandten sie eine Bothschaft an Selim, mit einem Schreiben, worinn sie erklärten, daß sie einmüthig entschlossen wären, ihn als Kaiser bei sich zu empfangen, und ihn aufforderten, sich in Constantinopel einzufinden.

Selim, noch durch seinen ersten fehlgeschlagenen Versuch erschüttert, und für sich von allen Hülfsmitteln entblößt, trug Bedenken, auf diese allgemeinen Aufforderungen hin, noch einmal ein so gefahrvolles und mißliches Unternehmen zu wagen. Er erklärte daher: er sey zwar bereit, sein Blut für einen jeden von ihnen, auch den geringsten Soldaten, zu vergießen; aber er sey auch entschlossen, nichts gegen den Willen seines Vaters zu unternehmen, da er aus

dem Erfolge seines ersten Versuchs gesehen habe, daß die Hand Gottes ihm entgegen sey.

Die Großen und die Janitscharen ließen sich dadurch, wie Selim auch wohl erwartet haben mochte, noch nicht gleich zur Ruhe verweisen. Sie sandten einen angesehenen Kriegsanführer zu Selim, und ließen ihm die Versicherung überbringen, daß sie alle bereit wären, sich eidlich verbindlich zu machen, nicht eher ihr Haupt sanft niederzulegen, als bis sie ihn, auch wider den Willen seines Vaters, auf dem Throne gesehen haben würden. Ungeachtet dieß aber vielleicht gerade es war, was Selim wollte, so ließ er sich doch dem Anscheine nach nur schwach bereden, dem allgemeinen Wunsche der Janischaren und Großen nachzugeben. Endlich entschloß er sich, und machte sich, unter demselben Vorwande wie das erstemal, jedoch nur mit einem geringen Geleite, auf den Weg nach Constantinopel. Sobald die Janitscharen von seiner Ankunft Nachricht erhielten, versammelten sie sich truppenweise in den Strassen, und zogen so unter freudigem Getümmel nach dem Thore Topkazu, um ihn dort zu empfangen. Mit den lebhaftesten Ausdrücken der Freude umringten sie ihn bei seiner Ankunft, machten ihm die kräftigsten Versicherungen ihrer Anhänglichkeit und Treue, und führten ihn in ihrer Mitte durch die Stadt nach einer großen Wiese, auf welcher sie Zelte für ihn und sein Gefolge aufgeschlagen hatten.

Bajazeth erfuhr was vorgieng, und schwebte in der ängstlichsten Erwartung. Völlig außer Stand, Gewaltsmaaßregeln gegen seinen aufrührerischen Sohn zu unternehmen, bezähmte er seinen Zorn und sein Mißtrauen, und stellte sich, als ob er dem Vorgeben Selims Glauben beimesse. Indessen vergiengen sieben Tage, ohne daß sich Selim bei ihm sehen ließ,

oder

oder ſonſt etwas unternahm. Dieß flößte dem Grei wieder einigen Muth ein. Er wagte es, am achten Tage ſeinen Großweſſier zu ſenden, mit dem Auftrage: „wenn mein Sohn Verlangen trägt, mich zu beſuchen, und meinen Segen zu empfangen, warum verzieht er ſo lange, zu mir zu kommen? Verbirgt er aber hinter dieſem Vorwande abermals eine frevelhafte Abſicht, warum läßt er die Zeit vergebens verſtreichen?" Selim empfieng dieſe Bothſchaft ſeines Vaters, und fand für gut, dieſe verfängliche Frage mit einer nicht minder verfänglichen Gegenfrage zu beantworten. „Bringe meinem Vater, ſagte er zu dem Weſſir, dieſe Antwort. Ich bin weit entfernt, den Befehlen meines Vaters zuwider handeln zu wollen; vielmehr bereit hinzugehen, wohin er mich ſenden will. Nur wünſche ich, daß es ihm gefallen möge, mir einige Zweifel zu löſen, welche mir, im Betreff der jetzigen Staatsverwaltung, aufgeſtiegen ſind. Iſmael Safi, der Perſer König, ein nichts bedeutender Menſch, iſt in Oſten aufgeſtanden, hat ungehindert die ſchröcklichſte Verwüſtung über das oſmaniſche Reich verbreitet, und ſeine ſiegreichen Waffen bis nach Cäſarea getragen; und mein Vater hat einen müßigen Zuſchauer ſeiner Eroberungen und Verwüſtungen gemacht. Auf der andern Seite hat ein Tſcherkaſſier, von geringer Herkunft und ſchlechtem Rufe, der ſich unter das Schwerdt der Oſmanen hatte ſchmiegen müſſen, ſich nicht allein von Egypten, ſondern auch von vielen andern Ländern Syriens, die vormals unter unſrer Herrſchaft ſtanden, Meiſter gemacht, und beſitzt dieſelben, als wenn ſie ſein rechtmäßiges Erbe wären, bis auf den heutigen Tag. In ſolche Verachtung iſt die Majeſtät des Reichs verfallen, die von unſern Vorfahrern ſo hoch verehrt wurde. Und die Krieger, die vormals unter Bajazeths Anführung und ſchon

durch

durch seinen Namen für unüberwindlich gehalten wurden, werden jetzt als Weichlinge und weibische Menschen von eben denen verspottet und heraus gefodert, die es sonst nie wagten, ihnen Stand zu halten. Wohin ist es mit dem Ruhme des osmanischen Scepters gekommen? wo ist die Kriegszucht, wo der Eifer, das Gesetz auszubreiten? wo die Regierungskunst? Wo ist von Erweiterung des Reichs die Rede? Wahrlich, so war es nicht zu den Zeiten unserer ruhmwürdigen Vorfahren! Und mein Vater urtheile selbst, ob die, welche durch ihre Zulassung oder die Vernachläßigung ihrer Pflichten, diesen Vorfall veranlaßt haben, nicht für höchst strafbar zu halten sind? Und ob nicht dem osmanischen Reiche der völlige Untergang bevorstehe, dafern nicht schleunige Maaßregeln diesem Verderben entgegen gesetzt werden."

Als der Wessir diese Antwort dem Sultan zurück brachte, sagte dieser kummervoll aber enschlossen: „Ich sehe nun wohl, welches die Absicht meines Sohnes ist; und daß es ihm nach dem Rathschluß des Himmels gelingen werde, darüber hat mich ein Traum in der vorigen Nacht belehrt, denn ich sah, daß meine Krone von den Kriegern ihm auf das Haupt gesetzt wurde. Frevel würde es seyn, etwas zu unternehmen, was dem Willen Gottes zuwider wäre. Daher lege ich, in demüthiger Ergebung in den Rathschluß der Vorsehung, hiemit die Zeichen meiner Würde ab, und will und befehle, daß Selim in Zukunft von jedermann als Kaiser des osmanischen Reichs anerkannt werde." Diesen Entschluß ließ er sogleich seinem Sohne kund thun, uud ihn um Erlaubniß bitten, den Rest seines Lebens zu Dymotika in der Abgeschiedenheit zubringen zu dürfen. Selim ersuchte ihn dagegen, den neuen Palast zu seiner Wohnung zu behalten, und ihm nur den alten, für sich und

seine

seine Staatsbedienten, einzuräumen. Bajazeth aber beharrte bei seinem Gesuche, mit der Aeußerung: zwei Schwerdter könne Eine Scheide nicht umfassen. Selim gestand ihm endlich, dem Scheine nach sehr ungerne, sein Gesuch zu. Der Sultan ließ nun die schönsten Kostbarkeiten aus der Schatzkammer nehmen und einpacken, und verließ dann, nur von Wenigen begleitet, seinen Palast und Constantinopel, um sich an den selbst gewählten Ort seiner Verbannung zu begeben. An der Straße, die nach Adrianopel führt, zwei Stunden von der Hauptstadt, bei der Stadt Kjutschukj Tschekimedsche erwartete ihn Selim mit einem zahlreichen Gefolge von Großen und Kriegern. Mit heuchlerischer Demuth gieng er seinem Vater entgegen, und bat um seinen Segen. Dann unterredete er sich eine zeitlang mit ihm über die Mittel zur Befestigung des Staats, und gab vor, Belehrung von ihm darüber erhalten zu wollen. Hierauf nahm er von ihm mit scheinbar kindlicher Rührung Abschied, und begab sich nach Constantinopel, um von dem Serail und der Krone Besitz zu nehmen; was auch unter den gewönlichen Feierlichkeiten und dem fröhlichen Zujauchzen des Volks und der Krieger gleich bei seiner Ankunft geschah.

Von Kummer gedrückt, von körperlichen Schmerzen gemartert, setzte nun Bajazeth seine Reise langsam und in sehr kurzen Tagereisen fort. Diese zögernde Art zu reisen erregte bei Selim den Verdacht, daß sein Vater die Absicht habe, einen Volksaufstand zu bewirken. Auch gelüstete ihn nach den Schätzen, die Bajazeth mit sich führte. Er faßte daher den Entschluß, ihn aus dem Wege zu räumen. Ein jüdischer Arzt, war das feile Werkzeug dazu. Dieser gab ihm Gift anstatt Arznei; und so endete Bajazeth (im Jahr ein tausend fünf hundert und zwölf) auf

auf der Reise, unter den martervollsten Schmerzen sein Leben.

Die Türken erwähnen, als eines Beweises der ausgezeichneten Frömmigkeit Bajazeths, nachfolgender Verfügung, die er unmittelbar vor seinem Tode getroffen haben soll. Sein ganzes Leben hindurch habe er, erzählen sie, den Staub, der sich in seinen Feldzügen an seine Kleider gehangen, sorgfältig aufheben lassen. Unmitelbar vor seinem Ende habe er nun die Umstehenden, mit den feierlichsten Verwünschungsformeln, beschworen: daß sie einen Ziegelstein daraus backen lassen, und denselben unter seinen rechten Arm, anstatt eines Küssens, legen sollten. Er deutete dabei auf den Spruch des Korans: „Wessen Füsse, in den Pfaden des Herrn, mit Staube sind bestreuet worden, den wird Gott vor dem höllischen Feuer bewahren."

Sobald Selim die Nachricht von dem Tode seines Vaters erhielt, befahl er, seinen Leichnam nach Constantinopel zu führen. Ueber die Veranlassung seines Todes bezeugte er sich höchst aufgebracht, und ließ den feilen Diener seines eigenen Verbrechens, für seinen Diensteifer mit dem Tode büssen, und das ihm abgeschlagene Haupt bei der Leiche des Ermordeten zur Schau ausstellen. Als die Leiche sich Constantinopel näherte, gieng er ihr, im Trauergewande, zu Fuß bis vor die Stadt entgegen, folgte ihr unter großem Gedränge in die Stadt, und ließ sie in demjenigen Dschami, den sich Bajazeth selbst hatte einrichten lassen, beisetzen. Beständig brannten in diesem Mausoleum auf seinen Befehl einige Lichter, die mit unbeabsichteter Wahrheit den Schein der Liebe versinnlichten, der nie das Herz des vatermörderischen Sohnes zu erwärmen vermocht hatte.

3.

Grausamkeiten Selims des Ersten, um sich auf dem Throne zu befestigen.

Als die Brüder des neuen Sultans, besonders Achmed, erfuhren, was in der Hauptstadt vorgegangen war, so wurden sie mit Schrecken und Entsetzen erfüllt. Die Gewißheit, die den Achmed ergrief, daß er ohnstreitig das nächste Opfer der blutigen Wildheit seines Bruders seyn würde, bestimmte ihn zu dem Entschlusse der Verzweiflung, einen Versuch zu wagen, durch den Untergang des Tyrannen sich selbst zu retten. Er war entschlossen, seinem Bruder Krone und Leben zu kauben, oder in diesem Unternehmen, durch den Tod auf dem Schlachtfelde, sich wenigstens gegen Meuchelmord und das, von ihm für noch größer geachtete Uebel, einer steten Furcht vor demselben, zu sichern. Eiligst sammelte er daher, durch ein Aufgebot, eine beträchtliche Schaar asiatischer Truppen; auch rechnete er darauf, daß unter den Großen manche, die nur bisher aus Furcht der Mehrzahl gefolgt, im Herzen aber Selim abgeneigt wären, zu ihm übergehen würden. Er traf nun eiligst Anstalten, nach Europa überzusetzen, um Selim unvorbereitet in seinen Staaten zu überfallen. Allein schon waren, durch Selims Kundschafter, diesem die Absichten und Veranstaltungen seines Bruders verrathen, und hatten für ihn nur einen Reitz mehr erhalten, seinen längst gehegten Vorsatz zur Ausführung zu bringen. Er sammelte schnell seine Krieger, deren Gunst er sich, durch kluge Anwendung der Schätze seines Vaters, noch mehr zu eigen gemacht hatte, und setzte über den constantinopoli,

politanischen Kanal, um seinen Bruder in Asien zu überraschen.

Der Erfolg entsprach seiner Absicht. Achmed, noch nicht hinlänglich gerüstet, vermochte ihm nicht Stand zu halten. Selim vertrieb ihn aus Kapadozien, und drang nun in seine Provinz, Amasia, selbst ein. Wo er herzog, bezeichnete er seine Schritte mit Blut und Verheerung. Die Städte, die nur mit Gewalt von der Anhänglichkeit an seinen Bruder abgebracht werden konnten, empfanden seine Härte und Grausamkeit, durch die schröcklichsten Mißhandlungen. Vor andern mußte dieß Schicksal Angoine erfahren, der er überdieß noch ein schauderhaftes Schauspiel bereitete. Die Kinder seines ältesten, längst verstorbenen, Bruders, Alemschah, lebten hier vergessen und einsam, und hatten nie auf irgend eine, auch die entfernteste Weise nicht, an den Zerrüttungen und Unruhen Antheil gehabt, noch sich je in Sinn kommen lassen, die geringsten Ansprüche zu machen. Gleichwohl entgiengen sie dem argwöhnischen Auge Selims nicht. Eine schaudervolle Ermordung raubte diesen Unglücklichen allen zugleich, was sie unter Angst und Sorgen mühsam für diese Bestimmung erhalten zu haben schienen. Ein gleiches Schicksal stund den Söhnen Achmeds bevor, die sich ebenfalls in dieser Gegend verborgen hielten. Schon waren sie ausgespäht, schon waren die Anstalten zu ihrer Ermordung getroffen, als sie, durch eben den Mustapha Bassa, der Selim vor andern zum Throne befördert hatte, einen Wink von dem ihnen bevorstehenden Schicksal erhielten. Sie entkamen und verbargen sich ins Gebürge; um dem Tode zu entrinnen, stürzten sie sich dem Elende und Hunger in die Arme. Der Unmuth Selims fiel nun auf den, welcher seine mörderische Absicht verrathen, und diese jammervolle Rettung veranlaßt hatte.

Seine

Seine Kundschafter späheten es bald aus, daß Mustapha den Hauptantheil daran habe. Vergebens glaubte sich dieser durch seine große Anhänglichkeit, und seine nicht zu vergeltenden Dienste, vor der Rache Selims gesichert. Der Strang erreichte ihn zu Bursa, und sein Leichnam wurde, auf Selims Befehl, auf die Gassen hinaus, den Hunden zur Speise vorgeworfen.

Selim gedachte nun seines Bruders Corchut, wiewohl dieser ihn bei seinen geistlichen Studien längst vergessen zu haben schien. Er entwarf einen Anschlag, ihn heimlich aufgreifen und zu sich führen zu lassen. Allein auch dieß wurde verrathen, und Corchut hatte noch eben Zeit und Gelegenheit, verkleidet in Begleitung zweier Sklaven zu entfliehen. Er irrte an der Seeküste von Smyrna umher, um ein Schiff aufzusuchen, was ihn nach der Insel Rhodis in Sicherheit bringen könnte. Da dieß mit Schwierigkeiten verbunden war, so hielt er sich eine zeitlang in einer Höhle verborgen. Hier mußte er mit Hunger, Krankheit und allem, was Verlassenheit und Verfolgung furchtbares uud qualvolles haben, kämpfen. Mit jedem Tage fand sich weniger Hofnung zu einer rettenden Ueberfahrt. Hassan Bassa, der dem Selim sehr ergeben war, kreuzte mit einer beträchtlichen Eskadre ohne Unterlaß an dieser Küste. Auch die behutsamsten Maaßregeln und die künstlichste Verstellung ließ nun kaum auf die Möglichkeit mehr rechnen, den Nachstellungen dieses wachsamen Feindes entgehen zu können. Mit jedem Tage vermehrte sich das Elend und die Gefahr des unglücklichen Corchut. Seine Sklaven hatten ihm bisher noch immer Trost und Unterstützung gewährt. Einst giengen sie aus, um Nahrungsmittel herbei zu holen, und — kamen nicht zu der versprochenen Zeit zurück. Corchut harrte;

— sie kamen überall nicht wieder. Elend und Todesfurcht hatte sie ihn zu verlassen gezwungen. Bis dahin konnte er glauben, daß sie ihm treu ergeben waren. Allein was sicherte ihn nun dafür, daß in dem verzweiflungsvollen Zustande, worinn auch sie sich befanden, die Selbsterhaltung nicht alle andere Triebe bei ihnen unterdrückte, und sie, um sich selbst zu retten, ihn verrathen würden? Mehrere Tage hindurch hatte er alles, was Mangel aller Bedürfnisse Schröckliches hat, erlitten, und dennoch hatte ihn die Furcht noch immer verhindert, seine Höhle zu verlassen. Endlich trieb ihn der unerträgliche Hunger heraus. Er schlich bleich, abgezehrt, wie ein Schatten, schüchtern wie ein gejagtes Reh, aus seinem Schlupfwinkel hervor, und nahte sich einigen Schäferhütten, um einige Nahrungsmittel zu erbetteln. Sein Ansehen, sein Betragen erregte Aufmerksamkeit. Man hielt ihn an, forschte nach, erkannte ihn. Corchut sah sich in den Händen seiner Feinde und nach Bursa geschleppt. Hier wurde ihm angekündigt, daß er sich auf den Empfang des Strangs gefaßt machen möge. Er hatte nicht lange zu warten. Der Henker erschien, und brachte ihm, als Geschenk der brüderlichen Liebe, was ihn von Elend und Verfolgung befreien sollte. Corchut empfieng es mit Fassung und Ruhe. Nur eine Stunde Frist erbat er sich von dem Ueberbringer. Diese verwandte er dazu, in harmonischen Versen die Grausamkeit seines Bruders zu besingen. Unter kalten und bittern Verwünschungen richtete er diese Erzählung an ihn selbst. Die Verse wurden Selim übergeben, und er ließ eine heuchlerische Thräne auf das Blatt und auf den Leichnam fallen. Er stieß einige Verwünschungen aus, über die harte Nothwendigkeit, die ihn zwänge, zur Gewinnung und Befestigung seiner Macht, die Triebe der Natur in seiner Brust zu unterdrücken.

Achmed

Achmed war nun allein noch übrig. Dieser hatte nicht versäumt, was ihm immer möglich war, zu seiner Vertheidigung und Rüstung zu versuchen; er war entschlossen, das Aeußerste zu wagen. Er hatte den Sophi von Persien um Hülfe gebeten, auch ein großes Kriegsheer zusammen gebracht. Von diesem begleitet zog er, über das bursianische Gebürge, seinem Bruder entgegen.

Selim, von dem Tartarchan unterstützt, rückte ihm entgegen, und lagerte sich an einem kleinen Flusse, der auf dem Gebürge seinen Ursprung hat. Seine Armee war zahlreich und muthig; der Kern der Janitscharen und einer großen Anzahl tartarischen Hülfstruppen, die alle ihm sehr ergeben waren. Ein Detachement, das zum Recognosciren ausgesandt war, stieß, durch Nebel und Unkunde der Gegend verleitet, auf ein Korps der feindlichen Truppen. Tausend Reuter stürzten unter Säbelstreichen zu Boden, und der kleine Ueberrest rettete sich mit Mühe durch die Flucht. Dieser Vorfall erhitzte die Gemüther auf beiden Seiten. Selim und sein Heer brannten vor Begierde, diesen Schimpf zu rächen. Achmed, durch den glücklichen Anfang aufgemuntert, nahm dieß für ein günstiges Vorbedeutungszeichen; unverzüglich setzte er über den Fluß und grief seinen Bruder an.

Es begann eine der schröcklichsten Schlachten, welche Wuth und Verzweiflung jemals geliefert haben. Leichen stürzten über Leichen hin, und beide Heere wichen nicht. Die untergehende Sonne badete sich in dem Blutmeere, und beide Heere wichen noch nicht. Endlich gelang es einem der Bassen Selims, den linken Flügel der Armee Achmeds in Unordnung zu bringen. Der Sieg entschied sich für Selim, und Achmed folgte dem fliehenden Ueberreste seines völlig geschlagenen Heers. Das Glück hatte ihn, da es ihm

in der Schlacht den Rücken wandte, für immer verlassen; er stürzte mit dem Pferde in einen sumpfigten Graben. Die Ermattung seines Pferdes und die Unbehülflichkeit seines schweren Körpers raubte ihm die Möglichkeit, sich daraus hervorzuarbeiten. Er wurde ergriffen, vor den Sieger geschleppt, der ihn auf der Stelle, in Ermanglung einer andern Schnur, mit einer Bogensehne erwürgen ließ. Er liegt zu Bursa begraben.

Selim konnte sich nun auf dem schröcklich errungenen Throne mit Sicherheit niedersetzen. Er machte sich furchtbar bei allen seinen Nachbarn; seine Winke waren Schrecken für Muselmänner, Christen und Barbaren. Ströme von Blut und Monumente von Leichenhaufen machen seinen Heldenruhm unvergeßlich. Seine Schreckenslaufbahn begrenzte jedoch schon das achte Jahr. Ein fressender Krebs und ein epidemisches Fieber ergriffen den Vater- und Brudermörder, das Schrecken der Menschheit, mit unwiderstehlicher Kraft. Sein Andenken lebt unter den Lebendigen nur mit Abscheu.

III. Eroberung und Verwüstung Roms unter Pabst Clemens VII.

Im Jahr 1527.

I.

Feindseligkeiten zwischen Karl dem Fünften und Clemens dem Siebenten. Der Herzog Karl von Bourbon.

In keinem Lande hat die Furie des Kriegs und der Zwietracht furchtbarer gewüthet, und grausamere Ver-

wü-

wüstungen angerichtet, als in Italien. Dieses schöne Land, der Garten von Europa, war von jeher das Opfer des Ehrgeitzes und der Eroberungssucht. Rohe und gesittete Nationen kämpften um den Besitz desselben, tränkten seine Fluren mit Blut, und verwandelten seine Städte in Aschenhaufen. Selbst die Hauptstadt der Welt, das stolze Rom, blieb von diesen Verheerungen nicht verschont. Das traurigste Schicksal traf diese große, mit den herrlichsten Denkmälern des Alterthums prangende Stadt im Jahr ein tausend fünf hundert und sieben nnd zwanzig, da sie von den wilden Schaaren roher Krieger erobert, und mit der grausamsten Plünderung und Verwüstung heimgesucht wurde.

Die Veranlassung dazu gaben die Kämpfe Kaiser Karl des Fünften und König Franz des Ersten von Frankreich, um das Herzogthum Mailand, in dessen Besitz sich der Letztere seit einiger Zeit befand. Der ehrgeizige Franz fand sich tief gekränkt, daß ihm Karl die Ehre der Kaiserwürde entrissen hatte; Karl dagegen mißgönnte dem Könige von Frankreich den Besitz des schönen Herzogthums Mailand, auf welches er, als König der Lombardey, ein grösseres Recht zu haben glaubte. Die beiden mächtigen Nebenbuhler griefen immer von Neuem nach dem Schwerdte, wenn sie es kaum in die Scheide gesteckt hatten. Je furchtbarer der Gegner, und je schwerer es daher war, ihn zu besiegen, desto mehr suchte jeder der Kämpfer andere Theilnehmer in sein Interesse zu ziehen, und sie für seinen Vortheil zu bewafnen. So ward denn ganz Italien getheilt in die Parthey des Kaisers und Franzens. Zu den Patronen des Letztern gehörte der Pabst — in dem Zeitpunkte, von welchem wir reden, Clemens der Siebente, als Kardinal Julius von Mediei, ein lebhafter, unterneh-

 mens

mender Mann, ehrgeizig und herrschsüchtig, ein ränkevoller Politiker, übermüthig im Glück, verzagt im Unglück, aber stets voll ungemessener Einbildung von seiner über alles erhabenen Würde. Er suchte zu verhindern, daß keine auswärtige Macht in Italien das Uebergewicht erhalten möchte, und besonders bemühte er sich, den Kaiser nicht zu sehr empor kommen zu lassen. In dieser Absicht trat er einem Bunde gegen denselben bei, und sprach, vermöge seiner päbstlichen Machtvollkommenheit, den König von Frankreich feierlich von Erfüllung der Bedingungen los, die er dem Kaiser im Madrider Frieden zu leisten eidlich versprochen hatte. Ja, er erließ sogar ein leidenschaftliches Schreiben an den Kaiser, worinn er ihm in sehr derben Ausdrücken viel Unangenehmes sagte, und sogar mit dem Banne drohete.

Karl war nicht der Mann, der sich ungestraft beleidigen ließ, wenn der Beleidiger auch der Pabst war. Er antwortete ihm in einer meisterhaft abgefaßten Apologie, worinn die päbstliche Argliſt und Treulosigkeit mit vieler Bitterkeit gerügt wurde; er beschuldigte den Pabst des Undanks, verwies ihm einen Ehrgeitz, der sich zu seinem Charakter gar nicht schicke, und bedrohte ihn nicht allein mit aller der Strafe, womit ein Kaiser heimsuchen kann, sondern zeigte ihm auch den Schrecken eines allgemeinen Conciliums. Bald genug bewies er, daß er nicht geneigt sey, bei bloßen Worten stehen zu bleiben; er versetzte den heiligen Vater durch einen fein angelegten Plan in die peinlichste Verlegenheit.

Das Haus Colonna, eines der ältesten und berühmtesten Geschlechter Roms, hatte bei den immerwährenden Zwistigkeiten der deutschen Kaiser mit dem heiligen Stuhle gewönlich die Parthey der erstern gehalten, und sich nicht selten den Päbsten furchtbar

ge-

gemacht. Auch mit Clemens dem Siebenten ſtanden die Sprößlinge dieſes Hauſes in keinem guten Vernehmen, und beſonders war der Kardinal Pompeo Colonna der erbittertſte Feind des Pabſtes, weil er ſich bei der letzten Pabſtwahl die ſicherſte Rechnung auf die dreifache Krone gemacht hatte, die ihm nun von dem jetzigen Pabſte entriſſen worden war. Der beleidigte Stolz und die erfahrne Zurückſetzung ſann auf Rache und Demüthigung des glücklichen Nebenbuhlers. Dieſe Stimmung wußte der kaiſerliche Geſandte am päbſtlichen Hofe ſchlau zu benutzen; er nahte ſich dem Kardinal mit der Eröffnung, daß es dem Kaiſer, ſeinem Herrn, gewiß die herzlichſte Freude machen würde, wenn der ſtolze Pabſt gedemüthiget würde, und daß man dabei ſicher auf ſeinen Beiſtand rechnen dürfte. Colonna war leicht zu bereden; er bot ſein ganzes Vermögen auf, und kam plötzlich mit einigen Tauſend bewafneten Geſindels, die er in der Stille geſammelt hatte, vor Rom an; drang in die Stadt ein, zerſtreute die päbſtliche Leibwache, und ließ den Vatikan, die Peterskirche und die Häuſer der mediceiſchen Familie plündern, ohne daß das Volk nur den geringſten Widerſtand that. Der Pabſt floh im größten Schrecken in die Engelsburg, deren Zugänge ſein Feind ſogleich aufs engſte bewachen ließ. Jetzt nahte ſich ihm der kaiſerliche Miniſter, der geheime Anſtifter dieſes Vorfalls, und bot ihm ſeine guten Dienſte an, jedoch unter der Bedingung, daß er den Colonna's verziehe, und das Bündniß gegen den Kaiſer verließe, welches er mit ſeiner ganzen Kriegsmacht unterſtützt hatte. Der geängſtete Pabſt verſprach alles, und bat den Miniſter um ſeine Verwendung. Die Colonna's, wie wenig auch die Bedingungen ihrer Erwartung entſprachen, welche nichts Geringeres als die Abſetzung des Pabſts zum Gegenſtand

ſtand gehabt hatten, mußten dem Vertrage beitreten, und Clemens ward in Freiheit geſetzt. Aber kaum konnte er wieder frei athmen, ſo entſetzte er den Kardinal Colonna ſeiner Würde und that die ganze Familie in den Bann, nahm ihre feſten Plätze weg, verheerte ihre Ländereyen, und erlaubte ſich neue Feindſeligkeiten gegen den Kaiſer.

Ein ſo offenbarer Bruch eines kaum geſchloſſenen Vergleichs reitzte den Kaiſer zu neuer Rache. Das Werkzeug, deſſen er ſich dabei bediente, war ſein Obergeneral Karl von Bourbon, der mit dem kaiſerl. Heere in Malland ſtund, und als Sieger an der Spitze roher Schaaren das Land grauſam verwüſtete, und die Einwohner zur Verzweiflung brachte.

Karl von Bourbon war einer der ſchönſten, edelſten, ſtolzeſten und geachtetſten Männer ſeines Jahrhunderts, der mit den Fähigkeiten eines groſſen Staatsmannes alle Eigenſchaften eines guten Feldherrn verband. Seine Geburt, anſehnliche Güter und hohe Würde machten ihn zum mächtigſten Unterthan von Frankreich. In den Heeren ſeines Vaterlandes hatte er 1507 dem Zuge Ludwigs des Zwölften vor Genua beigewohnt, in der Schlacht bei Agnadel 1509 groſſen Heldenmuth bewieſen, und in Navarra und Burgund unter den Augen der berühmteſten Krieger ſeines Zeitalters mit Ehre gefochten. Faſt gleiches Alters mit dem Könige Franz, der ihn bei ſeiner Thronbeſteigung 1515 zum Connetable erhob, wetteiferte er mit ihm in der Gewandtheit der ritterlichen Uebungen und in der Pracht ſeiner Hofhaltung. Alles beugte ſich vor dem ſtolzen Ritter, und ſelbſt die Königin Mutter, Louiſe von Savoyen, vergaß des angebohrnen Familienhaſſes gegen die Bourbonen, und fand in ihrem fünf und vierzigſten Jahre den dreißigjährigen Connetable ſo liebenswürdig, daß die zärtlichen

lichen Regungen, die in ihrem Herzen erwachten, ihm überall begegneten. Allein Bourbon, der seit Kurzem mit einem liebenswürdigen Weibe verheurathet war, und nur für diese Augen hatte, bemerkte lange Louisens Wünsche nicht. Endlich drängten sie sich so nahe an ihn, daß er sie nun freilich nicht mehr übersehen konnte. Allein sobald er von ihrer Wirklichkeit überzeugt war, goß er einen so gewaltsamen Strom von kaltem und bitterem Spott über sie hin, daß sie um so eiliger und erschrockener in ihre Veste zurückflohen, je zuversichtlicher sie sich aus derselben hervorgewagt hatten.

Abgewiesene Wollust löst das Herz in Galle auf, und füllt nach und nach mit Bitterkeit den Raum an, wo sonst der süsseste aller Triebe aufbewahrt wurde. Bourbon hatte bald Gelegenheit diese Erfahrung zu machen. Er bemerkte eine Abnahme der Offenheit und Herzlichkeit an dem Könige, die er hisher in allen seinen Reden und Briefen wahrgenommen hatte. Darauf erfolgten kleine, dann grössere Kränkungen — er wurde durch Einschränkung seiner Würde und Einkünfte ganz eigentlich beleidigt, und seine Gemahlin mußte von Louisen nicht selten Bitterkeiten und hämische, kränkende Ausfälle erfahren. Bourbon empfand alles dieß, aber schien es nicht zu bemerken, zog sich mit seiner Thereſe auf seine Güter zurück und gab dem ganzen Hofe, bei Gelegenheit der Geburt seines Sohnes, ein Fest, dessen Pracht überall bewundert, von Louisen aber durch hämische Bemerkungen auch wieder für die Absichten ihrer Rache benutzt wurde. Dieß Fest war kaum zu Ende, als Bourbons Gemahlinn starb. Karl begrub mit ihr seinen Sohn, und schlich einsam, in finsterm Kummer, Tag und Nacht um ihr Grab. Er wollte die Welt meiden und dem trügerischen Hofe den Abschied

ge-

geben. Aus diesen melancholischen Träumereyen weckte ihn ein Geschäftsträger von Louisen, der ihm den menschenfreundlichen Antrag machte, daß sie geneigt sey, ihn zu trösten und für den Verlust seiner Therese durch ihre Hand schadlos zu halten. Allein er wies den Antrag mit der bittersten Verachtung zurück, und rieth endlich dem Geschäftsträger, ungeduldig über dessen Zuredungen, den Ausgang aus seiner Burg zu suchen.

Bald fühlte Bourbon die Wirkungen des Zorns derjenigen, die über die zweimalige Kränkung fürchterlich aufgebracht war. Durch einen ungerechten Proceß, von Louisen angesponnen, wurde ihm der Besitz einiger beträchtlichen Herrschaften entzogen, welche ihm durch den Tode seiner Gattin zugefallen waren. Dieses, das erwachte Gefühl vorhergegangener Kränkungen im Dienste und andere Beeinträchtigungen in seinen Einkünften, die er bisher mit stiller Verachtung erduldet hatte, brachten ihn zu dem Entschlusse, durch auswärtige Verständnisse sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Als der Kaiser durch seine besoldeten Kundschafter am französischen Hofe von dieser Stimmung Bourbons unterrichtet wurde, so beschloß er dieselbe möglichst zu seinem Vortheil zu nutzen, und zugleichdem König von Frankreich einen empfindlichen Streich zu versetzen. Er ließ dem Connetable Anträge machen, die in der verzweifelten Lage, worinn sich dieser befand, nicht ohne günstige Aufnahme blieben. Er gieng würklich ein Bündniß mit dem Kaiser ein, allein er betrachtete es blos als ein endliches Rettungsmittel, im Fall alle seine Bemühungen, sich Gerechtigkeit zu verschaffen, vergebens seyn sollten.

So geheim diese Verhandlungen betrieben wurden, so bekam doch Louise Nachricht davon. Sie versäumte nicht, dem Könige Franz, ihrem Sohne,

die

die Entdeckung mitzutheilen, und hoffte ihm einen Verdacht gegen den Connetable einzuflößen, der das Verderben desselben unvermeidlich zur Folge haben müßte. Allein, was sie auch über Franz vermochte, so konnte sie doch seine offene und edle Denkart nie ganz ausrotten. Anstatt, wie sie erwartete, den Connetable heimlich arretiren, vielleicht gar aus dem Wege schaffen zu lassen, fragte Franz nach den Beweisen, und da ihr diese fehlten, so erklärte er es für eine Verläumdung. Indessen besuchte er doch den Connetable, der sich krank stellte, selbst auf seinem Gute Moulins, und redete offen und unbefangen mit ihm über den Argwohn, den man ihm hatte beibringen wollen. „Ihr seht, sagte er, daß auf Euch ein starker Verdacht ruht, und ich fodere Euch als Ritter und Edelmann auf, mir die Wahrheit zu gestehen.“

Bourbon gestand, daß ihm dergleichen Anträge gemacht wären, versicherte aber, daß er sich nicht darauf eingelassen, und daß der König keinen Abfall von ihm zu befürchten habe. „Was ich auch möchte für Veranlassung dazu haben, setzte er hinzu, nach den mancherlei schimpflichen Kränkungen, die ich habe erfahren müssen, so reiche ich Euch hiemit dennoch meine Hand und mein Wort, daß ich Euch treu anhangen werde, so lange ein Odem in meiner Brust lebt.“ Aber dem ohngeachtet setzte er seine geheime Verhandlungen mit dem Kaiser fort, und ehe man's dachte verschwand er. Seine Flucht aus Frankreich war mit tausend Schwierigkeiten und Gefahren verbunden, weil alle Strassen sorgfältig bewacht wurden, und er langte endlich in armseligen Umständen und nur von einem einzigen treuen Edelmanne begleitet, in Burgund an. Er trat nun öffentlich in die Dienste des Kaisers, focht als Kaiserlicher Feldherr im Februar des Jahres ein tausend fünf hundert und fünf

und

und zwanzig gegen seine Landsleute in der berühmten Schlacht bei Pavia, und half Karl den Sieg erfechten. Im folgenden Jahre gieng er nach Spanien, und wurde von Karl dem Fünften mit einer Auszeichnung empfangen, die dieser Kaiser sonst kaum regierenden Prinzen erwies, es wurde ihm die Wiederherstellung seiner Güter in Frankreich, und die Belehnung mit Mailand versprochen, das seit einiger Zeit von kaiserlichen Heeren besetzt war. Einstweilen übernahm Bourbon das Oberkommando in diesem Herzogthume, als ihm der Kaiser insgeheim die Bestrafung des intriganten und herrschsüchtigen Pabstes übertrug.

2.

Marsch gegen Rom. Bestürzung des Pabst's.

Das Heer, an dessen Spitze Karl von Bourbon die Hauptstadt der Welt, das stolze Rom, erobern sollte, bestund aus zehen tausend Deutschen, fünf tausend Spaniern und vier tausend Italienern, einer Anzahl französischer Abentheurer und einer schwachen Reuterey. Unter allen herrschte ein Geist der Insubordination und der Raubsucht, der keine Grenzen kannte, besonders unter den Söldnern, welche den größten Theil des Heeres ausmachten. Diese Söldner waren eine gleich arge Plage für Regenten und Unterthanen, eine Geißel für jede Gegend, welche sie durchzogen, gleichviel ob Freundes oder Feindes Land. Diese Elenden, ohne Heimath und Vaterland, kannten keinen Zweck als Rauben und Morden, und dieses Handwerk war so verführerisch, daß, wo nur irgend ein Hauptmann sein Pannier aufpflanzte, ihm Menschen dieser Art von allen Seiten zuströmten.

Konnte

Konnte der, welcher sie in Sold genommen hatte, sie unglücklicher Weise nicht bezahlen, — ein Fall, der bei den unsichern Einkünften und den schlecht geordneten Finanzen der damaligen Gewalthaber sehr gewönlich war, — so empörten sie sich, und machten sich durch Raub und Plünderung selbst bezahlt. Siegten sie im Treffen, so schienen sie den Sieg blos erfochten zu haben, um ihre Gier nach Beute zu stillen; wurden sie geschlagen, oder ihres Dienstes entlassen, so enschädigten sie sich gewönlich an dem wehrlosen Landmann. Von der Kriegszucht, welche in spätern Zeiten unter den stehenden Truppen eingeführt ward, wußten sie nichts. Oft konnte ihr Hauptmann, wenn er auch wollte, sie nicht bändigen, aber öfter noch war er selbst der erste Räuber unter der Bande.

Aus dieser Gattung von Leuten bestund der bei weitem größere Theil des Heeres, mit welchem Bourbon am dreissigsten Januar des Jahres ein tausend fünfhundert und sieben und zwanzig den Zug nach dem Kirchenstaat antrat. Es war in der That ein seltsamer Zug! einige zwanzig tausend Mann ohne Geld, ohne Magazine, ohne Artillerie und ohne Gepäck, wollten sich durch ein fremdes Land bis zur Hauptstadt durchschlagen und diese erobern. Italiener, Spanier und Deutsche folgten einem Franzosen, der zum Theil ihre Sprache nicht verstand, und doch ihr Vertrauen in vollem Maaße hatte. Aber die Natur hatte ihm das gegeben, was keinem großen Manne fehlt: die Gabe, alle Gemüther zu beherrschen; die an Kraft unter der seinigen stehen. Er gieng zu Fuß vor seinen Soldaten her, theilte alle Strapazen mit ihnen, aß nicht köstlicher als sie, sorgte eher für sie als für sich, und erheiterte sie durch lockende Versprechungen. Oft auch, wenn der Hunger ihnen Klagen auspreßte, erlaubte er ihnen, ein

reiches Pfaffengut zu plündern. Er selbst theilte einst, da der Mangel die Soldaten mißmuthig machte, sein ganzes Silbergeschirr, seine Ringe, Kostbarkeiten, Geschmeide und Kleidungsstücke unter sie aus, und behielt nur so viel von den letztern, als er auf seinem Körper trug. Man hatte kleine Bänkellieder zu seinem Lobe gedichtet. Diese sangen die Soldaten so oft sie ihn erblickten, und er dankte ihnen nicht nur freundlich, sondern rief ihnen auch oft mit herzlicher Theilnahme zu: „Muth und Geduld, Kameraden! ich führe euch an einen Ort, wo ihr alle reich werden sollt!“ — Eine solche Popularität und Herablassung zu ihrer Sphäre erwarb ihm das Zutrauen und die Liebe aller, vorzüglich der spanischen Kriegsleute, weil ihm die Fertigkeit ihre Sprache zu reden, seine Bekanntschaft mit ihren Sitten, seine schwärzliche Gesichtsfarbe und die Gewonheit, den Bart nach ihrer Art gestutzt zu tragen, das Ansehen ihres Landsmanns gaben.

Der Marsch, den das verbündete Heer zu nehmen hatte, war im höchsten Grade beschwerlich. Uebergetretene Flüsse, Schnee und rauhe Witterung, eine feindliche Armee zur Seite, welche die Fortschreitenden unaufhörlich neckte, Hunger und Elend jeder Art erschwerten das Vorrücken. Das Heer wurde durch den Abgang der meisten Italiener, die nicht gegen den Pabst marschiren wollten, vermindert. Vergebens suchte man Piacenza und Bologna zu überraschen, und zu einer Belagerung fehlte es an Zeit, an Lebensmitteln und an Geschütz. Bourbon bahnte sich, trotz der unsäglichen Hindernisse und Schwierigkeiten, welche besiegt werden mußten, einen Weg über den Apennin. Alles Zugvieh und Geschütz war zurückgelassen worden, bis auf acht Feuerschlünde, welche von den spanischen und deutschen Kriegsleuten

ab-

abwechselnd selbst über die Gebürge gezogen wurden. Die meisten Dörfer, welche dem Heere auf seinem Zuge begegneten, waren von ihren Bewohnern verlassen, die sich aus Furcht vor den Mishandlungen der wilden Kriegsleute in die Wälder geflüchtet und versteckt hatten. Die letztern fanden daher weder Wirthe noch Lebensmittel, und zündeten aus Rache Flecken und Dörfer an. So ihre Strasse mit Verwüstung bezeichnend, langten sie bei Arezzo an. Feierlich versprach hier Bourbon seinen Kriegern, sie reich und groß zu machen durch die Plünderung der Hauptstadt des Kirchenstaats, und schwur: Volk, Adel, und die Senatoren der Stadt, das ganze weibliche Geschlecht, die Prälaten, das gesammte Collegium der Kardinäle mit ihren Schätzen und den unwürdigen Pabst selbst in ihre Hände zu geben.

Diese Erklärung des Feldherrn verbreitete im ganzen Heere die ausschweifendste Freude. Laut und allgemein war der Jubel; alle Gesichter klärten sich auf, alle Mühseligkeiten und Beschwerden waren vergessen; man hörte keine Klage, keinen Laut des Mißmuths mehr: weder der Mangel an Lebensmitteln noch das Ungestümm der Elemente wurden geachtet. Rom und seine Schätze! vor diesem Zauberbilde verschwanden plötzlich alle übrigen Vorstellungen; es verdoppelte die Stärke und den Muth jedes Einzelnen. Der ganzen Welt hätten sie jetzt den Krieg angekündigt. Die Deutschen, vom Geist der lutherischen Lehre angesteckt, freuten sich besonders darauf, dem Pabst zu Leibe zu gehen, und ihren Doctor an Ort und Stelle zu rächen.

Roms Lage war wirklich sehr bedenklich, zumal da es zu groß war, um gehörig vertheidigt werden zu können. Zwar zählte es über hundert tausend Waffenfähige in seinen Mauern, allein man konnte nicht

auf

auf sie rechnen. Rengo Cere, ein Partheygänger damaliger Zeit, jetzt aber im Dienste des Pabsts, war Kommandant der Stadt; ein unordentlicher Haufen Kutscher, Sänftenträger, Thürhüter, und dergleichen Gesindel mehr, wovon nur fünftausend mit Feuergewehren versehen waren, machten nebst den Einwohnern die Besatzung aus. Die Bestürzung des Pabsts war daher über alle Beschreibung groß. Er kannte seinen furchtbaren Feind, und sah alles Unglück vorher, welches er über seine Staaten ausströmen würde. Von den Bundesgenossen war wenig Hülfe zu erwarten, und nur Ein Rettungsmitel schien in dieser Noth noch übrig zu seyn. Eine schleunige Aussöhnung mit dem Kaiser konnte allein das drohende Verderben abwenden; er eilte daher sie zu versuchen, und versprach, alle gemachten Eroberungen zurück zu geben, dem kaiserl. Heere sechzig tausend Dukaten auszuzahlen, und den Kardinal Colonna wieder in seine Würden einzusetzen. Aber Bourbon, der seinen Leuten keinen Rückzug ankündigen wollte, achtete dieser Anträge nicht, sondern fuhr fort, den Kirchenstaat zu verwüsten, und seinen Marsch gegen Rom fortzusetzen.

In diesen Bedrängnissen that Clemens, was er in der Bestürzung zu thun vermochte. In der Eil versammelte er von seinen abgedankten Soldaten so viele, als noch in der Stadt waren; er bewafnete nicht nur die römischen Künstler und Handwerker, sondern auch die Lakeyen und Schleppenträger der Kardinäle; zugleich ließ er die Mauern ausbessern, und sogar neue Festungswerke anlegen. Aber nicht blos durch irdische Waffen wollte er seinen Feinden entgegen wirken, auch die geistlichen Blitze der Kirche schleuderte er auf sie herab. Er sprach den Bann aus über Bourbon und sein ganzes Heer, und brandmarkte

markte die Deutschen mit dem Namen Lutheraner, und die Spanier mit der Schimpfbenennung Mohren. Nach diesen Vorkehrungen erwartete er die Feinde mit grosser Entschlossenheit, oder überredete sich vielmehr, daß er wenig von ihnen zu fürchten habe. Und so widersprechend war der Charakter dieses sonderbaren Mannes, daß er, der sonst schon bei dem entferntesten Anschein von Gefahr sich den ängstlichsten Besorgnissen überließ, jetzt bei dem schon über seinem Haupte schwebenden Ungewitter, nicht nur nicht zur Sicherheit seiner eigenen Person durch zeitige Entfernung zu bewegen war, sondern sogar nicht einmal die Tiberbrücke abwerfen ließ.

3.

Rom wird bestürmt und erobert. Bourbons Tod.

Am fünften May gegen Sonnenuntergang befand sich endlich Bourbon, nach einem höchst beschwerlichen drei monatlichen Marsche, in der Ebene vor Rom. Auf den Wiesen im Angesichte der Stadt ward das Lager geschlagen. Der Herzog sandte sogleich einen Trompeter an den Pabst, und ließ die Stadt auffodern. Da er eine abschlägige, trotzige Antwort erhielt, so wurde beschlossen, die Stadt am folgenden Morgen zu bestürmen. Bourbon zeigte seinen raubsüchtigen Soldaten die strahlenden Kuppeln und Zinnen der prächtigen Tempel und Palläste, und versprach ihnen alle Schätze derselben, wenn sie die Stadt erobert hätten. „Seht da, sprach er, den Lohn für alle eure Mühseligkeiten! Ihr werdet reich, berühmt und gefürchtet durch ganz Europa seyn, wenn ihr morgen siegt; werdet ihr aber überwunden, so

ist es ganz um euch gethan. Ein Astrologe verkündete mir vor Zeiten, ich würde einst bei Eroberung einer Stadt den Tod finden. Vielleicht ist Rom die Stadt, welche er meinte, aber ich schwöre euch, das kümmert mich nicht. Mag ich auch fallen, dann wird doch mein Körper, umstralt von unvergänglicher Glorie, dort bleiben.„

Das Heer war am folgenden Morgen früh auf, und Bourbon erschien an der Spitze derselben schröklich und schön, wie der zerschmetternde Feuerstrahl der Wetterwolke. Er sprengte daher ganz gepanzert, und noch über die Rüstung mit einem weissen Gewande bekleidet, um ihn vor Freunden und Feinden auszuzeichnen. Seine Kriegsleute durfte er nicht erst lange aufmuntern, die reizende Hofnung auf eine reiche und große Beute war ihnen der mächtigste Sporn. Noch verbarg ein dicker Nebel den Römern ihre Ankunft; erst als sie an den Graben kamen, erblickten sie die päbstlichen Soldaten und die Schweizer auf der Mauer. Das Heer war in zwei Theile getheilt, in Deutsche und Spanier. Bourbon rüstete sich, an der Spitze der letztern, gleich hinter der Peterskirche, zum Sturme. Die Deutschen befanden sich in einer kleinen Entfernung. An die Spitze der Stürmenden wurden die Hauptleute gestellt, wie es oft in jenen Zeiten geschah, weil man mit Recht der Meinung war, daß jene, die den meisten Sold empfiengen, auch die muthigsten und die ersten in der Gefahr seyn müßten.

Der Angriff geschah mit gräßlicher Wuth. Unter fürchterlichem Geschrey wurden die Leitern angeworfen und erstiegen; ein schröckliches Gemetzel begann. Die Angreifenden fanden einen Widerstand, der ihre Erwartung übertraf. Die alten Soldaten des Pabsts und die Schweizer im Dienste desselben fochten mit

dem

dem entschlossensten Muthe. Schon mehrmals zurückgeschlagen wichen die Stürmenden hie und da, und mußten mit Gewalt wieder angetrieben werden. Bourbon rannte von einem Haufen zum andern, und ermunterte alle durch Winken und Rufen; umsonst, seine Soldaten fiengen abermals an zu wanken. Jetzt stürzte er sich vom Pferde, drang bis zu den ersten Gliedern vor, ließ einem Soldaten eine Sturmleiter aus den Händen, setzte sie an die Mauer, und stieg hinan, mit Hand und Stimme seinen Leuten Muth einsprechend. Aber nur wenige Augenblicke hatte er oben mit dem Schwerdte gefochten, als ein wohlgezielter Musketenschuß ihn traf. Er fühlte sogleich, daß die Wunde tödtlich sey, hatte aber noch Fassung genug, herabzusteigen und die Umstehenden zu bitten, ihn mit seinem Mantel zu bedecken, damit sein Tod die Krieger nicht muthlos mache. Gleich darauf verschied er. Seine Sorgfalt war vergebens gewesen; die Krieger, die das weisse Gewand nicht mehr sahen, ahnten die Ursache. Aber weit entfernt, kleinmüthig und verwirrt dadurch zu werden, feuerte die Begierde, ihres theuren Führers Tod zu rächen, sie zu desto größerer Tapferkeit an. Der Name Bourbon erscholl von Glied zu Glied, und von tausend Stimmen ertönten die Worte: „Blut und Rache!" Dem überschwemmenden Strom der Stürmenden vermochte nun nichts mehr zu widerstehen. Ein spanischer Fähndrich war der erste auf der Mauer. Eine Musketenkugel zerschmetterte ihm den Arm. Der Tapfere fühlte seinen Tod, er übergab seine Fahne einem Hauptmann, welcher hinter ihm stand und starb. Der letztere, ein wackerer Kriegsmann, ward im Getümmel des Kampfs von den Feinden umringt, zu Boden geschlagen und verlor die Fahne; aber bald raffte er sich wieder auf, entriß einem nahestehenden Fahnenträger sein schwar-

zes Panier mit weissem Kreuze, drang wie ein Löwe kämpfend, immer weiter vor, und rief mit lauter Stimme: „Sieg, Sieg! der Kaiser, der Kaiser!“ wie ein reissender Waldstrom stürmten seine Waffengefährten ihm nach. Schon lag der größte Theil der Schweizer und der alten Soldaten des Pabstes todt und verwundet auf dem Kampfplatz umher. Die neugeworbenen Vertheidiger konnten der Wuth der versuchten und Waffenerfahrnen Spanier und Deutschen nicht lange widerstehen, und als die Mauern erstiegen waren, flohen sie in unordentlicher Eile zurück, und zerstreuten sich nach allen Seiten.

Die Sieger wälzten sich nun gleich einem alles verheerenden Ungewitter über die Stadt hinab. Das Knallen der Musketen, das Klirren der Piken, das Rasseln der Panzer, der Schall der Trommeln und Trompeten, vermischt mit dem Gewinsel der Verwundeten und dem Mordgeschrei der Sieger — ein betäubendes, Todverkündendes Getümmel — erfüllte die Luft. Alles was sich retten konnte verließ die unglückliche Stadt. Die Bleibenden sahen mit Entsetzen der kommenden Stunde entgegen. Nur diejenigen Kardinäle und Prälaten, welche bekannte Anhänger des Kaisers waren, erwarteten ruhig den Ausgang.

Der Pabst war wie vom Donner getroffen, als ihm die Einnahme der Stadt berichtet wurde. Er hatte während des Sturms vor einem Altare der Peterskirche auf den Knieen gelegen, und Schutz und Rettung vom Himmel erfleht. Sobald er die schröckliche Nachricht von der Niederlage und Flucht seiner Krieger erhielt, eilte er mit dreizehn Kardinälen, den fremden Gesandten und einer großen Anzahl Standespersonen nach der Engelsburg. Die Menge, welche in dieser kleinen Veste Schutz und Sicherheit suchte, verursachte ein entsetzliches Gedränge. Mehrere

rere wurden erdrückt. Ein Kardinal, der zu Pferd dahin eilte, fiel vom Rosse, und ward, da er im Steigbügel hängen blieb, bis an das Thor des Kastells geschleift. Dem betäubten Clemens stellte sich auf dem Wege dahin vom Vatikan aus, ein gräßliches Schauspiel dar. Er sah es noch, wie die ergrimmten Feinde, welche anfangs keine Schonung übten, die fliehenden Einwohner niederhieben, und das Todesgeheul der unglücklichen Schlachtopfer seiner Thorheit und Leichtglaubigkeit drang in sein Ohr. In der Engelsburg berathschlagte er erst: ob er bleiben oder unter Bedekung seiner leichten Reuter auf der vom Feinde noch nicht besezten Seite der Stadt entfliehen sollte. Man verlor die kostbare Zeit ohne einen festen Entschluß fassen zu können, und bei der allgemeinen Verwirrung vergaß man sogar die Engelsburg durch gehörige Vertheidigungsanstalten zu sichern. Die Konstabler, welche zum Theil von ihren Mauern herab ihre Häuser beraubt und ihre Weiber und Kinder mißhandeln sahen, standen betäubt da und wagten es nicht, eine Kanone zu lösen. Vielleicht wäre den Feinden in der ersten Bestürzung ein Versuch auf die Engelsburg gelungen. Clemens beorderte, noch ehe etwas gegen dieselbe unternommen wurde, den portugiesischen Gesandten ab, um mit dem Feind zu unterhandeln; allein die Soldaten wollten nichts davon hören, vielmehr griefen sie gegen Abend Alt-Rom an und eroberten es. Ein Theil der Stadt wurde ein Raub der Flammen; alles aber, was Widerstand that, wurde getödtet. Um Mitternacht war ganz Rom erobert.

Die Sieger hatten bei dem Sturme etwa dreihundert Mann verloren; von den Vertheidigern Roms waren vier tausend gefallen.

4.

Mord, Plünderung und Verwüstung in der eroberten Stadt. Clemens unterschreibt eine harte Kapitulation.

Eine im Sturm eroberte Stadt ist immer ein Auftritt, vor dem die Menschheit schaudert. Hier verwandeln sich die Menschen in reissende Thiere, und namenlose Greuel, einzeln schon entsetzlich und fluchwürdig, werden in Menge, ungestraft und unter wildem Jubelgeschrey verübt. So war es jetzt in Rom; es begann nach der Einnahme der Stadt eine Scene, für welche die Geschichte keine Sprache, und die Dichtkunst keinen Pinsel hat. Alles, was die Rachsucht, der Geiz, die Religionswuth und die Wollust aus dem Menschen machen können, sah man an den rasenden Siegern. Taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, unbekannt mit den sanften Gefühlen des Mitleids, und unerweicht durch die Klagen der wehrlosen Unschuld, erfüllten sie alle Strassen mit Mord, Brand, Raub und Nothzucht.

Kein Alter, kein Rang, kein Geschlecht, setzt dem Frevel Schranken. Nicht die schuldfreie Kindheit, nicht das hülflose Alter, nicht Jugend, nicht Schönheit können die Wuth des Siegers entwaffnen; das wehrlose Geschlecht hat blos das Vorrecht, einer gedoppelten Wuth zum Opfer zu dienen. Gräfinnen und Markisinnen, die schönsten und edelsten Weiber und Jungfrauen Rom's, müssen den wilden Lüsten der Sieger zum Opfer dienen. Sie gehen aus einer Hand in die andere, wie feile Dirnen, und dabei ergießt sich noch der tolle Witz der Soldaten in Spöttereyen über die Gemißhandelten. „Sehet die Erfüllung eurer geheimen Wünsche! rufen sie ihnen zu.

Ein

Ein erfrischender Thau auf die Gluth, welche euch verzehrt! Ein Aderlaß wohlthätig im Mai!" — Hier werden Weiber unter den Augen ihrer Männer, Mädchen in den Armen ihrer Eltern, selbst auf den Stufen der Altäre, entweiht, ohne daß die Beleidigten nur eine Klage wagen dürfen, und manches süße Band der Liebe wird durch die Barbaren auf ewig zerrissen. Dort zieht man Klosterjungfrauen, welche dem Himmel ihre Schönheit geweihet haben, aus ihren Zellen hervor, und schleppt sie unter den ärgsten Mißhandlungen umher; ja sogar der unreifen Kinder schont die zügellose Brutalität der Soldaten nicht. Alle Quartiere der Stadt wiederhallen von dem Jammergeschrei der Unglücklichen. Zwei Schweizer, welche sich in die Peterskirche als zu einer sichern Freistatt geflüchtet hatten, um ihr Leben zu retten, werden vor dem Hochaltare erschlagen; denn ihren Verfolgern ist keine religiöse Meinung, keine ehrwürdige Sitte heilig.

Hie und da brechen fürchterliche Feuersbrünste aus, die manchen herrlichen Ueberrest des klassischen Alterthums, manches Meisterstück der neuern Baukunst, manche seltene Sammlung von Kunstwerken in Asche legen. Schuldbücher, Handschriften und öffentliche Verhandlungen werden vernichtet, Bibliotheken zerstört, und die seltensten Manuscripte den Pferden untergestreut. Die Reliquien, sonst ein Gegenstand der höchsten Verehrung, werden aus ihren Behältnissen gerissen und mit Füßen getreten. Die Palläste der Kardinäle werden ausgeräumt, und nur die, wohin die Kaufleute sich geflüchtet hatten, verschont man, wenn sie die Plünderung mit großen Summen abkaufen. Die Markgräfin von Mantua, eine Einwohnerin Roms, mußte ihren Pallast mit fünfzig tausend Dukaten lösen, wovon ihr eigener Sohn,

der

der beim kaiserlichen Heere stand, zehen tausend erhalten haben soll. Kardinäle und Edelleute, Bischöfe und andere Geistliche, Kaufleute und Handwerker, mußten die Schmerzen der Folter erdulden, um ihnen ein Geständniß verborgener Schätze abzupressen. Mehrere Geistliche, welche nicht gestehen wollten, wurden entmannt, und einige dieser Unglücklichen starben an den Folgen dieser schröcklichen Verstümmelung. Sogar diejenigen Kardinäle und Bischöfe, welche sich als Anhänger der kaiserlichen Parthey für sicher hielten, erfuhren so wenig als die fremden Gesandten eine glimpflichere Behandlung. Machten sie den Kriegsleuten Vorstellungen, und droheten ihnen mit der Unzufriedenheit des Kaisers, so empfiengen sie die kurze und lakonische Anwort: „Geld wollen wir von euch und keinen Rath!“ Jeder ohne Unterschied, den sein böser Dämon den Soldaten entgegen führte, mußte Lösegeld geben; und nicht selten geschah es, daß einer, der sich schon mit den Spaniern abgefunden hatte, von den Deutschen wieder ergriffen und noch einmal gebrandschatzt wurde. Oft sah man auch die Sieger unter sich selbst über die Beute in Streit gerathen, und mit den Waffen in der Hand über einander herfallen. Was die Soldaten nicht achteten, dessen bemächtigte sich das Gesindel Colonnas, denn letzteres war auch in Rom eingebrochen, und der Kardinal Colonna selbst traf am folgenden Morgen in der Stadt ein, und verschaffte mehrern Damen ein sicheres Asyl vor den Mißhandlungen der Plünderer.

Die Frevel und Ausschweifungen hörten übrigens nicht, wie sonst in erstürmten Städten, mit den Ausbrüchen der ersten Wuth auf, sondern sie dauerten fast ununterbrochen während der ganzen Zeit fort, da die Stadt in der Gewalt der kaiserlichen Truppen blieb. An baarem Gelde ward über eine Million,

und

und durch Brandschatzung und Lösegelder eine noch weit beträchtlichere Summe erpreßt.

Ungeachtet die Deutschen gleich bei ihrer Annäherung von dem Pabste mit Bannflüchen belegt worden waren, so bewiesen sie, nach dem Zeugniß der Italiener jener Zeit, dennoch bei der Plünderung noch die meiste Menschlichkeit, da hingegen die Italiener und Spanier die größten Abscheulichkeiten gegen die unbewafneten Einwohner begiengen. Zwar eigneten auch die deutschen Soldaten sich einen Theil der Schätze zu, welche Rom ihren Vorfahren unter mancherlei Religionsvorwande abgenommen hatte; doch begnügten sie sich mit einer mäßigen Beute, begegneten ihren Gefangenen leutselig und versteckten sogar manche derselben, damit sie von den Soldaten der andern Nationen nicht beschimpft oder sonst gemißhandelt werden sollten, woraus ein gleichzeitiger italienischer Schriftsteller die Folge zieht: daß die Deutschen eine gütigere und sanftere Gemüthsart haben müßten, als die Spanier und Italiäner. Indessen erlaubten sie sich doch auch manche Rache an dem heiligen Vater. Unter andern zogen sie einen ihrer Landsleute als Pabst und noch andere als Kardinäle an, führten diese Vermummten in Procession vor die Engelsburg, brachten dem heiligen Vater Reih' um Reih' eine Gesundheit in Wein, und wählten endlich einen neuen Pabst, den sie Doctor Luther nannten, und feierlich ausriefen: „Vivat, Doctor Luther, hieß es. Doctor Luther soll Pabst seyn, ihm schenken wir das Pabstthum!"

Der wahre Pabst saß inzwischen in der qualvollesten Lage in die Engelsburg eingeschlossen, von wo er alles das Elend mit ansehen konnte, das die Sieger über die unglückliche Stadt brachten. Der Prinz Philibert von Oranien, einer der besten Generale

nerale des Kaisers, der nach Bourbons Tode das Oberkommando übernommen hatte, ließ alle Zugänge zur Engelsburg besetzen, und brachte die kleine, mit Lebensmitteln schlecht versehene Besatzung in Kurzem in sehr bedrängte Umstände. Es entspannen sich Unterhandlungen, in denen dem Pabste sehr harte Bedingungen vorgelegt wurden. Er sträubte sich aber um so nachdrücklicher sie anzunehmen, da er auf einen baldigen Entsatz durch den Beistand seiner Verbündeten hoffte. Wirklich hatte der Herzog von Urbino Mannschaft genug, um den Pabst aus der gegenwärtigen Gefahr zu befreyen, allein sein Haß gegen das Haus Medici, von dem Clemens abstammte, gieng so weit, daß er durch sein Vorrücken dem in der Engelsburg eingeschlossenen Pabste den reitzenden Anblick seines Heeres zeigte, allein sich wieder zurückzog, und den heiligen Vater seinem Schicksal überließ.

Da jetzt alle Hoffnung auf einen Entsatz verschwand; und der Mangel an Lebensmitteln in der Engelsburg schon so weit gekommen war, daß Clemens selbst sich mit Eselsfleisch begnügen mußte, so entschloß sich der Unglückliche, für seinen Leichtsinn so hart bestrafte Mann, dem kaiserlichen Feldherrn einen Vergleich anzubieten; erst nach mancherlei Schwierigkeiten kam eine Kapitulation zu Stande, deren Bedingungen für den Beherrscher Roms sehr drückend waren. Er mußte versprechen, zur Befriedigung der kaiserlichen Truppen viermal hundert tausend Dukaten in gewissen Terminen zu bezahlen, und bis zur Entrichtung der ersten hundert und fünfzig tausend mit seinen Kardinälen in der Engelsburg zu bleiben, alsdann aber sich nach dem Königreich Neapel zu begeben; auch mußte er, zur Sicherheit der Vollziehung, alle festen Städte im Kirchenstaate übergeben, und verschiedene Geißeln stellen.

Am siebenten Junius erfolgte die Uebergabe der Engelsburg, welche nunmehr der berühmte Ritter Sebastian Schertlin von Burtenbach *), der nach Verabschiedung der Schweizergarde mit zwei hundert der ausgesuchtesten Landsknechte des Pabstes Leibwache ausmachte, nebst andern übernahm. „Allda haben wir gefunden, schreibt Schertlin in seiner eigenen Lebensbeschreibung, den Pabst Clementem sammt zwölf Kardinälen in einem engen Stall (Saal), den haben wir gefangen, mußte die Artikul, so Ihme der Sekretari vorlaß, unterschreiben. Was (war) ein großer Jammer unter ihnen, weinten sehr, wurden wir alle weich."

5.

Benehmen des Kaisers gegen den Pabst. Endliche Befreiung Roms.

Das harte Schicksal, welches den Pabst betroffen hatte, erregte das allgemeinste Aufsehen. Die Nachricht

*) Von der Einnahme Roms, der Schertlin beiwohnte, sagt er: „Den sechsten May (1527) haben wir Rom mit dem Sturm gewonnen, ob sechs tausend Mann darinn zu Todt geschlagen, die ganze Stadt geplündert, in allen Kirchen und ob der Erd genommen, was wir gefunden, einen guten Theil der Stadt abgebrannt, und seltsam hausgehalten, alle Kopistereyen, Register, Briefe und Cortisaney zerrissen, zerschlagen." Uebrigens war Schertlin bei dieser Gelegenheit ein reicher Mann geworden, denn ob er gleich einst in einer Stunde fünf tausend Dukaten verspielte, brachte er doch noch fünfzehn tausend Gulden nach Hause, damals eine sehr große Summe. Unter den Pretiosen, die er erbeutete, war auch der Strick, mit dem sich Judas erhenkt haben sollte; ein dickes Tau von zwölf Fuß Länge, welches

richt davon verbreitete sich mit Pfeilschnelle durch Europa, und die ganze Christenheit erstaunte über diese Begebenheit. Wiewohl viele dem Pabst die Züchtigung von Herzen gönnten, so haftete doch bei der größern Menge die alte Ehrfurcht gegen das Oberhaupt der Kirche noch viel zu tief, als daß nicht der Kaiser die allgemeine Stimme wider sich hätte haben sollen. In Frankreich und England insbesondere brach der Unwille des Volks in laute Verwünschungen gegen ihn aus, und die Regenten beider Länder erklärten öffentlich, daß sie ihre ganze Macht vereinigen wollten, um das Oberhaupt der Kirche aus den Händen seiner Feinde zu befreien. Die Venetianer und Schweizer traten dem Bunde bei, und versprachen den nachdrücklichsten Beistand. In Deutschland sah man das Schicksal Roms und des Pabstes zwar als eine auswärtige Angelegenheit an: doch wurden die Katholischen dadurch anfangs eben so sehr erschreckt, als Luther und seine Anhänger sich über die Demüthigung des Pabstes freuten.

Der Kaiser selbst spielte bei dieser Begebenheit den Heuchler. Mit grenzenloser Freude empfieng er die Nachricht von der Eroberung Roms und der Züchtigung des Pabstes; aber er mußte seine wahren Empfindungen vor seinen bigotten spanischen Unterthanen verbergen, denen die Mishandlungen des geheiligten Statthalters Christi, des sichtbaren Stellvertreters der Gottheit und seiner Hauptstadt, ein Greuel waren. Aus diesem Grunde stellte er sich äußerst betroffen, als er über Frankreich die ersten Nachrichten von den Ereignissen in Italien erhielt, und that alles

ches Schertlin bei seiner Rückkunft zum ewigen Gedächtniß in der Kirche seiner Vaterstadt Schorndorf im Würtembergischen) aufhängen und mit einer Inn-

les mögliche, um das Publikum zu überzeugen, der ganze Zug nach Rom und alles, was an dem Pabſte Böſes verübt worden, ſey wider ſein Wiſſen und Wollen geſchehen. Er verſicherte, Roms trauriges Schickſal, das ihn ſehr ſchmerze, ſey blos eine Folge der Wuth, welche der Verluſt des oberſten Anführers im kaiſerlichen Heere hervorgebracht habe. An die vornehmſten Europäiſchen Fürſten, beſonders an den König von England, ſchrieb er, daß er an allem, was zeither vorgefallen ſey, gar keinen Antheil habe: ſeine Geſinnungen für die Ehre und Erhaltung des apoſtoliſchen Stuhls wären immer gut geweſen; zwar halte er den Unfall, der den Pabſt betroffen hätte, für ein gerechtes Strafgericht Gottes, der die ihm angethane Beleidigung habe rächen wollen, doch hoffe er, daß eben dieſes Unglück den allgemeinen Frieden herbeiführen werde. Den Pabſt ſelbſt aber bat er in einem eigenhändig geſchriebenen Briefe, gerade nach Spanien zu kommen und daſelbſt in gröſter Sicherheit mit ungeſtörtem Eifer an dem Frieden der Chriſtenheit zu arbeiten. Als ein Meiſter in der Verſtellungskunſt legte der Kaiſer mit ſeinem ganzen Hofe Trauer an, verbot alle öffentliche Luſtbarkeiten, verbat ſich alle Freudensbezeugungen über die Geburt ſeines Sohnes Philipp, ſtellte auch ſogar öffentliche Gebete und Proceſſionen für des Pabſtes Befreiung an, die ihn doch nicht mehr als einige Schriftzüge an ſeine Feldherren gekoſtet hätte. Ja, der Kaiſer erlaubte ſogar dem päbſtlichen Nuncius in Spanien, daß er Collectengelder für den Pabſt ſammelte und nach Rom ſchickte, ob man gleich dem Kaiſer ſelbſt eine außerordentliche Steuer hartnäckig verweigert hatte. Allein gewiß geſchah dieß alles blos des gemeinen Geſchreyes wegen, das in der ganzen katholiſchen Welt, und nirgend mehr als in Spanien, erhoben wurde.

Hier

Hier hielten die vornehmſten Prälaten ſogar mit dem Gottesdienſt inne, giengen in Trauerkleidern an den Hof, und foderten vom Kaiſer ihr Kirchenhaupt. Nun ſchickte er zwar ſeinen Feldherren in Rom Befehl zu, den Pabſt frei zu laſſen, fügte aber bei, „daß man ſehen ſollte, ob man Geld bekommen möge, um dem Kriegsvolke den rückſtändigen Sold zu zahlen.“ Auch übereilte ſich Karl mit dem Befehle nicht, erſt im Auguſt ſchickte er ihn aus Spanien ab, und würde vielleicht noch länger damit angeſtanden haben, wenn er nicht erfahren hätte, daß ſich Frankreich rüſte, den Pabſt mit Gewalt zu befreien.

Die Drangſale, unter denen Roms Bewohner ſchon ſo lange ſeufzten, nahmen aber noch immer kein Ende. Die kaiſerlichen Feldherren, ſtatt die unglückliche Stadt zu erleichtern, zogen vielmehr alle Truppen aus Neapel an ſich. Aber das dadurch erwachſene anſehnliche Heer — das furchtbarſte, das Karl jemals ins Feld ſtellte — hatte ſeit Bourbons Tode keinen Oberanführer, der ihm gehörig vorſtehen konnte. Der Prinz von Oranien ſtellte ihn nur dem Namen nach vor; Ordnung und Kriegszucht war von dem Heere gewichen, Sittenloſigkeit, Unzucht und Raubgier waren an deren Stelle getreten. Das Heer zog gegen mehrere Städte des Kirchenſtaats aus und nahm ſie hart mit. Im September kam es wieder nach Rom zurück, und nun wurden von neuem die ſchröcklichſten Exceſſe verübt. Man raubte und plünderte ſo viel man konnte, und witterte ſelbſt die Schätze aus, welche die Einwohner, um ſie der Habſucht der Feinde zu entziehen, vergraben hatten.

Clemens hatte dieſes erneuerte Ungemach zum Theil ſelbſt wieder verſchuldet, denn ſein Hang zu Intriguen und Ränken hatte ihn immer noch nicht verlaſſen. Bald unterhandelte er heimlich mit ſeinen

alten

alten Bundesgenossen, bald suchte er Uneinigkeit und Zwietracht unter den kaiserlichen Feldherren auszusäen. Aber seine treulose Politik hatte keinen andern Erfolg, als daß sie ihn selbst noch verächtlicher, und seine Unterthanen unglücklicher machte. Ja, nicht blos in Rom, sondern auch anderwärts litt Clemens großen Verlust. Die Florentiner jagten seinen Statthalter davon, zerbrachen die mediceischen Wappen, verbannten das ganze Geschlecht der Mediceer aus ihrem Gebiete, erklärten sich für einen Freistaat, und führten die vormalige demokratische Verfassung wieder ein. Die Venetianer hingegen bemächtigten sich der Städte Ravenna und Cervia, unter dem Vorwande, sie in Verwahrung zu nehmen, und der Herzog von Ferrara machte sich ohne Widerstand von Modena Meister.

Den wenigsten Vortheil zog der Kaiser aus der Lage der Sachen. Ohne Mühe würde er Bologna und andere haltbare Plätze des Kirchenstaats haben wegnehmen können, aber seine zügellosen Truppen weigerten sich, Rom zu verlassen, bevor sie nicht den rückständigen Sold erhalten hätten. Hierzu kam noch, daß der lange Aufenthalt zu Rom die Truppen ganz entnervt, und unbrauchbar gemacht hatte, und daß auch ansteckende Krankheiten viele Tausende hinrafften. Ein langes Bedenken fand jetzt aber nicht statt, denn bereits ließ der König von Frankreich eine Armee von vierzig tausend Mann über die Alpen ziehen. Da nun Karl zur Bezahlung seines italiänischen Heeres kein Geld auftreiben konnte, so ergrief er endlich das Mittel, dem Pabst, unter dem Namen eines Lösegeldes, eine Summe abzupressen, die zur Befriedigung seines Kriegsvolkes hinreichen möchte. Clemens mußte also für das kaiserl. Kriegsheer hundert tausend Kronen in baarem Gelde bezahlen,

und

und mußte überdieß versprechen, daß er eine eben so grosse Summe nach vierzehn Tagen, und hundert und fünfzig tausend nach drei Monaten erlegen wollte. Er bewilligte auch Karln die Einfoderung des Zehenden von allen geistlichen Einkünften in Spanien, und die Sicherheit seines Versprechens verbürgten nicht nur Geißeln, sondern auch einige Oerter. Und so sahen denn nun endlich Clemens und die Bewohner seiner Hauptstadt, die so lange und so sehnlich herbeigewünschte Stunde ihrer Erlösung herannahen. Schon war die erste Hälfte der versprochenen Summen durch Beraubung der Kirchen, durch den Verkauf der geistlichen Würden und Pfründen, und durch andere eben so unkanonische Mittel aufgebracht; schon war der neunte December zur Freilassung des Pabstes angesetzt: da faßte der letztere plötzlich den sonderbaren und unerwarteten Entschluß, zu entfliehen. Voll Mißtrauen gegen die kaiserlichen Feldherren und Minister, daß sie seiner Loslassung abermals Hindernisse in Weg legen möchten, und glühend von Verlangen, nach einer sechs Monate lang entbehrten Freiheit, konnte er die kurze Frist bis zu seiner Entlassung nicht erwarten, sondern entwich, in der Nacht vor dem dazu bestimmten Tage, als Kaufmann verkleidet, nach Orvieto.

Dieser unüberlegte Schritt vollendete das Unglück der Hauptstadt des Kirchenstaats. Denn obgleich das kaiserliche Heer von Neapel aus wieder etwas Geld zu seiner Bezahlung erhielt, so machte es dennoch gar keine Anstalt zum Aufbruch, sondern es blieb in Rom, welches jetzt über die Hälfte zerstört wurde, und überhaupt ungleich mehr Schaden erlitt als vorher. Erst als man erfuhr, daß die Truppen der Verbündeten immer näher anrückten, rüstete man sich zum Abmarsche, und eilte, am siebenzehnten

Februar des Jahres ein tauſend fünf hundert und acht und zwanzig, auf dem kürzeſten Wege nach Neapel. Zehen Monate lang hatte das kaiſerliche Heer auf Koſten der Stadt gezehrt, die ſeit vielen Jahrhunderten die Schätze von ganz Europa in ihren Schlund gezogen hatte. Aber von dieſem Heere, das ſo zahlreich und blühend in die Stadt eindrang, war jetzt kaum noch die Hälfte übrig; die übrigen hatte theils die Peſt, theils die Folgen ihrer Unmäßigkeit und Schwelgerey dem Grabe überliefert. Die Abziehenden nahmen den Leichnam ihres geliebten Feldherrn, des Herzogs von Bourbon, mit ſich, weil ſie beſorgten, die erbitterten Römer möchten ihn nach ihrer Entfernung ausgraben und mißhandeln. Sie beſtatteten ihn in der Folge in einer Kapelle der feſten Burg Gayette, und errichteten ihm ein prächtiges Denkmal. Noch jetzt in unſern Tagen ſoll dort der Körper des Helden noch ganz vollkommen und unverſehrt vom Hauche der Verweſung vorhanden ſeyn.

Clemens kam nach Rom zurück, und ließ, ganz gegen ſein gegebenes Wort, die deutſchen Bäcker in der Tiber ertränken. Ueberall begegneten ihm Bilder des Jammers und des allgemeinen Elends; die Stadt ſtellte das traurigſte Bild der Verwüſtung dar. Viele der reichſten Bürger mußten den Bettelſtab ergreifen; andere verließen mit ihren geſchändeten Weibern und Töchtern ihre unglückliche Vaterſtadt, und wanderten nach Neapel, Ancona, Florenz und Venedig. Mehr als zehen tauſend verloren durch Mangel und Mishandlungen das Leben; und die zum Theil unbeerdigten Leichname der Todten vergifteten die Luft, und erzeugten peſtilenzialiſche Seuchen, welche gemeinſchaftlich mit dem Hunger noch nach dem Abzuge der Kaiſerlichen fortwüteten. Es he-

bedurfte einer langen Reihe von Jahren, ehe die Spuren dieser schröcklichen Eroberung verschwanden *).

IV. Die heilige Ligue.

Fanatische Bürgerkriege und Empörungen.

In den Jahren 1574 bis 1589. **)

1.

Heinrich der Dritte wird König von Frankreich. Zustand des Reichs.

Der Herzog Heinrich von Anjou, ein Sohn der berüchtigten Katharina von Medici, Wittwe des Königes Heinrich des Zweiten von Frankreich, war durch die Machinationen dieses ränkevollen und herrschsüchtigen Weibes im Jahr ein tausend fünf hundert und drei

*) Man vergleiche mit dieser Geschichte die im vierten Bande dieser Revolutionsgemählde S. 97 ff. erzählte Eroberung Roms durch die Gothen unter Alarich, im Jahr Christi 410. Aus einer Vergleichung ergiebt sich, daß selbst die wilden Schwärme der Gothen und Vandalen Rom menschlicher behandelten, als das Heer des ersten katholischen Monarchen.

**) Diese Geschichte schließt sich an die Begebenheiten der Bartholomäusnacht an, welche im vierten und fünften Bande dieser Revolutionsgemählde erzählt worden sind.

drei und siebenzig König von Polen geworden. Er empfieng in seinem neuen Reiche die Huldigungen aller Herzen; aber kaum vier Monate hatte er die polnische Krone getragen, als ihn der Tod seines Bruders, Karls des Neunten, auf den französischen Thron rief.

Frankreich befand sich damals in einem Zustande der äußersten Zerrüttung, und bedurfte mehr als je eines weisen und kraftvollen Regenten — eines klugen Arztes, der mit vorsichtiger Hand die Wunden verband, von denen das Vaterland blutete. Das ganze Reich war in zwei Partheyen getheilt, deren jede ihr Oberhaupt hatte; Katholiken und Hugonotten, beide auf ihre Rechte eifersüchtig und gegen einander mißtrauisch, drohten alle Augenblicke die gräuelvollen Blut- und Mordscenen zu erneuern, welche dem gegenseitigen Hasse immer neue Nahrung gegeben hatten. Durch die langen und anhaltenden bürgerlichen Kriege waren nicht allein die Städte und Provinzen, sondern auch die Familien selbst in Partheyen und Feindschaften zerfallen. Die Grundpfeiler der Monarchie waren untergraben und drohten den Einsturz. Die Werkzeuge der Regierung waren gänzlich verderbt oder sehr geschwächt, und überhaupt alles zum Umsturze bereit, was die Reiche zu erhalten pflegt. Die ersten Prinzen von Geblüt wurden, gleich Verbrechern, von Geschäften entfernt, und als Gefangene bewacht. Der junge Prinz von Conde, welcher durch den Namen seiner Voreltern in hohem Ansehen stund, war nicht allein abwesend und vom Hofe entflohen, sondern hatte noch überdieß seine Zuflucht zu den protestantischen Fürsten Deutschlands genommen, und rüstete sich, das Reich mit neuen Heeren und Fremdlingen zu überschwemmen.

In allen Provinzen wehete die Fahne des Aufruhrs der Hugonotten, welche sich der vornehmsten

Städte und Festungen zu bemächtigen suchten. Viele Große waren entweder offenbare oder heimliche Feinde der Regierung. Die meisten derselben, welche eine größere Erfahrung, ein höheres Ansehen bei dem Volke und einen entschiedenen Kriegsruhm besaßen, kantonnirten in ihren Statthalterschaften und rüsteten sich zum offenen Kampfe. Der Königliche Schatz war erschöpft, der Adel verarmt, der Kriegsstand zernichtet, und das Volk ins Elend gestürzt.

Einen sonderbaren Kontrast mit diesem Zustande der Anarchie und Zerrüttung bildete der französische Hof. Nie war dieser so glänzend gewesen, als seit der Zeit, da Katharina von Medici ihn beherrschte. Alles, was die Sinne berauschen, und in dem Taumel erhalten konnte, war hier erschöpft. Kein Jammergeschrey des bürgerlichen Krieges konnte den muntern Frohsinn und den tändelnden Scherz verscheuchen. Mit Verbannung der alten Ritterzeiten entfloh auch Treue, Glauben, Wahrheit und Biedersinn. Tücke und Betrug vertraten ihre Stelle. Die verschwenderische Prachtliebe zog am Hofe und bei dem Volke einen Hang zum Vergnügen groß, die den Kreis der Bedürfnisse und des Elends erweiterten. Jede Kunst fand an dem Geschmack und an der Verschwendung der Königinn Mutter Unterstützung und Hülfe, die dem Wohl des Staats abgewuchert war. Jede Ausschweifung fand am Hofe eine sichere Freistätte, und gieng von da wieder auf die andern Volksklassen über. Man bemerkte auch jetzt noch Spuren der ehemaligen Galanterie, die aber bei beiden Geschlechtern ausgeartet war. Die Damen waren nicht mehr stolz oder eitel auf heroische Gesinnungen, sondern auf übertriebene Proben der Ergebenheit, welche eine schwärmende Leidenschaft ihren Liebhabern einflößte. Man suchte etwas Rühmliches darinn, wenn man sich auf

den

den ersten Wink der Gebieterinn in einen Fluß stürzen konnte, ohne das Schwimmen zu verstehen, wenn man wilden Thieren Troß bot, wenn man mit der Dolchspitze sein Blut fließen ließ zum Zeichen der Bereitwilligkeit, daß man seine Dame bis in den Tod liebe. So opferten die Mannspersonen ihre Vernunft dem Eigensinn der Damen auf, und verlangten dafür an einem so frechen Hofe mehr, als der Wohlstand erlaubte. Daher stete Eifersucht, arglistiges Aufpassen, Niederträchtigkeit, Ränke, Feindschaft und Kabalen, wodurch sich selbst der Monarch mit seiner Familie vor dem ganzen Königreich entehrte. Nichts war gemeiner, als daß der König mit seinem ganzen Hofe auf den öffentlichen Plätzen umher schweifte, tanzte, sang, die Vorbeigehenden neckte, und wohl wieder geneckt und verspottet wurde, auch in Bürgerhäusern bei jeder Gelegenheit einer Taufe, Hochzeit oder andern Feierlichkeit that dieß der Hof. Dabei ereigneten sich denn nicht selten die gröbsten Unordnungen und Excesse, über die man dann scherzte. Diese öffentlichen Thorheiten und Bubenstücke verband man mit den feierlichsten Religionsübungen, mit prächtigen Processionen und Messen. Kaum hatte man einer solchen Feierlichkeit beigewohnt, so lief man zu Sterndeutern und Wahrsagern, und hielt bei ihnen heimliche Zusammenkünfte. Man verfertigte dort Liebestränke, um die Gunst des geliebten Gegenstandes zu erzwingen, und verübte Zaubereyen, um sich zu rächen. Man war grausam und unbarmherzig mit kaltem Blut und durch eine Gewohnheit, die alle Schaam und Achtung aufhob.

So schildern uns unbefangene Zeitgenossen das Land und den Hof, dessen Beherrscher Heinrich, der dritte dieses Namens, in seinem vier und zwanzigsten Jahre wurde. Sogleich nach dem Tode seines Bru-

ders Karl hatte die Mutter, die inzwischen die Regentschaft übernahm, einen Kourier, und den Tag darauf einen zweiten nach Crakau abgefertiget, um ihren geliebten Sohn Heinrich zu bitten, so bald als möglich Polen zu verlassen, und von dem ihm eröfneten französischen Throne Besitz zu nehmen.

Heinrich vernahm diesen Ruf mit der lebhaftesten Freude; er war ungerne nach Polen gegangen, und sehnte sich längst, mit den jungen Herren seines Gefolges aus dem ernsten und steifen Lande unter den milden französischen Himmel und zu den Genüssen der frühern Jahre zurück. Allein wie sollte er aus seinem Königreiche kommen? Wie sollte er eine tapfere Nation verlassen, die ihm die Ehre angethan hatte, ihn zu ihrem Oberhaupte zu wählen? Das edelste Mittel war ohne Zweifel, die Stände des Reichs zu versammeln, und seine Abreise durch sie genehmigen zu lassen: allein dieß Mittel war langweilig und Schwierigkeiten unterworfen. Er enschloß sich also zur Flucht. Ganz in der Stille, um Mitternacht, machte er sich mit wenigen Begleitern von Crakau auf, und entwischte den Polen, wie ein Dieb aus dem Gefängnisse. Die polnischen Magnaten waren darüber am andern Tage nicht wenig erstaunt; sie jagten ihm nach und erreichten ihn an der Grenze, vermochten aber nicht, ihn zur Rückkehr zu bewegen; er entschuldigte sich mit der Nothwendigkeit. Und eben so fruchtlos war das Schreiben, das der Senat ihm nachschickte. Endlich setzten ihm die Stände eine Frist zur Rückkunft, und da er diese verstreichen ließ, so erklärten sie ihn der Regierung verlustig, und wählten den Fürsten von Siebenbürgen Stephan Bathori zum König.

Heinrich war nur geeilt, bis er über die polnische Grenze gekommen war, den übrigen Theil des

We-

Weges legte er langsam genug zurück, besonders wenn ihn Ehrenbezeugungen, Freuden und Lustbarkeiten aufhielten. Aber nur in katholischen Ländern verweilte er, und machte sogar Umwege, um die protestantischen zu vermeiden. Zu Wien fand er eine eben so liebevolle als prächtige Aufnahme, und der Kaiser soll ihm den Rath gegeben haben, seinem Reich den Frieden wieder zu schenken und damit den Anfang seiner Regierung zu machen, um auf diese Weise das traurige Andenken an das Vergangene auszulöschen und die Schuld desselben von sich abzuwälzen. Von Wien nahm er seinen Weg über Venedig, wo er mit außerordentlichen Ehrenbezeugungen aufgenommen wurde, verweilte unter festlichen Freuden in Turin, und hielt dann seinen feierlichen Einzug in Lyon, wohin ihm seine Mutter entgegen gereist war.

2.

Sitten und Lebensart des Königes und seiner Lieblinge.

Kein König hat wohl je sich so vortheilhaft angekündigt, und wohl keiner so schlecht geendigt, als Heinrich der Dritte. Wäre seine Erziehung einer edleren Pflege anvertraut gewesen, so hätte Frankreich einen Vater des Vaterlandes in ihm erwarten können, da gegentheils seine elende fünfzehnjährige Regierung die Geißel der Nation war.

Der König war dem Aeußern nach einer der schönsten Männer seines Hofes. Er war ein Freund von königlichem Prunk und glänzenden Ceremonien, und präsentierte sich selbst bei feierlichen Gelegenheiten mit einer Würde, die einen ganz andern Mann vermuthen ließ, als er wirklich war. Auch wenn er

die

die Reden fremder Gesandten aus dem Stegreif beantwortete, so geschah das immer mit einem Anstande und einer natürlichen Wohlredenheit, die die Fremden in Verwunderung setzte. Er besaß eine warme Gerechtigkeitsliebe, eine beispiellose Güte, und eine gediehene Klugheit. Seine natürliche Anmuth, und die Majestät, die aus seinen Handlungen sprach, hätte in Erhöhung dieser Tugenden manche Schwächen seines Charakters verborgen, und die Liebe der Unterthanen, woran sich seine Vorfahren so sehr versündiget hatten, wieder gewinnen können. Aber zu edel und zu rein waren diese Eigenschaften, um nicht von dem tödtlichen Hauche seiner Mutter vergiftet zu werden. Das finstere Reich dieses herrsch- und intriguensüchtigen Weibes konnte kein so helles Licht vertragen. Mit der Güte einer Harpye faßte sie Heinrichs Hang zum Vergnügen und zur Wollust auf. In ihn konnte sie den Keim des moralischen Verderbens legen, durch ihn seine Anlagen zu guten Thaten lähmen, und ihm, indem sie ihn auf den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks beschränkte, die Vergangenheit zur Belehrung, und die Zukunft zu seiner Vorsicht entrücken. Jetzt verschwand jenes herzliche Wohlwollen, welches die Unschuld seiner Jugend verschönerte; jetzt verschrumpfte jene Seelenstärke, die sich durch Selbstständigkeit, Unternehmungsgeist und Großmuth äußerte. In Liebe zur Ruhe und Unbehaglichkeit herabgesunken, rettete er zwar noch seine Furchtlosigkeit; aber seine Gerechtigkeit artete aus in Verfolgung, und seine Religion in frömmelnde Mönchsandacht.

So entsprach also Heinrich keineswegs den gerechten Erwartungen, die man von ihm gefaßt hatte. In seinem Privatstande hatte man ihm nichts, als Verstellung und Wildheit vorwerfen können: aber seitdem

dem er unumschränkter Herr war, überließ er sich den schändlichsten Ausschweifungen. Jetzt sah man mit Erstaunen einen weibischen, müßigen, geistlosen, kleinlichen Prinzen, der beständig von einer Menge junger und unbedeutender Leute umgeben war, und angesehene und verdiente Männer von sich zurückhielt, der ganze Tage zubrachte, sein Zimmer aufzupuzen und sich mit seinen Günstlingen über den Schnitt eines neuen Kleides oder über die Form eines Halskragens zu unterreden. Die Anordnung der Diamanten auf seinen Kleidern war ein Gegenstand von ganz besonderer Wichtigkeit, dem er nicht Stunden, sondern ganze Tage weihte; eigentliche Geschäfte hingegen verursachten ihm bald Langeweile, und die Regierung überließ er nichtswürdigen Günstlingen. Um ihn ganz zu besitzen, überredeten ihn diese, sich seinen Unterthanen nicht so oft, wie seine Vorgänger gethan hätten, zu zeigen und mitzutheilen, und nie anders als in großer Pracht und als absoluter Oberherr zu erscheinen, vornemlich aber den Franzosen die Gegenvorstellungen abzugewöhnen. Außerdem brachten sie ihm hohe Ideen von seiner Größe und seinen Fähigkeiten bei, und betäubten ihn so sehr durch Schmeicheleyen, daß er sich für den größten Prinzen von der Welt hielt, und glaubte, daß er alle seine Vorgänger an Einsichten und Staatsklugheit unendlich überträfe.

Da sinnlicher Lebensgenuß für Heinrich der höchste Punkt seiner Glückseligkeit war, so verwandelte sich sein Pallast beinahe gänzlich in ein Gasthaus, in welchem täglich Gastmähler, Pickenicke, Bälle, Redouten und Possenspiele gegeben wurden. Die Lieblinge des Königes sannen immer auf neue Spiele und Wollüste, und daß man an einem Hofe, an welchem

chem Zucht und Ehrbarkeit ausgestorben war, auch das Allerunanständigste nicht verschmäht haben werde, wenn es nur Vergnügen machte und die Zeit verkürzte, läßt sich leicht denken. Die königliche Mutter selbst unterließ nichts, was ihrem Lieblingssohne eine angenehme Unterhaltung gewähren konnte, und gab gern ihre Hofdamen dazu her, wenn der König einmal den spaßhaften Einfall hatte, sich von halb männlich gekleideten und halb nackten Dirnen mit fliegenden Haaren bei Tische bedienen zu lassen. Man trieb auch wohl gemeine Weibsbilder in den Schloßhof, entkleidete sie gänzlich, setzte sie auf Ochsen, und jagte diese durcheinander. Auf seinem Zimmer ergötzte sich Heinrich gerne mit jungen Hunden, auf die er jährlich mehr als hundert tausend Goldthaler verwendete, und zu deren Unterhaltung er eine große Menge Menschen besoldete. Eben so beträchtlich waren die Ausgaben für die königlichen Affen und Papagoyen, mit denen er Stunden lang tändeln konnte. Oft verschenkte er sie aus Ueberdruß, und wenn seine Leidenschaft zurückkehrte, so war kein Preis zu theuer. Oefters sah man ihn in seinem Kabinete mit dem Degen an der Seite, einem Kapuzmantel um seine Schultern, einem kleinen Baret auf dem Kopfe und einem Korb voll junger Hunde am Halse. Eine zeitlang war es seine angenehmste und fast einzige Beschäftigung, daß er die vortrefflichsten Bilder aus den Gebethbüchern riß, und an die Wände seiner Kapelle anklebte. Eine seiner Lieblingsvergnügungen bestund auch darinn, sich mit seinen Gesellschaftern in Weibskleidern sehen zu lassen, ja in den Fasten in allerhand grotesken Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen von Paris zu laufen, in alle Häuser und Gesellschaften einzudringen, und jedermann zu insultiren. Dann wieder sah man sie als Bettelmönche und Kapuciner verkleidet

kleidet in alle Kirchen und Klöster wie in Procession herum wanken.

Die Finanzen des Staats geriethen unter dieser dissoluten Lebensart des Königes und der ersten Machthaber in die größte Verwirrung. Ungeachtet sich die Schulden der Krone bald auf mehr als hundert Millionen beliefen, so lebte doch der Hof so, als ob dieß die Summe seiner jährlichen Einkünfte wäre. Es vergieng kein Tag, wo nicht zwanzigtausend Pistolen am Hof im Spiele verloren wurden, und der geringste Satz war von fünfzig Pistolen. Die Günstlinge des Königes schalteten in seinem Namen mit den Staatseinkünften nach der freiesten Willkühr, schrieben Steuern aus und nahmen sie ein, ohne jemanden Rechenschaft ablegen zu dürfen. Diese Günstlinge, die sich durch ihre weibischen Sitten den verächtlichen Namen Mignons zuzogen, machten einmal zwei und zwanzig Steueredicte in zwei Monaten, und wiesen ihre Schneider und Kaufleute auf den Ertrag derselben mit der größten Dreistigkeit an. Ja, ungeachtet der rechtschaffene Präsident des Parlaments die Registrirung dieser Edicte als verfassungswidrig und der allgemeinen Wohlfahrt höchst nachtheilig, verweigerte, so fuhr man doch fort, die nicht anerkannten Auflagen einzutreiben; und — von fünfzig Millionen, die man dem Volke aufgelegt hatte, kamen nicht zwei in die königliche Schatzkammer.

Die Verschwendungssucht des Hofes, nicht gesättiget, die Finanzen des Staats erschöpft zu haben, griff sogar das Verdienst selber an; die Feilbiethung der Ehrenstellen machte den Triumph der Frechheit und des Lasters vollkommen. Das Vergnügen seiner Lieblinge hatte bei dem Könige größeren Werth, als die Zerrüttung des Staats, und der Ruin des Vaterlandes mehr, als seine eigene Schande. Während

das

das Land fast ausgesogen ward, und der arme Bürger und Bauer kaum satt zu essen hatte, warf der gedankenlose Monarch das Geld mit vollen Händen an die verdienstlosesten Menschen weg. Sein Kabinetssekretair Benoise hatte einmal seine Brieftasche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand sie, durchsuchte sie, und fand ein Papierchen darinn, worauf Benoise einmal, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder" geschrieben hatte. Er war eben bei Laune, und schrieb hinzu: „bezahlet dem Secretair Benoise die Summe von tausend Thalern. Heinrich." Man kann denken, wie der Schreiber überrascht worden sey, als er diese Ergänzung entdeckte. Die Schmeicheleyen von Großmuth und Feinheit, die er in seine Danksagung mischte, ergötzten den König so sehr, daß er sich den Zettel wieder geben ließ, um gar noch eine Null zu den Tausend hinzuzufügen. Die Vermählung eines seiner Lieblinge, des Herzogs von Joyeuse, kostete den König über eine Million, zweimal hundert und zwanzig tausend Thaler! Kaum wußten daher auch diese Menschen, was sie mit allem Reichthum machen sollten. Ein Marschall von Bassompierre ließ sich einmal ein Kleid verfertigen, wovon das Zeug und die fünfzig Pfund Perlen, die hinein gestickt wurden, vierzehn tausend Thaler, und die Arbeit allein sieben hundert Thaler kostete!

3.

Bürgerkrieg. Friede zwischen dem Hofe und den Reformirten im Jahr 1576.

So ein König, umgeben von unwürdigen Günstlingen, stund jetzt an der Spitze eines Staats, wo die

die höchste Gewalt keine Hochachtung mehr fand, wo das Vaterland zwischen der Herrschaft der Mutter, und der Eifersucht der Großen getheilt war, wo blinde Willkühr über öffentliche Verträge wachte, wo Freiheit, Eigenthum und Gerechtigkeit das Spiel der Laune und der zügellosen Begierden geworden war, wo das schwärmerisch rasende Volk seit der Bartholomäusnacht das fürchterliche Recht des Stärkern kennen gelernt hatte; kurz, wo alle Bande aufgelöst und zerrissen waren.

Ein Friede, der in jeder Rücksicht nothwendig war, hätte die allgemeine Spannung wohlthätig einlenken können. Allein Heinrich sah den Frieden, den er mit den verhaßten Hugonotten schließen sollte, als einen Krieg an, den er Gott und seinem eigenen Throne ankündigte. Jede Parthey im Staate schien ihm auf Kosten der öffentlichen Ruhe zu bestehen; vorzüglich eine Parthey, die ihre Foderungen mit Religion verwebte, wovon der Umsturz aller gesetzlichen Ordnung zu erwarten wäre. Seine Günstlinge schmeichelten ihm, daß er einen Frieden mit ganzer Kraft verachten könne, der seinem Ansehen ohnehin nachtheilig wäre, da er Gesetze geben, nicht empfangen müßte. Ein neuer Bürgerkrieg brach also aus, und die Fahne des Aufruhrs wehte durch alle Provinzen. Langsam, aber desto gewisser, zog sich das Gewitter über den verdorbenen Pariser Hof zusammen. Während, daß der König mit der schmuzigen und verworfenen Sekte der Büßenden oder Flagellanten andächtelte, daß er sich seinen Vergnügungen gedankenlos überließ, ganze Tage an dem Putztische seiner Gemahlinn zubrachte, mit seinen Hunden spielte und Staatsgeschäfte zu Familienhändeln herabwürdigte, brachten die Hugonotten und die Mißvergnügten eine Macht zusammen, die der königlichen überall die Spitze bot. Schon kündigte

digte eine Nachricht nach der andern dem Könige seinen Verlust an, als er durch einen neuen Unfall in nicht geringen Schrecken versetzt wurde.

Der Herzog von Alenson, des Königs Bruder, war sehr unzufrieden mit der Behandlung, die er am Hofe erfuhr. Er hatte den Fehler aller kleinen Geister: er war argwöhnisch, zanksüchtig, und glaubte stets, man verachte ihn. Bei seinem schlecht gebauten Körper fand er sich unglücklicher Weise oft in dem Fall, seines Ranges ohngeachtet, verhöhnt zu werden. Statt dieses leicht zu gewinnende Gemüth zu schonen, erbitterte es der König durch Trotz, oder durch Beifall über die unanständigen Spöttereyen seiner Günstlinge. Dieser Mißhandlungen überdrüssig beschloß Alenson, einen Hof zu verlassen, wo er weder geachtet noch sicher war. Er verließ eines Abends heimlich, in Begleitung eines einzigen Bedienten, Paris, und entkam glücklich nach Dreux, wo sich bald eine Menge von Mißvergnügten zu ihm schlug. Von Dreux aus machte er ein Manifest bekannt, worinn er den Lieblingen des Königes drohend versprach: das königliche Ansehen wieder herzustellen, den Gesetzen ihre Kraft, dem Throne seinen Glanz zurück zu geben, die Diebereyen, Unterschlagungen, und die schreyenden Gewaltthätigkeiten, wovon er hätte Zeuge seyn müßen, auf das strengste zu bestrafen; die eingesetzten Staatsgefangenen, die eine niedrige Feigheit und Ungerechtigkeit eingesperrt habe, zu befreien, und sie in ihre Ehrenstellen mit Triumph einzusetzen; dem Volk seine drückenden Lasten, die der blutigelartige Geitz einiger Minister ihm aufgelegt habe, zu erleichtern, die Religion der Vorfahren zu schützen, ohne die der Protestanten durch Edicte zugesicherte Gewissensfreiheit zu verletzen; kurz, einen dauerhaften und festen Frieden

dem

dem Königreiche zu schenken, das seinem Grabe entgegen eile.

Heinrich schwur seinem verrätherischen Bruder in dem ersten Augenblicke den Tod, und setzte eine Belohnung auf seinen Kopf. Allein das Ungewitter, das sich über ihm sammelte, wurde immer drohender. Auch der König Heinrich von Navarra wurde des Aufenthalts an einem Hofe überdrüssig, wo er ohne Freunde, entfernt von seinem Lande, verachtet, und in einer gezwungenen Uebung der Religion lebte. Er verschwand unvermuthet während einer Jagdparthie, begab sich nach Guienne, wovon er Statthalter war, und bekannte sich öffentlich wieder zu der protestantischen Religion, welche er ehemals nur mit dem Munde, und um sein Leben in Sicherheit zu setzen, abgeschworen hatte. Fast der ganze Adel und die besten Plätze in Guienne fielen ihm bei, und überhaupt bekam er bei weitem mehr Zulauf als der Herzog von Alenson, der den Hugonotten etwas verdächtig war, und wegen seiner geringen Fähigkeiten in keiner besondern Achtung stund. Jetzt gesellte sich auch der Prinz von Conde, der nach Deutschland entflohen war, zu den Gegnern des Hofes, und vermehrte ihre Macht. Er war mit dem Pfalzgrafen Johann Casimir in Verbindung getreten, und hatte durch dessen Mitwirkung ein beträchtliches Hülfskorps in Deutschland angeworben, mit dem er, in Begleitung des Pfalzgrafen Johann Casimir, über den Rhein gieng, zu dem Herzoge von Alenson stieß, und ihm den Oberbefehl der Armee übergab. Sie war mit den Truppen des Herzogs, dreissig tausend Mann stark, dahingegen das königliche Heer, welches ihr entgegen stund, kaum achtzehn tausend Mann ausmachte. Das vereinigte Heer bezeichnete mit Blut und Verheerungen seinen Marsch. Bourgogne war den wildesten Verwüstungen ausgesetzt.

ſetzt. Nuys kapitulirte, und die Garniſon wurde dennoch in Stücken gehauen, die ganze Stadt aber rein ausgeplündert.

Je ſtürmender das Ungewitter auf dieſe Art heraufzog, um ſo mehr nahm Heinrichs Indolenz zu. An einen mechaniſchen Gang der Dinge glaubend, ſtützte er ſich auf ſeine Heere, und da dieſe die Sache der wahren Religion nach ſeiner Meinung verfochten, ſo hielt er es wohl für möglich, geſchlagen, aber für unmöglich, überwunden zu werden.

Jetzt erwachte aber die Königinn Mutter; die Gefahr, die ihrem Heinrich drohte, traf auch ſie. Ihre Verlegenheit war nicht gering. Friede konnte ihr grauſamer Stolz nicht vertragen, und doch war er das einzige Mittel, die entzweyten Brüder, die ſich immer mehr von einander entfernten, näher zu bringen. Sie trat ſelbſt mit dem Herzog von Alenſon in Unterhandlungen, und ſo kam im May des Jahres ein tauſend fünf hundert und ſechs und ſiebenzig ein Friede zu Stande, vermöge deſſen den Hugonotten die ungeſtörteſte Religionsübung im ganzen Reiche, Paris ausgenommen, verſtattet, und in jedem der acht Parlamente oder höchſten Gerichtshöfe desReichs, ein mit gleicher Anzahl der Reformirten und Katholiken beſetztes Juſtizdepartement zugeſtanden, und die fürchterliche Bartholomäusnacht als ein trauriges Schickſal beweint wurde. Der Hof mußte den Reformirten acht Plätze zu ihrer Sicherheit, nebſt Kirchen und beſondern Kirchhöfen einräumen, auch bekamen ſie Geld, um ihre Truppen zu bezahlen.

4. Die

4.

Die heilige Ligue und Heinrich von Guise das Oberhaupt derselben.

Der Friede, welcher mit den Hugonotten geschlossen worden war, trug den Keim seiner Vernichtung in seinem Entstehen. Die Katholiken geriethen darüber in eine solche Erbitterung, daß man nicht nur gegen den König selbst laut murrete, sondern ihn auch einen Weichling nannte; man beschuldigte die Königinn Mutter, daß sie die Majestät der Religion herabgewürdiget und das allgemeine Wohl des Reichs vernachläßiget habe, um ihren Sohn, den Herzog von Alenson, vom Abgrunde des Verderbens zu retten. Viele Katholiken waren schon zum Aufruhr geneigt, und würden die Waffen ergriffen haben, um einen Frieden zu brechen, welchen man für unausführbar und schimpflich hielt, wenn sie nicht in kurzer Zeit eingesehen hätten, daß der König und seine Mutter die Friedensartikel, die sie nicht halten wollten, blos darum eingegangen wären, um den Herzog von Alenson zu retten.

Diese Stimmung der Gemüther und den Haß gegen die Hugonotten nährte niemand mehr, als die Prinzen von Guise. Aufmerksam auf jede Gelegenheit zur Vergrößerung ihrer Gewalt und zur Sicherstellung der mit ihrem Interesse aufs engste verketteten Religion, fiengen sie an, unter dem Namen der heiligen Ligue einen katholischen Bund in allen Provinzen des Reichs zusammen zu bringen, um, wie sie vorgaben, der Herrschaft und weitern Verbreitung der Ketzerey einen Damm entgegen zu setzen, welcher durch die Friedensartikel gleichsam das Siegel der Rechtlichkeit aufgedrückt worden sey. Ihre wahre

Ab-

Absicht aber gieng dahin, die katholische Parthey in einen ständigen Körper zu vereinigen, und sich desselben zu ihrer eigenen Sicherheit und zur Begründung jener Parthey zu bedienen, deren Häupter sie waren.

Das eigentliche Oberhaupt dieses furchtbaren Bundes war der Herzog Heinrich von Guise, ein Sohn des tapfern Guise, der vor Orleans erschossen worden war, und selbst schon berühmt als Held der Bartholomäusnacht. Er war jetzt neun und zwanzig Jahre alt, und an äußern und innern Vorzügen das leibhafte Bild seines Vaters. Sein Ehrgeitz trug ihn zu noch höhern Entwürfen, als jener gewagt hatte, und nachdem er durch einen bezahlten Genealogen hatte erweisen lassen, daß er in gerader Linie von Karl dem Großen abstamme, entschloß er sich zu Thaten, die dieses Anherrn würdig wären, vielleicht auch einmal zu dessen Glücke führten. Schon in seinen ersten Feldzügen nach Ungarn hatte er sich als einen der ersten Kapitains ausgezeichnet, und während der bürgerlichen Unruhen in seinem Vaterlande hatte er mehrere glänzende Siege erfochten. An Kälte und Hitze, an Hunger und Durst gewöhnt, lebte er mit seinen Soldaten unter Zelten, und speisete mit ihnen an einer Tafel, schlief wenig, und arbeitete viel und ununterbrochen. Nebst dieser persönlichen Tapferkeit und strengen Lebensart besaß er alle Eigenschaften, die Herzen der Menschen zu bestechen. Die beispiellose Anmuth in seinem äußern Betragen und Umgang, verbunden mit einer männlichen Würde und einer bezaubernden Beredtsamkeit, stritt mit den Vorzügen seiner Bildung. Sein Geist verlor unter den anstrengendsten und mühsamsten Beschäftigungen die Heiterkeit nicht, die seinen Umgang so angenehm, und seine Person so liebenswürdig machte. Seine Freigebigkeit, die an Verschwendung grenzte, hatte

ihm

ihm eben so viel Anhänger bei den Niedern, als sein Religionseifer bei den Höhern verschafft. Mit dem Reichthume dieser, konnte er die Armuth jener Klasse besolden. Die Verfolgung der Reformirten war der sichtbare Zweck seiner Handlungen geworden, um den unsichtbaren Grund derselben, seinen Ehrgeitz, der alle seine Vorzüge vergiftet hatte, vor den Augen der Welt geheim zu halten. Meister in der Verstellungskunst, geschickt in der Wahl der Mittel, die ihm gleichgültig waren, allezeit bereit, sich auf Kosten der andern zu rechtfertigen, hatte er sich eine Allgewalt erworben, der so leicht keiner sich zu widersetzen wagte. Zurückgesetzt unter der vorigen Regierung eilte er damals in die Arme Heinrichs des Dritten, der seinen Schmerz durch glänzende Hofnungen zu verwischen suchte. In einer zärtlichen Umarmung wünschte Heinrich, den Blick auf seine Schwester geheftet, sein Bruder zu seyn. Aber alle diese Erwartungen, die den Ausbruch seines gekränkten Ehrgeitzes zurückhielten, waren schon mit Heinrichs Rückkunft aus Polen in Staub getreten. Die frostige Aufnahme, die er erfuhr, warf ihn auf sich selbst zurück, und so entstand der erste Gedanke, sich an dem Throne selbst zu rächen. Der letzte Friede mit den Hugonotten bot ihm jene so sehnlich gewünschte Gelegenheit an, von den Fesseln des Hofes losgerissen, einen eigenen Plan seiner Rache und seines Ehrgeitzes in der heiligen Ligue zur Ausführung zu bringen.

Klein und unbedeutend war im Allgemeinen der Anfang dieses heiligen Bundes; aber schon fürchterlich waren seine Foderungen, ungeheuer seine Fortschritte, verwegen seine Maaßregeln, und nicht nur dadurch, sondern auch durch die Eigenheit des Zwecks, durch die Art der Leitung, und durch die Dauer unterschied er sich von allen andern, die eben so bald

entstanden, als verschwunden waren. Diejenigen, welche dem Bunde beitraten, mußten folgenden Aufsatz unterschreiben:

„Im Namen der allerheiligsten Dreyfaltigkeit, des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes. Die Konföderation der Prinzen, Baronen und Edelleute hat zur Absicht, Erstens: das göttliche Gesetz und den Gottesdienst nach der von der römisch-katholischen und apostolischen Kirche vorgeschriebenen Weise wieder herzustellen, und jeden wider den Glauben derselben streitenden Irrthum abzuschwören; Zweitens, dem Könige Heinrich dem Dritten und seinen allerchristlichsten Nachfolgern ihre Krone, ihren Glanz und den schuldigen Gehorsam ihrer Unterthanen zu erhalten, wie es in den Artikeln enthalten ist, welche man dem Könige in der Versammlung der Generalstaaten überreichen, und die von den Königen bei ihrer Salbung und Krönung mit der feierlichsten Versicherung beschworen werden, daß sie nichts gegen die Beschlüsse der Generalstaaten unternehmen wollen. Drittens: die Provinzen und Stände dieses Reichs in ihre Vorzüge, Rechte und alte Privilegien, wie sie unter dem ersten christlichen Könige Klodwig bestunden, nicht nur allein wieder einzusetzen, sondern auch, wenn es möglich ist, noch größere und fruchtbarere zu erhalten. Im Falle, daß sich jrgend Jemand diesem widersetzen, oder es verhindern wollte, sind alle Verbündeten gehalten, ihr Gut und Blut daran zu setzen, um diejenigen so lange zu verfolgen, und zu bestrafen, welche sich einer solchen Hinderniß oder Widersetzlichkeit unterfiengen, bis die obigen Artikel erfüllt seyn werden. Im Falle, daß einer der Verbündeten oder ihrer Freunde und Anhänger beschwert, verfolgt, oder wegen des Beitrittes zu diesem Bunde in Untersuchung gezogen werden sollte, sind alle Verbündete

bündete gleichmäßig verbunden, Gut und Blut daran zu ſetzen, um ſich entweder durch den Weg Rechtens oder der Waffen an dem angreifenden oder beleidigenden Theile zu rächen. Sollte es geſchehen, daß einer der Verbündeten, unter jrgend einem Vorwande oder einer Entſchuldigung, der Konföderation abtrünnig würde (welches aber Gott verhüte), ſo ſollen dieſe Eidbrüchigen durch alle möglichen Mittel und Wege als Feinde Gottes, als Rebellen und Störer der öffentlichen Ruhe raſtlos an Leib und Habe verfolgt werden, ohne daß die Bundesbrüder wegen dieſer Rache weder privat noch öffentlich angeſehen, und in Unterſuchung gezogen werden könnten. Die Verbündeten ſchwören ihrem zu erwählenden Oberhaupte Gehorſam und Treue, Hülfe und Rath ſowohl zur Erhaltung des Bundes, als zum Untergange derjenigen, welche ſich deſſen Befehlen widerſetzen werden; auch ſollen die Widerſpenſtigen oder Eidbrüchigen von dem Haupte beſtraft werden, welchem jeder Verbündete unbedingten Gehorſam leiſten muß. Alle Katholiken in den Städten und auf dem platten Lande ſollen insgeheim durch die Gouverneurs von den Oertern, wo ſie den Bund beſchwören können, benachrichtiget und eingeladen werden, ihr Kontingent an Mannſchaft, Waffen, Munition und andern Bedürfniſſen nach Maasgabe ihrer Kräfte zu liefern. Einem jeden Verbündeten wird verboten, Zwietracht zu erregen, oder Rechtsſtreite unter einander ohne Erlaubniß des Hauptes zu erheben, deſſen ſchiedsrichterlicher Gewalt und Entſcheidung alle ſowohl über Güter, als in Ehrenſachen entſtehende Streitigkeiten überlaſſen ſind. Alle ſind verbunden, folgenden Eid abzulegen: „Ich ſchwöre auf das heilige Evangelium, und nehme Gott meinen Schöpfer zum Zeugen dieſes Schwures, auf deſſen Bruch die Strafe der Exkommunikation und der ewi-

 gen

gen Verdammniß haftet, daß ich in diesen heiligen katholischen Bund auf die mir vorgelesenen Artikel getreten bin, entweder zu befehlen oder zu gehorchen und zu dienen, wie es mir wird aufgetragen oder befohlen werden. Ich verspreche auf meine Ehre und mein Leben, demselben bis zum letzten Tropfen meines Blutes getreu zu bleiben, weder eidbrüchig zu werden, noch irgend einem Befehle unter irgend einer Entschuldigung, einem Vorwande, oder irgend einer Gelegenheit entgegen zu handeln."

Geheime Zwecke des Bundes waren noch: die Ermordung des Herzogs von Alenson, der dem Könige immer wieder günstige Bedingungen für die Hugonotten abdringe, ferner die Aufhebung des Königs, den man in ein Kloster stecken wollte, und die Erhebung Guisens, als des wahren Nachkommens Karls des Großen, auf den Königsthron. Ueberhaupt aber war in dem Plan der Ligue alles begriffen, was ein Volk zu erhitzen und zu verführen fähig ist. Die politischen Mißbräuche sollten abgeschafft, die Auflagen gemindert, ihre künftige Erhebung und Anwendung bestimmt, und Gesetze zur Verbesserung der Justiz, der Mannszucht und der Handlungsfreiheit gegeben werden. Bei dem Anblicke dieses neu aufgesteckten Paniers, das eine allgemeine Reform im Staat ankündigte, glaubten die Bürger von dem bisherigen lästigen Joche befreit zu werden, und hofften, die Last des Thrones würde fernerhin den Staat nicht wie bisher zu Boden drücken; unter den Gliedern des heiligen Bundes wurde von nichts als von Gleichheit der Stände gesprochen.

Die ersten Angeworbenen waren Leute, die ihr Vermögen verpraßt hatten, die in dem bürgerlichen Kriege entweder Stoff zu ihrer Zügellosigkeit, oder Mittel zur Befriedigung ihres Geitzes und ihrer Ehrsucht

ſucht ſuchten. Einige reiche und ſtille Bürger blendete der Haß gegen die Proteſtanten; andere wurden durch die unwiderſtehliche Gewalt des Beiſpiels mit hinein gezogen. Was aber dem Bunde in Kurzem anſehnliche Städte und ganze Provinzen zuführte, war das äußerſte Mißfallen, das man an dem unvernünftigen Betragen Heinrichs des Dritten, an ſeiner Verſchwendung und an der auſſerordentlichen Frechheit ſeiner Günſtlinge hatte. Die Klagen trafen den Monarchen perſönlich und waren allgemein. Sein zügelloſer Luxus war ein Abgrund, den nichts auszufüllen vermochte. So groß auch die Summen waren, die von dem armen Volke erpreßt wurden, ſo fehlte es doch zum öftern an Gelde zu ſeiner Tafel und zu ſeiner Muſik.

5.

Friedensbrüche und Mißhandlungen der Hugonotten. König Heinrich von Navarra erobert die Stadt Cahors.

Die Häupter der Ligue und die meiſten Anhänger derſelben waren in Paris, und hier zeigten ſich auch die erſten Wirkungen des furchtbaren Bundes. Bald fieng man an, die Hugonotten in der Nähe des Hofes zu mißhandeln. Ueberall waren aufrühriſche Schriften angeheftet, überall rottete ſich der Pöbel zuſammen, um ſie in dem friedensmäßigen Gottesdienſte zu ſtören. Die Geiſtlichen foderten auf den Kanzeln und im Beichtſtuhle das Volk zur Empörung gegen die Ketzer auf, und legten es ihm zur Buße für ſeine Sünden auf, mit der Gefahr ſeines Lebens jeden Hugonotten an dem Genuß der ihm im Frieden geſtatteten Freiheiten zu hindern.

Dieſe

Dieſe unruhigen Bewegungen zogen doch endlich die Aufmerkſamkeit des Königes auf ſich. So ſorglos er war, ſo konnte ihn doch eine Koalition nicht ruhig laſſen, die ſich vornahm, an ſeiner ſtatt und ohne ihn zu fragen, zu regieren. Er ergrief aber eine Maasregel, die der Herzog von Guiſe nicht erwartet hatte, und die derſelbe um ſo weniger vereiteln durfte, da er ſie ſelbſt von den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen konnte: er trat ſelbſt der Ligue bei, und ließ ſich zum Haupte derſelben erklären. Freilich wußte er nicht, daß ſeine Entthronung ein geheimer Artikel bei dem Bunde war, an deſſen Spitze er ſich nun ſtellte. Der Herzog von Guiſe aber ſah ſich jetzt auf einmal von ſeinem geheimen Hauptzweck, ſich an dem Throne zu vergreifen, weit zurück geſchleudert, und ſein hochverrätheriſcher Ehrgeiz mußte ſich duldſam unter ein Joch krümmen, das ſein hochfliegender Geiſt ſchon abgeworfen hatte.

Die erſte Wirkung der ſonderbaren Koalition war, daß der letzte Religionsfriede förmlich aufgehoben, den Proteſtanten ihre bisherige Religionsübung unterſagt, und befohlen wurde, ſich mit den Katholiken zu Einem Gottesdienſte zu vereinigen. Mit dieſer Erklärung wurden Geſandte an die Häupter der Hugonotten abgefertiget, die aber überall nachdrücklich zurück gewieſen wurden. Unter andern ſagte der König von Navarra die merkwürdigen Worte: „Ich habe Gott mehrmals und noch jetzt um ſeinen Beiſtand gebeten, mich auf dem Wege der Wahrheit, worauf ich zu wandeln glaube, zu erhalten. Sollte ich aber irren, und ſollten wahre Gründe mich von meinem Irrthum überzeugen, ſo bin ich nicht nur bereit, in einer andern Religion zu leben und zu ſterben, ſondern ich werde alle Kräfte anſtrengen, die falſche aus dem Königreiche, und wenn es möglich wäre,

wäre, aus der ganzen Welt zu verbannen.“ Und da die Hugonotten einstimmig erklärten: „sie würden das Aeußerste wagen, um die Freiheit, die ihnen einen so blutigen Preis gekostet, und die sie mit dem Tode so vieler ihrer Brüder erkauft hätten, zu beschützen,“ so war der Ausbruch eines neuen Krieges unabwendbar. Zwar dauerte er nur neun Monate, aber doch lange genug, um alle Greuel der bürgerlichen Unruhen in so kurzer Zeit zu erneuern. Die Königliche Armee, schimpflich entblößt am Gelde, ohne alle Organisation und Disciplin, getheilt in die Parthey der Liguisten und der königlich gesinnten, konnte ihre Vortheile weder zu Wasser noch zu Land zweckmäßig benutzen. So gedieh mitten unter großen Zurüstungen ein Friede, mit welchem die Hugonotten zufrieden seyn konnten. Man bewilligte ihnen abermals freie Religionsübung im ganzen Reiche, Paris ausgenommen, und in jedem der acht Parlamente oder Gerichtshöfe des Reichs eine mit einer gleichen Anzahl von Katholiken und Reformirten besetzte Kammer, die einzelnen Streitigkeiten beider Partheyen zu schlichten; dazu acht wichtige Städte im Reiche, die die Hugonotten mit Garnison besetzen durften.

Eigentlich war dieser Friede nur eine Bestätigung desjenigen, den der Herzog von Alenson dem Könige schon ein Jahr vorher abgedrungen hatte. Dem letztern war diese Waffenruhe hauptsächlich darum angenehm, weil er nun wieder ungestört zum Lager der Wollust, der Andächteley und der Unthätigkeit zurück kehren konnte. Seine Günstlinge hatten ihn überredet, daß alles Vermögen seiner Unterthanen ihm zugehöre; daß Frankreich eine unerschöpfliche Quelle von Reichthümern sey, und also kein Aufwand ihm lästig werden könne. Er liebte das Spiel, und verlor zuweilen in einem Abend achzig tausend Thaler. Oft

gieng

gieng er maskirt; man sah ihn bei dem Ringelrennen als ein Frauenzimmer gekleidet, mit dem ganzen Aufputz einer Kokette. Auch gab er ein großes Fest, wobei die Damen in Mannskleidern aufwarteten, und die Gäste alle überein gekleidet waren. Das arme Volk mußte diese Narrheiten bezahlen, und seufzte mehrere Jahre lang für eine Lustbarkeit, die nur eine Stunde gedauert hatte. Als der Schatz erschöpft war, nahm man zu den unanständigsten Geldmitteln seine Zuflucht, vornemlich zu Errichtung neuer Aemter, wozu die Italiener die Titel erfanden; dadurch wurden die Städte mit Kreaturen und Anhängern des Königs erfüllt, die insgesammt die Unterthanen plünderten. Aus Italien ließ er eine Truppe von Kommödianten kommen, die durch schlüpfrige Vorstellungen das Verderbniß der Sitten beförderten. Alle Regierungsgeschäfte, die wenig Zeit und Anstrengung kosteten, vorzüglich diejenigen, die blos in Unterschrift des Namens bestunden, waren dem Könige die liebsten. Unbekümmert um ihren Innhalt, den er oft nicht wußte, folgte er blind dem Ja und Nein seiner Mutter. Wenn er sich des Nachts mit seinen Lieblingen den schändlichsten Ausschweifungen überlassen hatte, so erschien er am Tage oft an ihrer Spitze in Bußkleidern, hielt Processionen, unternahm Wallfahrten, und gieng dann unmittelbar von diesen Andachtsübungen zu seinen Lustbarkeiten über.

Das Feuer der Empörung glimmte inzwischen fortdaurend unter der Asche. Um sich dem freien Genuß aller Arten von Ausschweifungen desto freier überlassen zu können, hatte man den Aufenthalt des Hofes eine bis zwei Meilen im Umfange von aller kriegerischen Behandlung ausgenommen; und wenn man hier das Geklirre der Waffen und das Donnern der Kanonen nicht hörte, wenn man sich hier in Ergötz-

lich-

lichkeiten berauſchte, ſo wurde über dieſe Grenzlinie der kleine Krieg mit der heftigſten Erbitterung geführt. Die Katholiken banden ſich in keinem Stücke an den Frieden, ſondern nahmen den Hugonotten verſchiedene Städte weg, und kränkten ſie in der Ausübung ihrer Rechte. Dieſe feindſelige Stimmung nöthigte vornemlich den König Heinrich von Navarra, um nicht unverſehens überfallen zu werden, ſeine Truppen zu ſammeln, und Gewalt mit Gewalt abzuwehren. Der kühne Heldengeiſt, der ihn belebte, zeigte ſich vornemlich bei der Eroberung der Stadt Cahors in Guienne, von welcher Landſchaft er Statthalter war.

Dieſe große und volkreiche Stadt hatte außer einer feſten Lage, einen tapfern Befehlshaber, eine Beſatzung von zweitauſend Mann, und eifrige römiſch katholiſche Einwohner, welche die Waffen nicht aus den Händen legten. In aller Geſchwindigkeit hatte der König von Navarra ein Heer von fünfzehn hundert Mann zuſammen gerafft, womit er dieſen wichtigen Platz wegnehmen wollte. Unglaublich ſind die Schwierigkeiten, mit denen er hier zu kämpfen hatte. An der Spitze dieſer kleinen Armee ließ er die Thore mit Aexten einſchlagen, drang durch den bewafneten Haufen von Bürgern, unaufgehalten durch das Kanonen- und Muſketenfeuer, und durch die großen Steinmaſſen, die auf die Proteſtanten aus den Häuſern unter Jubelgeſchrei geworfen wurden, lieferte an jeder kreuzenden Straße ein neues Treffen, ließ an jedem ſteinernen Hauſe Sturm laufen, und vertheidigte jeden Schritt, den er gethan, mit einem beiſpielloſen Muthe. Schon waren mehrere ſeiner Offiziere theils getödtet, theils ſchwer verwundet. Schon hatte er vier Tage und vier Nächte unter immerwährenden Gefechten zugebracht; ſchon waren ſeine eigenen Truppen bis auf den höchſten Grad durch die brennende Hitze abgeſpannt

und

und entkräftet, schon die königlichen Truppen, die zum Entsatz abgeschickt waren, vor den Thoren; schon er selbst schwer verwundet, als ihm der Ueberrest seiner Offiziere rieth, so viel Leute um sich zu versammeln, als er nöthig habe, um sich durchzuschlagen. Allein der König, dessen Muth durch kein Vergnügen des Hofes gelähmt war, blieb sich in dieser grossen Gefahr gegenwärtig und gleich. Lächelnd entgegnete er ihnen: „Der Rathschluß des Ewigen muß jetzt mein Schicksal bestimmen. Ein Rückzug aus einer nicht eroberten Stadt würde mein Tod seyn. Meine ganze Ehre beruht darauf. Es sey also unser Loßungswort: schlagen, siegen oder sterben.“ Mit der Zuversicht, womit Heinrich sprach, hatte er in sein ganzes Korps neues Leben gegossen. Die Stadt gieng über, und wurde rein ausgeplündert.

Auf diese Art wußten sich die Hugonotten Respekt zu verschaffen, und bewirkten einen neuen Frieden, in welchem die alten Verträge abermals erneuert wurden.

6.

Fortschritte der Ligue. Tod des Herzogs von Alenson. Das Treffen bei Coutras. Prinz Condé wird vergiftet.

Die heilige Ligue war inzwischen nicht müssig, ihre Plane insgeheim zu verfolgen, den Haß gegen die Hugonotten anzuregen und das Ansehen des Königes zu Gunsten des Herzogs von Guise herabzuwürdigen. Ihre Emissarien, meistens verdorbene Leute, denen der bürgerliche Krieg Rettung von ihrem Elende, oder von der Strafe ihrer Verbrechen versprach, setzten durch ihr Geschrey von einem nahen Ausbruche eines Bürgerkriegs, wozu sich die Hugonotten rüsteten, Städte,

Adel,

Adel, Hof und das ganze Königreich in Bewegung. Prediger, die treüesten Diener der Ligue, tobten von den Kanzeln gegen die Ketzer, und steckten die Fahne des Aufruhrs am Fuß des Altars. Eine Schaar Schriftsteller und Pasquillanten verkauften sich und ihre Produkte der Ligue. Man foderte in den Schulen, in kleinen Cirkeln, ja sogar in den Beichtstühlen zu Verbindungen gegen die Hugonotten auf; man empfahl dem Volke mit thrasonischer Arroganz den glühenden Eifer, den warmen Glauben und die feste Anhänglichkeit der Guisen an der heiligen alten Religon.

Während die Gemüther auf diese Art in stäter Gährung erhalten wurden, starb im Jahr ein tausend fünf hundert und vier und achzig des Königs letzter Bruder, der Herzog von Alenson in seinem dreisigsten Jahre, und da der König selbst noch keinen Leibeserben hatte, auch ungeachtet seiner Jugend schon sehr entnervt war, so hatte es allen Anschein, als ob das Geschlecht der Valois mit ihm aussterben würde. Der König Heinrich von Navarra war jetzt der nächste Kronerbe von Frankreich; allein die Ligue bereitete sich sogleich, ihm dieses Recht unter dem Vorwande streitig zu machen, daß er der Ketzerey ergeben sey. Der Prinz von Guise war jetzt mehr als jemals bemüht, seine Abkunft von den Karolingern geltend zu machen, und sich dadurch den Weg zum Throne zu bahnen. Ohne den König zu fragen, zog er Truppen zusammen, und nahm in der Geschwindigkeit eine beträchtliche Anzahl fester Städte in Besitz. Der schwache König war im größten Gedränge; er mußte folgen, wohin ihn die Ligue haben wollte, und nur zufrieden seyn, daß man seinen Namen noch respecirte. Unter andern mußte er ein Edikt unterschreiben, kraft dessen alle Hugonotten im Reiche bei Strafe der Einziehung ihrer Güter innerhalb vierzehn

Ta-

Tage katholisch werden sollten. Der König Heinrich von Navarra ließ sich dadurch verleiten, ein ähnliches in seinen Staaten gegen die Katholiken zu geben. Dadurch wurden auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Das ganze Königreich war erschüttert, und in der Hauptstadt war die Gährung allgemein. Aufrührerische Schriften wurden in Städten und Dörfern ausgestreut, und schon gieng ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt zu St. Germain besuchen werde. Das erfuhr er wieder, und gieng dießmal nicht hin.

So wie die Ligue alle Städte, Herren, Baronen ꝛc. ꝛc. in ihren Bund durch jedes Mittel zu reissen suchte, so versammelte der König von Navarra, rücksichtslos auf Religion, seiner Seits alle seine Freunde um sich. Aber er war nicht im Stande, gegen das furchtbare Heer der Ligue, mit dem der Herzog von Joyeuse gegen ihn im Anzuge war, ins Feld zu rücken, sondern mußte sich begnügen, die Städte zu besetzen. Bald aber wurde seine Verlegenheit größer, denn jemehr er eine Schlacht, deren Verlust seine Parthey zu vernichten drohte, zu vermeiden bemüht war, desto mehr trieb ihn der Herzog von Joyeuse in die Enge. Im Vertrauen auf den Muth und die Kampflust der Seinigen mußte er daher doch endlich eine Schlacht wagen.

Die beiden Heere trafen im Oktober des Jahres ein tausend fünf hundert und sieben und achzig bei Contras, einem Flecken in Guenne, zwischen Bourdeaux und Perigueux, auf einander. Das königliche war an Reuterey zweimal überlegen, vortrefflich gerüstet und montirt, von der Blüthe eines thatendurstigen Adels begleitet, und focht im Namen des Königs und in der sichern Hofnung auf eine reiche und ehrenvolle Belohnung. Das Navarrische Heer war aller

dieser

dieſer Vortheile beraubt, hingegen von erfahrnen Offizieren angeführt, und beſtund aus Truppen, die gewaffnet mit der Nothwendigkeit zu ſiegen oder zu ſterben, verhärtet im Dienſte des Kriegs und gefühllos durch eine Reihe von Unglücksfällen, alles zu wagen und unbedingt zu gehorchen gelernt hatten. Nach einem herz- und ſeelenerhebenden Gebete, wodurch die Hugonotten das Schickſal ihrer Religion der Vorſehung unterwarfen, trat Navarra hervor, umgeben von ſeinem Gefolge. „Meine Herren, ſagte er in ſeiner jugendlichen Begeiſterung, hier ſteht die feindliche Armee, zuſammengeſetzt aus unſern Brüdern, Vettern, Anverwandten, gemeinſchaftlichen Freunden. — Mein Herz blutet (ich bin dieſes Geſtändniß der Menſchheit ſchuldig), mit Wehmuth ſehe ich dem Schickſale des heutigen Treffens entgegen, das in kurzer Zeit ſo viele junge und edle Kriegshelden hinſtrecken kann, und keimende Erſtlinge ihre Thaten ihrem Stolz zu weihen kamen. Der Fluch der Hölle treffe den, der Frankreich an dieſen Abgrund führte. Mein Gewiſſen ſpricht mich frei, wenn wir, der Prinz Condè und ich, nicht ſo glücklich waren, dieſes Reich mit unſerm Leben retten zu können. Ich rufe euch alle zu Zeugen an. Iſt wohl ein Vorſchlag denklich, den ich nicht gethan habe, und eine Bedingung möglich, welche ich nicht anzunehmen bereit war! Ich will es Verhängniß nennen, gegen die zu ſtreiten, an deren Spitze man mich ſehen, mit denen ich unter den königlichen Befehlen meines Bruders für mein Vaterland kämpfen ſollte. — So falle denn die Rache des Himmels, erfleht durch das Blut, welches heute fließt, ſchwer auf die Häupter und Urheber dieſes grauſamen Krieges, und uns lächle ein holder Sieg, den mir euer Muth, eure Unerſchrockenheit verſpricht, die auf eurem Geſichte, begeiſtert durch die Gerechtig-

tigkeit, thront. Laßt uns also, Freunde, dem ehrenvollen Kampf entgegen eilen, um den Ruhm zu erringen, der uns winkt. Gott wird an der Spitze unseres Heeres stehen, wird uns führen. Aber keine Schandthat beflecke unsern Triumph. Unser Sieg sey Segen für den König und das Königreich, er sey ein Denkmal der Zukunft, welches Freunde und Feinde mit dankbarer Bewunderung verehren. Und ihr — so redete Navarra die Prinzen Condè und Soissons an — erinnert Euch, daß Bourbonisches Blut in Euren Adern rollt. Ich will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der ältere unter Euch bin." — „Und wir, erwiederten sie ihm, wir wollen wenigstens zeigen, daß wir als jüngere Brüder Eurer nicht unwürdig sind."

Jetzt begann das Treffen. Schon waren zwei Anführer des Navarrischen Heeres geworfen, schon war eine starke Abtheilung von Gasconiren zum Weichen gebracht, schon der Rest der übrigen Armee in Unordnung gerathen, und schon jauchzten die Katholiken Victoria: als die hugonottische Artillerie von einer Anhöhe herab ein schröckliches und so glückliches Feuer unter die Schwadronen des Herzogs von Joyeuse machte, daß das anfängliche Jubelgeschrey und das unzeitige Victoriarufen bald verstummte, und endlich die dichten Linien zerrissen, und der Navarrischen Kavallerie das Einhauen erleichtert wurde. Die königliche Armee, eben so schlecht von ihrer Artillerie im flachen Thale bedient, als angeführt, die unbesonnene Hitze des jungen nach Lorbereen dürstendeu Kriegsadels, verschafften Navarra in weniger als einer Stunde, und mit geringem Verluste einen vollkommenen Sieg, der seiner hier bewiesenen Feldherren-Tugenden, und des eben so thätigen als einsichtsvollen Unterstützungseifers der beiden andern Prinzen von Condè und Soissons,

ſons, vollkommen würdig war. Mehr als drei tauſend blieben auf dem Platze: die ganze Armee war zerſtreut, alle Artillerie, alle Fahnen und die ganze Bagage erbeutet. Der Herzog von Joyeuſe, der im Getümmel gefangen wurde, bot zehen tauſend Thaler für ſeine Rettung, wurde aber, ohnerachtet er erkannt, oder vielmehr erſt erkannt wurde, niedergehauen.

Dieſer anſehnliche Vortheil würde für die Katholiken die traurigſten Folgen gehabt haben, und die proteſtantiſche Religion, die ſo oft im Begriff geſtanden hatte, in Frankreich zu triumphiren, würde ſich vielleicht darinn feſtgeſetzt haben, wenn der ſiegende Prinz unter dieſen Umſtänden bis vor die Thore von Paris gerückt wäre. Man würde den König und die Ligue gezwungen haben, alles, was man gefodert hätte, zu verwilligen. Aber ein allzuleichter Sinn und ein mehr als erlaubter Hang zu ſinnlichen Vergnügnngen thaten oft den edleren Beſtrebungen Navarra's Eintrag. Er hatte eine Liebſchaft zu Bearn, mit einer Gräfinn von Grammont, der zu gefallen er jetzt ſeine Truppen verlegte, nach Bearn gieng, und die in der Schlacht bei Coutras eroberten Fahnen ſeiner Schönen zu Füßen legte. Die ſo oft in Frankreich erſchütterte katholiſche Religion faßte wieder feſten Fuß, weil der König von Navarra in die ſchöne Gräfin von Grammont verliebt war.

Der Bürgerkrieg gährte indeſſen von allen Seiten fort, und auch aus Deutſchland zog ſich ein Ungewitter über Frankreich zuſammen. Die proteſtantiſchen Fürſten Deutſchlands hatten ſich durch Geſandte an den König Heinrich den Dritten gewendet, und einen Frieden zwiſchen Katholiken und Hugonotten zu vermitteln geſucht. Aufgebracht über den Trotz und die Geringſchätzung, mit dem dieſe Geſandten aufgenommen worden waren, hatten ſie ſich entſchloſſen,

dem

dem König von Navarra eine ansehnliche Hülfe zu verwilligen. Sie errichteten ein Heer von acht tausend Reutern und fünf tausend Landsknechten, zu welchem sechszehn tausend protestantische Schweizer stiessen, ausser vier tausend Mann von eben dieser Nation, die nach Delphinat giengen. Sie drangen bereits in das Herz von Frankreich ein, und verbreiteten überall Furcht und Schrecken. Allein bald trat bei dem Heere, dem ein erfahrner Anführer fehlte, Plünderung und Raubsucht an die Stelle der Ordnung, Zügellosigkeit und Uneinigkeit an die Stelle des Gehorsams und der Einigkeit. Die Armee ward aufgelöst, ehe sie zur Schlacht kam. Ein allgemeines Murren über getäuschte Erwartungen rieß ein. Die sechszehn tausend Schweizer, abgefunden durch einen Vertrag mit dem Könige von Frankreich, trennten sich von dem deutschen Heere; und der Herzog von Guise, schlau in Bemerkung der Schwächen seines Feindes, und ihm immer dicht zur Seite, erfocht mit einem kleinen Heere einen so entscheidenden Hauptsieg, daß die Deutschen sich leicht zu einer ähnlichen Abfindung verstanden.

Eine starke Stütze verloren die Hugonotten an dem Prinzen von Condè, der um diese Zeit, vermuthlich durch eine Vergiftung, im fünf und dreißigsten Jahre sein Leben verlor. Seine Größe, unterstützt vom Glücke, ausgebildet im Kampfe mit den härtesten Widerwärtigkeiten, hatte dem Anführer der Ligue Bewunderung, seiner regellosen Herrsucht Mäßigung abgezwungen. Der Verlust einer großen Schlacht hätte die Hugonotten nicht tiefer beugen können. Der Rival seines Ruhms, König Heinrich von Navarra, einer Stütze beraubt, die ihm mehr als eine Armee galt, weinte glühende Thränen. „Trostlos, sagte er, steh ich da, wie ein verwaister Knabe; mein rechter Arm fehlt mir. Nur Gott kann mich retten, auf

ihn

ihn will ich allein hoffen. Er soll mein Trost, er meine Zuflucht seyn.“ Wirklich waren wohl keine Thränen so rein, kein Schmerz so tief empfunden, und kein Verlust so groß, als der, den Navarra in der Person des Prinzen von Condé erlitt.

7.

Dreiste Foderungen der Liguisten. Die Ligue der Sechzehner. Erscheinung des Herzogs von Guise zu Paris.

In banger Erwartung näherte sich das in der Geschichte so fürchterlich ausgezeichnete Jahr, ein tausend fünf hundert und acht und achtzig. Der Abzug der deutschen Truppen beschleunigte die Machinationen der Ligue; die Furchtlosigkeit vor dem Anfalle eines auswärtigen Feindes verdoppelte den ihrigen. Der König trug alles dazu bei, die Agitationen zu ihrer höchsten Wildheit zu erheben. In gedankenloser Indolenz vernachläßigte er jedes Rettungsmittel, welches ihm Frankreichs Genius anbot. Aus allen Provinzen strömte der wüthende Pöbel gegen den Mittelpunkt des Reichs, bereit und entschlossen, dem rechtmäßigen Monarchen alles Ansehen zu rauben, und der unseligen Kabale seine Kräfte zu borgen. Provinzen und Städte erhoben sich gegen die Gesetze und ihre Repräsentanten. Jede Parthey machte die Foderungen ihrer mit Religion gemischten Habsucht geltend. Jede sah sich als den angegriffenen, nicht als den angreifenden Theil an; jede suchte ihren Eigennutz durch den geheiligten Namen der gekränkten Staatsgesetze zu beschönigen.

Die Häupter der Ligue versammelten sich im Februar zu Nanci, und foderten von hier aus den König in einer eigenen Schrift auf, zur Vertilgung der

Ketzerey ernstlichere Maasregeln anzuwenden. „Der König soll — dieß war der Hauptinnhalt — sich auf eine bestimmte Art für die Ligue erklären, allen verdächtigen Personen nach einer ihm übergebenen Liste ihre Aemter und Würden entziehen; dem Koncilium zu Trident eine verbindende Kraft geben, und die Ketzerey durch die Errichtung eines Inquisitions-Tribunals vertilgen; den Häuptern der Ligue Sicherheitsplätze einräumen, und ihnen die Freiheit gestatten, sich durch alle Mittel, durch Anlegung der Festungen, durch Errichtung der auf Kosten der Stadt oder der nahe gelegenen Gegenden der zu erhaltenden Garnisonen, und durch die Ziehung eines Grenzkordons gegen jede äußere Gewalt zu schützen, und den Kostenaufwand aus den verkauften Gütern der Ketzer zu nehmen — übrigens sollte bei Fortsetzung des Kriegs keinem Gefangenen Quartier gegeben, und so die katholische Religion auf dem Wege der grausamsten Gewalt verbreitet werden."

Man hätte in der That keine wirksamere Mittel zur Ausrottung der Hugonotten vorschlagen können. Allein der Herzog von Guise, der diese Vorschläge entwarf, hatte nicht sowohl die Absicht, den König zur Annahme derselben zu bewegen, sondern er wollte vielmehr durch diesen schönen Entwurf den Pabst, die katholischen Mächte und das Volk blenden, damit sie seine wahren Absichten nicht entdecken möchten. Er wollte den König nöthigen, sich entweder nach Annahme dieser Vorschläge ihm völlig in die Arme zu werfen, oder seine Zuflucht zum Könige von Navarra zu nehmen, und sich der Hugonotten zu seiner Vertheidigung zu bedienen, in welchem Falle die Kriegsrüstung der Ligue einigermaßen gerechtfertiget, und die wider den König ausgestreuten Beschuldigungen erwiesen worden wären. Ja, der Herzog

von

von Guiſe wäre dadurch in den Stand geſetzt worden, mit Hülfe der Spanier, Italiener und der franzöſiſchen Katholiken beide Könige zu unterdrücken, und ſich ſelbſt auf den Thron zu ſetzen.

Heinrich der Dritte fühlte, ungeachtet ſeiner Unempfindlichkeit, den Schlag, den man ihm beibringen wollte, und beſchloß, ſich deshalb an der ſogenannten Ligue der Sechzehner zu rächen, welche in ſeiner Gewalt waren. Dieſe Sechzehner formirten die erklärteſten Agenten der heiligen Ligue und die eifrigſten Leiter der katholiſchen Parthey. Sie beſtanden aus katholiſchen Pfarrern, Advokaten und Bürgern zu Paris. Ihre Mitglieder waren in die ſechzehn Quartiere der Hauptſtadt vertheilt, um insgeheim Anhänger zu werben und die Leitung der Geſchäfte zu beſorgen; daher der Name Ligue der Sechzehner. Sie war nicht blos auf die Verdrängung des proteſtantiſchen Thronerben, ſondern ſelbſt auf die Enthronung Heinrichs des Dritten berechnet: denn die Mitglieder dieſes revolutionären Bundes behaupteten, einem ſo ſchwachen und treuloſen Könige könne man nie trauen; die katholiſche Religion ſey unter ihm ſtets in Gefahr, einem augenblicklichen Intereſſe aufgeopfert zu werden. Nach ihrem Projekt wollten ſie ſich der Baſtille bemächtigen, den erſten Präſidenten und die Parlementsglieder erwürgen, und darauf einen neuen Senat nach den Befehlen der Ligue anordnen, von deſſen Beſchlüſſen allein die Beſetzung des Thrones abhienge.

Dieſer Plan wurde durch einen Spion entdeckt, der die Perſon eines erklärten Liguiſten angenommen, auf die Art alles gehört, und alles dem Könige hinterbracht hatte.

Der König erſchrak bei dieſer Entdeckung, that aber weiter nichts, als daß er einige Häupter der Sechzehner zu ſich rief, ihnen einen Verweiß gab,

und sich auch einige Drohungen entfallen ließ. Den Sechzehnern ward allmählich bange. Sie drangen in den Herzog von Guise, der sich zu Soissons befand, zu wiederholten malen, daß er nach Paris kommen, und sie vor der Rache des Königes sicher stellen möchte. Der König, dem auch dieß verrathen wurde, verbot dem Herzoge von Guise sehr ernstlich, sich in Paris zu zeigen. Aber daran kehrte sich der Herzog nicht; er kam mit einem geringen Gefolge nach Paris, gerade als das exaltirte Volk feierliche Dankgebete wegen des ermordeten Condé mit dem vom Pabste ausgeschriebenen Jubiläum verband. Bewaffnet mit der Kunst, sich überall Freunde zu machen, mit der Geschicklichkeit, seine alten zu erhalten; umringt mit der Liebe des Volks, dessen Abgabenerleichterung er immer predigte; geschützt von dem mächtigen Arme der Geistlichkeit, und der Anhänglichkeit der Unglücklichen und Unterdrückten, erschien er anspruchlos vor einem Könige, dessen Luxus und Verschwendung neue Auflagen nöthig, dessen schläfrige Unthätigkeit den Staat unwirksam, und dessen gehaßte Lieblinge die Achtung für seine Person und für seine Würde unmöglich gemacht hatten. Bezaubert jubelte ihm das Volk ein: „es lebe Guise! es lebe der Beschützer der Kirche und des Glaubens! es lebe der Erretter von Paris!" entgegen. Die Straßen, durch welche er zog, waren mit Blumen bestreut. Diejenigen, welche ihm ganz nahe waren, begnügten sich nicht mit einer bloßen Verbeugung, sondern beugten auch das Knie, küsten ihm Hand und Rock. Er beantwortete diese Gunst des Volks mit einer gewissen Mischung von Größe und Bescheidenheit, die ihm immer den Beifall der Menge erworben hatte.

Heinrich war sehr aufgebracht darüber, daß der Herzog, seinem ausdrücklichen Verbote zum Trotz,

nach

nach Paris gekommen war; er wagte es aber doch nicht, sich seiner zu entledigen, oder ihn in Verhaft nehmen zu lassen. Angst und Sorge bestürmten sein Gemüth. Da seit der Ankunft des Herzogs immer mehr Fremde nach der Stadt hin strömten, und den Argwohn einer nahen Insurrektion vermehrten, so befahl der König, daß alle, die zu Paris nicht wohnhaft wären, und hier kein dringendes Geschäft hätten, die Stadt verlassen, und die Häuser durchsucht werden sollten. Dieser Befehl wurde nicht befolgt; vielmehr wurden die Agitationen der pariser Liguisten heftiger und wilder. Um sich gegen sie zu sichern, ließ der König vier tausend Schweizer und zwei tausend französische Musketiere in Paris einrücken, und die vornehmsten Plätze der Stadt besetzen.

Ein allgemeiner Aufruhr war die Wirkung dieser unüberlegten Maasregel. Durch die ganze Stadt verbreitete sich das Gerücht, der König wolle die Anhänger der Ligue überfallen, und hundert und zwanzig der Vornehmsten hinrichten lassen, zu welchem Ende draußen schon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüste errichtet wären. Alles gerieth darüber in Unruhe und Gährung. Handwerker, Handelsleute, Bürger und Studenten stürzten aus den Häusern, versperrten die Staßen durch vorgezogene Ketten, verrammelten ihre Thüren mit Fässern, Balken, Brettern und Wagen, und traten mit geladenen Gewehren an die Fenster. Dagegen ließ der König die Schweizer in den Strassen aufmarschiren, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht zu schießen. Das letztere machte, daß die Bürger sie verspotteten, und auf alle Weise beschimpften. Darüber rieß einem Schweizer die Geduld, und er schoß wirklich los. Aber das ward mit einem Hagel von Flintenkugeln und Feldsteinen erwiedert, wodurch gegen dreissig Schweizer

zer getödtet wurden. Diese armen Menschen, die sich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachsen waren, schmiegten sich ängstlich an die Wände der Häuser an, und flehten mit aufgehobenen Rosenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang sie endlich in den Ausruf: „Es lebe Guise!" einzustimmen, und erlaubte ihnen dann, mit umgekehrtem Gewehre abzuziehen. Guise zeigte sich hierauf selbst zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen und stellte die Ordnung wieder her, indem er zugleich die Schweizer und die königlichen Truppen vor den weitern Mishandlungen des Pöbels sicherte.

8.

Aufruhr in Paris. Flucht des Königes. Reichsversammlung zu Blois. Ermordung des Herzogs von Guise. Tod der Königinn Mutter.

Der König, unfähig dem Sturm zu gebieten und den Räubern seines Ansehens sich entgegen zu stellen, schwebte in der qualvollesten Unruhe. Er war im Louvre eingesperrt, und sah voll banger Erwartung dem Augenblick entgegen, da der Herzog von Guise kommen und ihn gefangen nehmen würde. Dieß hätte er ohne die geringste Schwierigkeit thun können, und es ist fast unbegreiflich, warum er es nicht that. Statt dessen ließ er sich mit der Königinn Mutter in Unterhandlungen ein, und diese begab sich auf des Königs Bitte selbst zu ihm in seine Wohnung. Der Herzog ließ sie das imponirende Gewicht seines Ansehens so stark fühlen, und spannte seine Foderungen so hoch, daß die verschlagene Unterhändlerinn dießmal ihren

ihren Zweck nicht erreichte. Sie kehrte nach dem Louvre zurück, um mit dem Könige über Guisens Foderungen zu berathschlagen. Man war einer peinlichen Unentschlossenheit preis gegeben.

Auf der einen Seite war die Belagerung des Louvre's zu befürchten, in welchem man mit keinen Lebensmitteln versehen war; auch konnte man nicht zweifeln, daß das Volk aus Paris marschiren, diesen Pallast auf der Feldseite einschliessen, und dann ohne längern Verzug sich des Königs und des ganzen Hofes bemeistern werde. Aber auf der andern Seite waren die Bedingungen von einer solchen Art, daß ihre Annahme den König alles Ansehens beraubte. So brachte man die Nacht in Schrecken und Angst hin.

Der Herzog von Guise visitirte jede Stunde die Wachen der Stadt, damit sie nicht durch ihre Nachläßigkeit den Soldaten des Königs Gelegenheit gäben, die verlornen Posten wieder einzunehmen, und die Finsterniß der Nacht nicht jrgend eine Unordnung oder einen Tumult veranlaßte. Nachdem der König am folgenden Tage die Messe gehört, und mit seiner Mutter eine geheime Berathschlagung gehalten hatte, so beschlossen sie, daß die Königinn Mutter zu dem Herzog von Guise zurückkehren, und sich stellen sollte, als wenn sie in den Vergleich einwilligen wolle, zugleich aber wollte sie die Unterhandlung in die Länge ziehen, um dem Könige Zeit zu verschaffen, heimlich aus Paris zu entweichen. Während seine Mutter diesen Plan befolgte, stellte sich Heinrich, als wenn er in dem Garten der Thuillerien nach seiner Gewohnheit spatzieren gehen wollte. Er begab sich in geringer Begleitung unter Gesprächen langsamen Schrittes nach dem Garten, an welchen die Marschställe stießen, ließ die Thore derselben zuschließen, zog ein ländliches

ches Kleid an, stieg mit sechzehn Edelleuten zu Pferde, ritt von zwölf seiner Diener zu Fuße begleitet zum Neuthor hinaus, und eilte mit verhängtem Zügel nach Chartres. Binnen zwei Stunden folgte der ganze Hof, die Kompagnien der Garde und die Schweizer, und vereinigten sich ohne Hinderniß mit dem Könige.

Guise gerieth in große Bestürzung, als er von dieser Flucht Nachricht erhielt, während er mit der Königinn Mutter über einen Vergleich unterhandelte. Er machte ihr die bittersten Vorwürfe, und klagte sie des Betrugs und der Verrätherey an. Seine Absicht, von dem Könige wie von einem Gefangenen alle Bedingnisse zu erzwingen, die er foderte, war nun durch dessen Flucht vereitelt. Er blieb eine Zeitlang unentschlossen, welchen Weg er nun einschlagen müsse, und war nicht wenig gegen sich selbst entrüstet, daß ihm eine so schöne Gelegenheit entwischt sey. Da er inzwischen einen Krieg mit dem Könige für unvermeidlich hielt, so beschloß er vor allen Dingen, ganz Paris in seine Gewalt zu bringen. Er bemächtigte sich der Bastille und des Zeughauses, änderte die Stadtobrigkeiten nach Gutdünken, befahl allen und jeden, die Waffen niederzulegen, und erließ ein Manifest in die Provinzen, worinn er den ganzen Vorfall und sein dabei beobachtetes Verfahren mit schönen Worten rechtfertigte.

Die Unterhandlungen mit der Königinn Mutter wurden inzwischen fortgesetzt, um mit dem Könige einen Vergleich abzuschließen. Guise erlaubte dem Parlemente, eine Deputation nach Chartres zu schicken, und dem Monarchen die Bedingungen des Vergleichs vorzutragen. Die Deputirten zogen Bußkleider an, und ein Kapuziner führte den Zug an. Er stellte bei dieser Procession den Heiland vor, wie er nach Golgatha gieng; er hatte sich aufs Gesicht

Blut-

Blutstropfen mahlen lassen, und schien mit vieler Anstrengung ein langes pappenes Kreuz hinter sich her zu schleppen. Wenn er einige Schritte damit gegangen war, ließ er es wieder aus Müdigkeit fallen und stieß ein klägliches Geschrei aus. Sie kamen endlich zum Könige und baten knieend, in ihren Sack gehüllt, alle um Barmherzigkeit und Gnade. Diese lächerliche Gesandtschaft hatte man sich darum erdacht, um zum Schein die Ehre des Monarchen zu retten, und um den Anschein zu haben, daß nur alles seine Güte wäre, und daß man ihm nichts mit Gewalt genommen hätte. Der Friedenstraktat war aber bereits unterzeichnet, und die Bedingungen desselben zeigten genugsam, wie wenig der König einen freien Willen hatte. Er sollte schwören, alle Hugonotten auszurotten, keine Stellen mehr an solche zu vergeben, den Liguisten noch vier Sicherheitsplätze einzuräumen, alle Franzosen schwören zu lassen, keinen protestantischen Nachfolger zu wählen, allen Theilnehmern an dem letzten Aufstande zu Paris zu vergeben, den Herzog von Guise zum Chef sämmtlicher französischer Truppen zu machen, und eine Reichsversammlung nach Blois auszuschreiben, in welcher eine Generalreform des ganzen Staats vorgenommen werden sollte.

Auf der Reichsversammlung zu Blois, welche im Oktober des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und achtzig zusammen kam, mußte der König in Gegenwart der ganzen Nation alles bestätigen, was er dem Herzog von Guise versprochen hatte. Der Herzog hatte den größten Theil des Adels, die Geistlichkeit und den dritten Stand auf seiner Seite, und da überhaupt nichts zum Vortrage kam, was nicht in dem geheimen Kabinet des Herzogs beschlossen und ausgebrütet war, so entschied sein unbeschränkter Wille allein in den Konferenzen. Der König ward gleich

an-

anfangs gezwungen, durch ein Edict dem Volke eine Last von zwei Millionen und sechs und sechzig tausend Thalern abzunehmen. Ein festlicher Tag, durch das Geläute aller Glocken, durch den Donner der Kanonen und durch Illuminationen verherrlichet, mußte diese große That des Königes laut verkündigen, während man in stiller Ueberzeugung den Sieg des Herzogs von Guise feierte, dem allein man diese Volkswohlthat verdankte. Mit der Mäßigung und Schlaffheit des Königs stieg in gleichem Grade die Verwegenheit der Abgeordneten. Unter dem Schein, Ordnung und öffentliches Wohl wieder herzustellen, wurden die Ansprüche des Ehrgeitzes immer lauter. Unter andern verdroß es den König, daß die guisische Faction schlechterdings darauf bestund, daß der König von Navarra namentlich von der französischen Thronfolge ausgeschlossen werden sollte; da er hingegen der Meinung war, daß man wegen seiner Rückkehr zur katholischen Kirche nochmals mit ihm unterhandeln müsse. Als Heinrich vollends erfuhr, daß der Herzog von Guise den Plan angelegt habe, ihn, wie vormals Pipin, den letzten Merovinger, ins Kloster zu sperren, und daß des Herzogs Schwester schon die goldene Scheere zeigte, womit sie dem Könige, wenn er ins Kloster gebracht würde, die Haare abschneiden wollte: so gerieth er in eine grenzenlose Wuth. Von tollkühnen Factionen umlagert, welche die Fackel des Aufruhrs in alle Provinzen seines Reichs schwangen, beschloß er, den Herzog von Guise zu ermorden, und dadurch die Gewalt der Ligue zu vernichten.

Die Ausführung eines solchen Projekts war aber schwer und gefährlich. Der Herzog war, nach der Sitte des Zeitalters, stets mit einer Menge ihm ergebenen Edelleuten umringt, in deren Mitte es durch-

aus

aus unmöglich war, ihn anzugreifen. Sie folgten ihm überall, und begleiteten ihn sogar bis an die Thüre des Saals, worinn der König Staatsversammlung hielt. Wenn er einmal hineingetreten war, so war er wieder von einer großen Menge Freunde umgeben, von denen er wieder nichts zu besorgen hatte. Es ward daher beschlossen, daß man ihn im Kabinet des Königs ermorden wollte, weil man ihm nirgend beikommen konnte als an diesem Orte, wohin seiner Parthei der Zutritt versperrt war.

Als die Frage von denjenigen war, welchen man die Ausführung dieser That übertragen sollte, so fiel der König auf Crillon, den Obersten seines Garderegiments, einem kühnen und unternehmenden Mann, und einen Feind des Herzogs von Guise. Er ließ ihn zu sich kommen, eröffnete ihm sein Vorhaben, und sagte, daß er ihn erwählt habe, eine That zu vollbringen, von welcher sein Leben abhänge. Crillon erwiederte: „Sire, ich bin ein getreuer Diener Euer Majestät, aber auch Soldat und Edelmann; wenn Sie befehlen, daß ich den Herzog von Guise zu einem Zweikampf fodern, und mir mit ihm den Hals brechen soll, so bin ich bereit zu folgen; daß ich aber als Scharfrichter das Todesurtheil vollstrekken soll, welches die Gerechtigkeit Euer Majestät gegen ihn ausgesprochen hat, das geziemt mir nicht, und ich werde es nie thun.“ Der König war nicht aufgebracht über Crillons Freimüthigkeit, sondern begehrte blos von ihm, daß er das Geheimniß beobachten solle, weil er dasselbe niemanden anvertrauet habe, und dafür haften müsse. Crillon antwortete, daß er ein Mann von Ehre sey, und die Geheimnisse seines Herrn nicht verrathen werde.

Weniger Bedenklichkeit fand Heinrich bei einigen seiner Kammerherrn, denen er seinen Mordplan eröffnete.

nete. Sie gelobten ihm ihre Dienste, und der König theilte selbst die Dolche unter sie aus mit den Worten: „Es ist eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten Verbrecher meines Reichs, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menschlichen Rechte zulassen, und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, so gebe ich euch hiemit kraft meiner königlichen Befugniß volle Gewalt, ihn auf diese Art zu bestrafen.“

Der Herzog von Guise bekam von verschiedenen Orten Warnungen, sich in Acht zu nehmen und auf seiner Hut zu seyn. Seine Freunde baten ihn, nicht bei Hofe zu erscheinen; aber er erwiederte: „Nein! unter dem Geräusche der Waffen als Kind erzogen, hat das Bild des Todes das Schreckliche verloren, das es für das ruhige Leben hat. Bin ich denn nicht hier, um meinen Ruhm und meine Ehre durch die Gefahren zu erhöhen, die das Leben umlagern und meine Lage, worinn ich mich gegen den König befinde, gleicht der von zwey gestellten Heeren, die gerüstet einander fest im Auge behalten, und nicht von der Stelle weichen, um in dem Rückzuge dem Feinde keinen Sieg zu gestatten; mein Wegbleiben vom Hofe könnte mit dem Namen einer Flucht belegt werden, und so triumphirten meine Feinde durch die Vortheile des Uebergewichts. Nein, ich will und muß meine Ehre in dem Sturme von Gefahren behaupten.“ Selbst am Tage vor seiner Ermordung — es war der zwei und zwanzigste December des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und achtzig — fand er unter seinem Teller einen Zettel liegen, worinn ihm Nachricht gegeben wurde, daß der König ihn wollte aus dem Wege räumen lassen. Er nahm einen Bleistift, schrieb

darunter: „das darf er sich nicht unterstehen!“ und warf den Zettel unter den Tisch.

Es war Tagesanbruch, als der Herzog sich in die Rathsversammlung begab. Nicht lange war er daselbst, so ließ ihm der König durch einen Sekretair sagen, daß er ihn zu sprechen wünschte. Der Herzog stund auf, grüßte die Staatsräthe mit gewohnter Freundlichkeit, und gieng in das Vorzimmer zu dem königlichen Kabinette, dessen Thüren sogleich verschlossen wurden. Er sah in demselben nicht die gewönliche Menge der Höflinge, sondern blos acht Edelleute, die zu seiner Ermordung ersehen waren. Als er in das königliche Kabinet treten wollte, so stellte sich niemand dar, ihm wie gewönlich die Thüre zu öffnen. Indem er mit der Hand nach der Thüre grief, faßte ihn einer der Mörder beim Arm und gab ihm einen Dolchstich in den Leib mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt sterben!“ Ein anderer faßte ihn bei den Füßen, während ein dritter ihm einen heftigen Dolchstoß in die Brust versetzte, und ein vierter ihn von hinten verwundete. Das alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog legte die Hand an seinen Degen, konnte aber denselben nicht über die Mitte aus der Scheide bringen. Mehr überrascht als erschreckt rief er: „Ey, meine Freunde! meine Freunde!“ aber gleich darauf, da ihm einer seiner Mörder von hinten den Dolch tief in den Leib stieß, schrie er laut; „Ach! Barmherzigkeit!“ arbeitete noch mit den letzten Kräften, sich loszumachen, und schleppte seine Mörder vermöge seiner gewaltigen Stärke bis in einen Winkel an das Bett des Königs, mit sich fort, wo er leblos niedersank. Alle seine Verwandte wurden hierauf gefangen genommen, und sein Bruder, der Kardinal Ludwig von Guise, im Gefängnisse gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel je-

den

den Anlaß zu Ausschweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beeder Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut. Die andern Liguisten, deren der König habhaft zu werden wünschte, wurden theils durch ihre Wirthe und Freunde in der Stadt versteckt, theils entgiengen sie durch die Flucht der ersten Wuth der Rache.

Alles dieß gieng ohne viel Geräusch und Lärm von statten; jedermann war wie von einem Donnerschlag getroffen; die kühnsten und wüthendsten Liguisten bekannten sich nun mit niedergeschlagenen Augen und todtblassen Gesichtern zur tiefsten Unterwürfigkeit und zum vollkommensten Gehorsam. Während der ersten Betäubung trat der König aus seinem Gemach, und sagte in Gegenwart einiger der Ersten des Hofes: „Nun bin ich endlich König, und keiner jener Sprudelköpfe, denen der Eifer für das Interesse der heiligen Religion nur auf der Lippe schwebt, wird die Kraft lähmen, die ich den Ketzern entgegen zu setzen entschlossen bin. Jeder mag sich an dieser schaudervollen Stätte, an diesem triefenden Leichnam überzeugen, was ich zu thun im Stande war, und was ich demjenigen thun werde, der es wagt, mir zu nahe zu treten, oder sich an meinem Ansehen zu vergreifen.“ Darauf begab er sich zu seiner Mutter, welche krank im Bette lag. Bei seinem Eintritte war seine erste Frage: wie es mit ihrer Gesundheit gehe? Da sie erwiederte, daß sie sich besser befinde, so sagte er: „ich befinde mich jetzt auch besser, denn diesen Morgen bin ich König von Frankreich geworden, da ich den König von Frankreich habe umbringen lassen.“ Die Königinn Mutter erschrack, und sagte zu ihm seufzend: „Das Abschneiden ist ganz gut, mein Sohn! aber man muß auch das Annähen

hen verstehen. Gott gebe, daß dieser Tod euch nicht zum Könige von Nichts mache!“ Sie sah die Rache der Nation vorher, welche Rechenschaft verlangen würde von dem Blut dieses stolzen Unterthans.

Dreizehn Tage nach diesem Vorfalle starb auch dieses ränkevolle Weib, die berüchtigte Katherine von Medici, die während der Regierung ihrer drei Söhne bei allen öffentlichen Ereignissen eine Hauptperson und oft die einzige Triebfeder gewesen war. Sie hatte einen nicht ganz unglücklichen Staat, viele tausende von Menschen und rechtschaffenen arbeitsamen Bürgern an den Rand des Untergangs gebracht. Moralität, Freiheit, Sicherheit, Ordnung und Ruhe zerstört, die Staatsquellen erschöpft, und auf ganze Generationen vernichtet. Zur Geißel der Nation hatte sie ihr thatenvolles und moralloses Leben auf ein und siebenzig Jahre gebracht. Die Empfindung, worein ihr Tod alle Menschen versetzte, ist das sprechendste Denkmal ihres Lebens; das allgemeine Elend, eine Folge ihrer heillosen Politik, beschränkte die Freude; und das wenige Gute und Verdienstliche, das sie in ihrem Leben verübte, verengte die Traurigkeit, in welcher ihr Ende versetzen konnte. Der König legte mit dem Hofe die tiefste Trauer an — nicht um seinen Schmerz, sondern um seine Strenge in der Etikette zu beweisen.

9.

Wuth und Empörung der Pariser über die Ermordung des Herzogs von Guise. Allgemeiner Aufstand der Provinzen.

Die Freude, sich von seinem Hauptfeinde befreit zu sehen, wurde Heinrich dem Dritten gar sehr verbittert.

tert. Er benahm sich gegen die Parthey desselben mit zu wenig Entschlossenheit; er ließ den Häuptern zu viele Zeit, von dem schreckhaften Eindrucke, den Guisens Fall auf sie gemacht hatte, sich wieder zu erholen. Bald faßten sie neuen Muth, zumal da der König, anstatt auf sie loszugehen, einige der arretirten Mitglieder der Ligue in Freiheit setzte und sie unter dem Versprechen nach Paris schickte, das Volk durch ihr Ansehen in Ruhe und Ordnung zu erhalten. Kaum waren diese zu Paris angekommen, als die Einwohner, vor Freuden, ihre Häupter wieder zu sehen, in die heftigste Bewegung geriethen und alle Furcht vor der Rache des Königs verschwand.

Die ersten Ausbrüche der Wuth waren fürchterlich. Nicht nur der Pöbel, welcher von Natur und aus Gewonheit geneigt ist, jede günstige Gelegenheit zu Veränderungen aufzufassen, sondern auch Leute aus allen Ständen und von jedem Range, und was das Auffallendste war, viele Männer von Klugheit und Mäßigung, wurden in dem Strohm des Aufruhrs mit fortgerissen. Am thätigsten hiebei bewies sich die Rotte der Sechzehner. Laut und öffentlich foderte sie zur Rache auf, und noch ehe es der König verhindern konnte, wurden alle wichtigsten Posten zu Paris von dem Pöbel besetzt, und überall Hauptwachen ausgestellt. Es war keine Kirche, in welcher man nicht die Leichenbegängnisse der beiden ermordeten Guisen feierte, keine Korporation, keine Gülde und keine Brüderschaft, welche sich nicht durch einen sonderbaren Zug zu Ehren der seligen Brüder auszeichnete. Man hielt denselben prächtige Leichenreden, und hieng das Gemählde ihres vorgeblichen Märthyrthums an den Thüren der Kirchen auf. Zehen tausend kleine Kinder mußten mit Kerzen in den Händen von dem Kirchhofe der unschuldigen Kinder nach der Kirche der

hei-

heiligen Genovefa ziehen, die bei dem Eintritt in die Kirche ausgelöschten Kerzen mit Füßen tretten, und ausrufen: „So möge der Stamm von Valois in Kurzem ausgelöscht und verschwunden seyn!“ Prediger und Beichtväter vereinigten ihre Kräfte, um auf dem Grabe der öffentlichen Freiheit die Triumphzeichen der ausgelassensten Zügellosigkeit zu errichten. Oeffentlich auf der Kanzel nannte man den König einen Heuchler, einen Tyrannen, einen Schwächling, und mit wüthender Geberde foderte man das Volk zur Rache gegen den auf, der in der meuchelmörderischen Hinrichtung des großen Kardinals bewiesen hätte, daß er die heilige Religion selbst unter die Füsse treten wollte. „Nur der tödtlichste Religionshaß, nur ein heißer Eifer für die Ketzerey konnte den Gedanken des Meuchelmords einem Könige einflößen, der überzeugt seyn mußte, daß Niemand mehr für das Interesse der Religion aufopferte als die Guisen,“ dieses war die Einleitung beinahe zu jeder Predigt. „Schwört, schrie der Pfarrer Lincestre bei Sct. Bartholomäi, schwört alle, schwört mit mir, meine Zuhörer, schwört Rache, und hebt zum Zeichen eures Eides, zum Zeichen der Wahrheit, die Hände in die Höhe, hebt auch Ihr die Hand auf, (so donnerte er den unbeweglichen Präsidenten Harlai an), hebt sie hoch in die Höhe, damit jeder es sehe.“ Es fehlte auch nicht an Schriften, um die Einbildungskraft des Volks zu erhitzen.

Die Ligue der Sechzehner wandte sich an die Sorbonne oder an die theologische Fakultät und ließ sie fragen: ob man den König rechtmäßig seiner Krone verlustig erklären könnte, und ob es seinen Unterthanen, des Eides der Treue ungeachtet, erlaubt wäre, ihm, als einem heuchlerischen Monarchen und einem offenbaren Begünstiger der Ketzerey, den Gehorsam

aufzusagen? Die Sorbonne that einhellig den Ausspruch: daß der König seiner Krone verlustig sey, und die Unterthanen ihm den Gehorsam nicht allein aufkündigen könnten, sondern auch in ihrem Gewissen dazu verbunden wären. Sie hätten ein vollkommenes Recht, Bündnisse zu errichten, Steuern aufzulegen, Kriegsvölker in Sold zu nehmen, über die Einkünfte der Krone zu verfügen, und alles zu thun, was zur Vertheidigung der Religion und für ihre eigene Sicherheit erforderlich und ersprießlich sey.

Diese Erklärung lößte alle Bande der Unterwürfigkeit und des Gehorsams gegen den König, und nun stürzte das Volk auf alle Statuen und Wappen desselben los, und zerstörte sie überall. Wüthend suchte es alle diejenigen auf, welche es für dessen Anhänger hielt. Viele friedliche Menschen, welche an diesen Unruhen keinen Theil nehmen wollten, mußten ihre Häuser verlassen, um ihr Leben zu retten. Viele andere wurden gezwungen, sich mit Geld auszulösen; einige giengen auf eine jammervolle Art zu Grunde. Während das Volk diese Gewaltthätigkeiten begieng, waren alle Strassen mit bewaffneten Menschen angefüllt: überall herrschte Tumult und Verwirrung. Der Pöbel wüthete gegen die königlichen Wappen, und begieng die abscheulichsten Ausschweifungen. Die Kirchen hallten unaufhörlich von dem Geschrei der Prediger wieder, welche nichts als Verwünschungen über den von Heinrich von Valois begangenen Vatermord ausstießen, den sie nicht mehr König von Frankreich, sondern einen Ketzer, einen Tyrannen und Verfolger der heiligen Kirche nannten. Die öffentlichen Plätze waren mit Schmähschriften in Versen und Prosa angefüllt, welche das nämliche enthielten und vergrößerten.

Da

Da das Parlement an diesen Ausschweifungen keinen Antheil nehmen wollte, so wurde es durch die Ligue der Sechzehner aufgefodert, sich mit den guten Bürgern von Paris wider den König zu vereinigen. Auf erfolgte Weigerung wurden die angesehensten Parlementsglieder von einem bewafneten Haufen Lotterbuben überfallen, und den Beschimpfungen des unsinnigen Pöbels preis gegeben. Wie große Staatsverbrecher mußten diese Männer, ehrwürdig durch ihr Alter, durch ihre Talente, ihr Ansehen und ihre Rechtschaffenheit, der verworfensten Race zum Gespötte dienen, und in die Bastille geworfen, sich dem Platze entrissen sehen, worauf sie so viel Gutes gewirkt hatten, und der jetzt durch ein neues Parlement, durch einen Haufen verdorbener, schiefer und unedler Menschen besetzt wurde. Man legte endlich, um den König mit allen Parisern und der ganzen Nation zu entzweyen, eine neue Eidesformel vor, wodurch sich die Mitglieder dieses neuen Parlements vor Gott, der Mutter Gottes, allen Engeln und allen Heiligen verbanden, in der katholischen, alleinseligmachenden Religion zu leben und zu sterben, ihren letzten Tropfen Bluts für ihre Vertheidigung, und zur Zernichtung aller heimlichen oder öffentlichen schwarzen Anschläge auf dieselbe zu vergießen, alle in ihren Bund tretende als ihre Brüder zu schützen, für die Unterstützung des gedrückten Volks, und für die Sicherheit der Stadt Paris alle Kräfte aufzubieten, die gekränkten Rechte des Bundes mit den Waffen in der Hand zu vertreten, und durch den Weg der Rache alle Theilhaber der Religionsschändung und Unabhängigkeit an der Ligue zu verfolgen.

Dieser Eid wurde feierlich von allen Präsidenten und Räthen abgelegt, und von allen Advokaten abgenommen. Ein gewisser Baston — ein Mann,

der sein ganzes Vermögen, selbst das ihm anvertraute Gut verpraßt hatte, der für ein gewisses Stück Geld den Herzog von Guise meuchelmorden wollte, der jetzt gekränkt durch die abgeschlagene Bitte, oder gereitzt durch das Glück, das den König verließ, auf die Seite der Ligue getreten war — dieser Mann trat auf öffentlichen Markt hin, entblößte sich den Arm, schnitt mit einem Federmesser eine Ader auf, und unterschrieb mit dem Blute den Eid — und dieser Mann hieß ein edler Patriot einer edlen Gesellschaft.

Das Feuer des Aufruhrs, das zuerst in Paris aufloderte, theilte sich bald allen Provinzen des Königreichs mit. Die vornehmsten Städte, und die kriegerischesten Provinzen Frankreichs griffen zu den Waffen. Dieser gefährliche Brand grief immer weiter in dem Maaße um sich, als die Nachricht von der Ermordung der Guisen und dem Aufstande der Provinzen sich verbreitete. Ueberall erhob das Volk ein heftiges Geschrei voller Schmerz und Wuth. Thränen, Seufzer und Klagen erblickte man überall, wie bei einem allgemeinen großen Unglück. Die Betrübniß des Volks war kein stilles Erstaunen, sondern eine allgemeine Wuth, welche auszutoben suchte. Man hielt diese Mordthat für das schrecklichste Verbrechen, weil es während der Versammlung der Reichsstände und gegen alle Treu und Glauben begangen worden, weil der Friede durch einen am Fuße des Altars abgelegten Schwur bestätiget worden, und beide, der König und der Herzog von Guise, vierzehn Tage zuvor von der nemlichen Hostie kommunicirt hatten. Dem Beispiele der Städte und des Volks folgte der größte Theil des Adels der Provinzen, welcher nicht allein seine Vasallen und die Landleute nach sich zog, sondern auch viele Schlösser und feste Burgen gleichsam

ſam zubrachte. Auf dieſe Art gewann die Parthey der Verbündeten durch den Beitritt der vornehmſten Städte nicht allein einen beträchtlichen Zuwachs, ſondern auch, durch die Unterſtützung des größten Theils des Adels, Stärke und Feſtigkeit.

Dieſer allgemeine Aufſtand trennte alle Provinzen des Reichs. Nicht allein Städte ſtunden gegen Städte, Feſtungen gegen Feſtungen, ſondern auch Edelleute gegen Edelleute, und Bürger gegen Bürger mit einer unbeſchreiblichen Partheywuth und Erbitterung auf. Die Geſetze wurden mit Füſſen getreten, die Obrigkeiten überall vertrieben, und die Bande der Nationalliebe aufgelöst. Das Volk begann mit Mord, Raub und Brand, ohne den Befehl ſeiner Obern abzuwarten, den grauſamſten und verheerendſten Bürgerkrieg. Da man noch nicht, weder von den Abſichten der Städte noch von der Neigung der Einzelnen recht verſichert war, ſo bemäntelte ein jeder ſein Privatintereſſe und ſeine perſönliche Feindſchaft mit dem öffentlichen Aufſtande, machte die Straſſen unſicher, befeſtigte die verlaſſenen Schlöſſer, bemächtigte ſich der ſchon befeſtigten, ſtrebte nach dem Leben ſeiner Feinde, brandſchatzte die Reichen, und plünderte die Landleute. Die ſchröcklichſten Laſter und Geſetzloſigkeit herrſchten auf den Trümmern der öffentlichen Staatsgewalt. Alles war mit Furcht, Verwirrung und Traurigkeit erfüllt. Der Handel lag darnieder, die Straſſen waren unſicher, der Adel und das Volk unter den Waffen, und ſogar die Geiſtlichen mit ihren bewafneten Trabanten umgeben. Alle lagen bald unter dem Namen von Hugonotten und Katholiken, bald von Royaliſten und Liguiſten, bald unter jenem der heiligen Union und den weißen Kokarden, bald von Navarrern und Lothringern gegen einander zu Felde. Es ſchien, als wenn ſie ſich mit

ei:

einem unbegreiflichen Wahnsinne zum Untergang ihres gemeinsamen Vaterlands und zur Zerfleischung der Eingeweide desselben verbunden hätten.

10.

Der Herzog von Mayenne als Haupt der Ligue. Traurige Lage des Königes.

Eine Zeitlang war die heilige Ligue ohne ein sichtbares Oberhaupt; niemand wagte es, und niemand besaß auch Ansehen genug, um die Stelle des ermordeten Herzogs von Guise einzunehmen, und seinen Platz auszufüllen. Wenn aber der Bund sich nicht selbst auflösen sollte, so bedurfte er eines angesehenen und tapfern Anführers, der alle Unternehmungen leitete und die Anschläge der königlichen Parthey vernichtete. Auf wen anders hätte man jetzt die Augen richten können, als auf den Herzog von Mayenne, den letzten noch übrigen Sprößling des furchtbaren Hauses Guise, und Bruder des ermordeten Herzogs? Er war ohnstreitig ein Mann von ausgezeichneten Verdiensten, tapfer im Kampfe, klug im Kabinete, und von erprobter Rechtschaffenheit gegen seine Vertraute; allein an der Spitze einer Parthey, die den Thron umstossen sollte, war er nicht an seiner Stelle. Sein behutsamer Ehrgeitz begnügte sich mit der Hofnung, dereinst die Krone zu erhalten; allein er war nicht betriebsam genug, sie auf seinen Kopf zu bringen. Kein einziger, den Guisen so eigenthümlicher Zug von Kühnheit bezeichnete seine Handlungen. Er vernachläßigte die Benutzung seiner Vortheile, war langsam im Entschluß, und noch langsamer in der Ausführung. Seine Trägheit erstickte die Entwürfe seiner Anhänger, die sich vergebens bemühten, ihm

ihr

ihr Feuer mitzutheilen. Briefschaften von der größten Wichtigkeit blieben bisweilen drei bis vier Tage auf seinem Tische liegen, ohne daß er daran dachte, sie zu erbrechen. Vergebens foderten seine Mutter und seine Schwester in seiner Person einen ermordeten Sohn und Bruder wieder, und seine Talente für die Kriegskunst wurden aus Mangel der Thätigkeit unnütz.

Der Herzog von Mayenne befand sich gerade zu Lyon, als seine Brüder zu Blois ermordet wurden. Insgeheim sandte der König Leute aus, die ihn aufheben sollten; allein er wurde durch treue und wachsame Freunde bei Zeiten davon benachrichtiget, und rettete sich durch eine Hinterthür in dem Augenblicke, da die Trabanten, welche Befehl hatten, ihn zu ermorden, wenn sie ihn nicht aufheben könnten, zu der andern herein drangen. Einige Zeit lebte er in Bourgogne bei seiner Schwester in einer gewissen Abgeschiedenheit von der Welt, bis ihn die veränderte Lage der Stadt Paris und die Wünsche des Volks zu einer Thätigkeit riefen, die der Schmerz über den Meuchelmord seiner Brüder und die zudringliche Aufforderungen seiner Schwester mit Rache wafneten. Er gieng über Troyes und Orleans nach Chartres, wo ihn die Kinder auf der Straße mit entzückendem Freudengeschrey: „Es leben die lothringischen Prinzen!“ empfiengen, und wo ihm die Geistlichkeit entgegen gieng, und mit Darreichung des Kreuzes befreundeten. Auf dem ganzen Wege sammelte er überall Truppen, welche er theils aus seinen Mitteln anwarb, theils von seinen Freunden und Anhängern, theils von dem Volk geliefert wurden.

In Paris selbst wurde Mayenne mit dem lebhaftesten Enthusiasmus und mit der größten Sehnsucht erwartet. Er hielt am fünfzehenten Februar

des

des Jahres ein tausend fünf hundert und neun und achtzig an der Spitze von vier tausend Mann Infanterie und fünf hundert Edelleuten seinen Einzug. Kein Ausdruck der Freude konnte größer, keiner ausgelassener seyn, als den seine Ankunft verursachte. Mit wildem Geschrei warf sich das Volk vor ihm, wie vor seinem Gott, seinem Retter und seinem Vater hin, weinte und bebte. Keine Hofnung war so schmeichelhaft, die man von ihm nicht faßte. Man stellte sein Bildniß öffentlich aus, oben drüber die königliche Krone. Die Königswürde ward ihm von der Staatsversammlung und von der heiligen Ligue angeboten; er wagte es aber nicht, den Namen König anzunehmen, sondern begnügte sich mit der königlichen Macht. Man verfertigte ein besonderes Siegel, mit dem königlichen Wappen, auf dessen einen Seite nur ein leerer Thron, und auf der andern die sonderbare Innschrift war: Siegel des Königreichs Frankreich. Die Staatsversammlung erklärte den Herzog zum Generallieutenant des Staats und der Krone Frankreich, und dadurch ward er das neue Oberhaupt der Ligue. Ohne sich blenden zu lassen von der Gewalt, die ihm gegeben ward, bemühte er sich vielmehr, den bisherigen Unordnungen Grenzen zu setzen. Mit festem Blick zügelte er die Rasereyen der Sechzehner, und beschränkte die Anhänger des Königs in ihrer vorlauten Sprache und Handlungen. Zwar brauchte er Verleumdungen des Königes, als nächstes Mittel zu seinem Zwecke, um die Köpfe zu electrisiren, und die Wahrheit eines blos durch ihn zu rettenden Staates recht fühlbar zu machen; aber nie ließ er sich zu den niedrigen Künsten herab, die Volksgunst zu erbetteln, die er durch sein Ansehen sich unwiderstehlich eigen zu machen, und durch einen glücklichen Zusammenfluß von Umständen auf die Dauer zu sichern wußte.

Die

Die Zahl der Anhänger des Königes, die ihm treu ergeben blieben, nahm immer mehr ab, und bald stund er isolirt da, sogar verlassen von dem Haufen, der ihn nach Blois begleitet hatte, von der Menge verabscheut, den größten Theil des Adels wider sich; verflucht von der Geistlichkeit, die er blind verehrte; nicht geachtet von seinen Günstlingen, an die er seine Schätze verschwendet hatte, verwünscht von den eifrigsten Katholiken, die er als reine Patrioten schätzte. Sein Ansehen war bei den Bürgern der Hauptstadt und bei den Unterthanen in den Provinzen auf immer vernichtet. Der spanische Gesandte in Paris nährte mit dem Gelde aus Peru den Brennpunkt der Empörung, der Pabst schleuderte seine Bannstrahlen gegen die Mörder des Herzogs; und bald sprach er auch das Bannurtheil über Heinrich selbst aus.

In dieser verlassenen Lage wandte sich der König selbst an Mayenne, und suchte ihn auf seine Seite zu bringen. Er schrieb ihm, daß er durch die höchste Noth gedrungen und ganz gegen seine Neigung die gegen ihn gerichtete nnd beinahe schon ausgeführte Unternehmung seiner Brüder vereitelt habe. Zu diesem gewaltsamen Schritte sey er weder durch Haß noch irgend eine Leidenschaft verleitet worden, weil er das Haus von Guise immer geliebt, begünstigt und erhoben habe, wie er es noch ferner thun zu können wünsche. Er bitte also den Herzog, sich nicht auch von dem angeerbten väterlichen Uebel in den Abgrund hinreissen zu lassen, sondern zu erwägen, daß ihn jene Machinationen dazu gezwungen hätten, welche ihm, als einem von den verabscheuungswürdigen Anschlägen seiner Brüder entfernten Manne immer missfallen hätten. Aus dieser Ursache habe er stets gewünscht, ihn zu erheben; aus dieser Ursache habe er ihm immer die Oberbefehlshaberstellen der Heere übertragen,

tragen, weil ihm bekannt gewesen, daß der Herzog keinen Antheil an ihren verderblichen Anschlägen genommen hätte. Er bitte ihn, in diesen guten Gesinnungen zu beharren, sich nicht zum Werkzeuge der Spaltung der katholischen Parthey und zur Zerfleischung des Vaterlandes brauchen zu lassen, sondern zu zeigen, daß ihm das allgemeine Wohl und die Pflichten gegen seinen Fürsten mehr am Herzen lägen, als sein Privatinteresse, welches gewönlich Menschen ohne Ehrgefühl zu beherrschen pflege. Er solle sich aufrichtig mit ihm vereinigen, um die Eintracht und den Frieden unter den Katholischen zu erhalten, und die Hugonotten zu bekriegen. Wenn der Herzog sich dazu verstehen wolle, so sey er bereit, ihm alle mögliche Sicherheit zu geben, und ihn auf jede thunliche Art zu befriedigen.

Mayenne gab diesen Vorstellungeu kein Gehör. Seine Neigung, seine Hofnungen, sein Ehrgeiz, seine Rachsucht und seine Herrschbegierde bestimmten ihn, dem Dienste der Ligue sich zu widmen, Es war ihm klar, daß der König nur darum sich so gütig erzeige, weil er seinem Netze entsprungen sey.

Diese vereitelte Hofnung und die Fortschritte der Empörung, wovon täglich neue Nachrichten einliefen, versetzten den König in die qualvolleste Unruhe, und er fieng an, alles verloren zu geben. Der Blutfluß, eine seiner gewönlichen Krankheiten, hatte ihn seit einiger Zeit bettlägerig gemacht, und hier war er dem freien Spiele schwarzer Phantasieen preis gegeben. Vielleicht fühlte er jetzt zum erstenmal die beweinenswürdigste Lage des zerrütteten Königreichs und seines eigenen Zustandes in seiner ganzen schreckbaren Gestalt. Schlaflose Nächte bestürmten seine Einbildungskraft und seinen Körper; er weinte und jammerte. „Ach Freunde! schrie er, es ist nicht der Tod, wovor ich

schau-

ſchaudere; ich ſehe ihn jetzt als Troſt an, er würde mich von einem Leben befreien, das nicht verdient, gelobt zu werden. Ich beklage das Schickſal aller derjenigen, die ich in meinen Fall mit hinabziehe. Ich bereue den Schritt nicht, den ich gethan habe, nur hätte ich ihn eher thun ſollen. Ich hatte die gerechteſten Urſachen, Empörungen zu rächen, die meine Nation kränkten. Die Gemüthsſtimmung des Königs wurde immer düſterer; weder ſein Herz noch ſein Kopf bot ihm ein Mittel ſeiner Rettung dar. Eine tödtliche Leerheit aller Gefühle, eine feige Schlaffheit und Muthloſigkeit, die ihm Thränen ſtatt Handlungen abdrang, ein blindes Wählen und Ablehnen der vorgeſchlagenen Wege, Verzweiflung, leidender Muth, Hofnung, Zuverſicht, Trotz, Geneigtheit zum Abbitten und zum Befehlen, kurz das kleinliche Heer aller Leidenſchaften, das die Seele eines ſchwachen vor dem Tode zitternden Mannes in der Gefahr beſtürmt, vereinigte ſich in ſeiner Perſon bis zur kindiſchen Albernheit.

Das war jetzt die traurige Lage eines Königes, der mit dem Zauber königlicher Befehle ein Jahr zuvor noch über Millionen Unterthanen zu ſeinem Dienſte hätte beflügeln, der mit den Schätzen eines erſchöpften, aber noch nicht ganz zernichteten Staats, mit den noch reinen und unverdorbenen Kräften ſeiner Anhänger, der Schöpfer einer neuen, alle Partheyſucht zermalmenden Regierung hätte werden können.

II.

Heinrich der Dritte verbindet sich mit dem Könige von Navarra zur Unterdrückung der heiligen Ligue.

Die Macht der heiligen Ligue gewann, während der König sich mit furchtbaren Schreckbildern quälte, täglich an Macht und Stärke. Viele Städte, und selbst edle Patrioten wurden durch die Nachricht: daß der König verrückt oder gestorben sey, und also durch den Drang der Nothwendigkeit, in den Bund hineingezogen. Der Thron war seinem Einsturze nahe, und Heinrich sah jetzt keinen andern Weg zur Rettung, als sich den Hugonotten in die Arme zu werfen, und sich mit dem Könige von Navarra zur Unterdrückung der heiligen Ligue zu verbinden. In ihm erblickte er jetzt den einzigen Freund und Beschützer, der ihm noch übrig wäre, einen edelmüthigen Fürsten, der so viele von ihm empfangene Beleidigungen vergessen konnte. So mußte nun derjenige, der die Pariser Bluthochzeit angestiftet, und die Hugonotten verfolgt und gequält hatte, sich um ein Bündniß mit ihnen bewerben, und denjenigen Heinrich zur Vertheidigung der Krone einladen, der durch ein von seiner Hand unterzeichnetes Gesetz des Thrones unfähig erkannt worden war.

Der König von Navarra, geächtet im Lande, exkommunicirt vom Pabste, allen zügellosen Beleidigungen und Kränkungen blos gestellt, aber noch immer mächtig durch seinen Anhang, hätte jetzt seiner eigenen Sache einen größeren Nachdruck geben können, wenn er im ersten warmen Gefühl der Rache und Vergeltung sich in den Besitz schwankender Städte gesetzt, und den König von jedem Zufluchtsorte ausgeschlos-

ſchloſſen haben würde. Aber viel zu edel geſinnt vergaß er nie, was er ſeinem Vaterlande in dieſen Stürmen und bei dieſer Anarchie ſchuldig ſey. Er war ſogleich bereit zu einer Vereinigung mit dem, der ihn bisher ſo vielfach gekränkt hatte. Indeſſen begab er ſich doch nicht ohne alles Mistrauen zum Könige: die Pariſer Bluthochzeit und der ſo oft gebrochene Friede ſchwebten ihm vor Augen, und ſeine Freunde widerriethen ihm dieſen Schritt. Allein er vertraute auf die Wichtigkeit des Dienſtes, den er dem Könige zu leiſten im Begriff war, und auf das natürlich gute Gemüth deſſelben, der nun nicht mehr den Ränken ſeiner Mutter preis gegeben war. Bei der erſten Unterredung, die er mit dem Könige zu Tours hielt, begleiteten ihn viele der Seinigen; aber, um ſein offenes Zutrauen zu beweiſen, beſuchte er denſelben am folgenden Tage nur mit einem Edelknaben. Leicht hätte er die traurige Lage des Königes zur Erpreſſung einiger vortheilhafter Bedingungen nutzen können, allein ſo ſehr er eilte, ſein Leben für einen Mann hinzugeben, der ſeine Dienſte nicht zu ſchätzen wußte, ſo edel war er, alles zu vermeiden, was die Erwartungen ſeines verdienten Dankes hätte fühlbar machen können.

Die Verbindung der beiden Könige erregte in dem ganzen Umfange des Reichs die größte Verwunderung, und brachte alle Gemüther in Gährung. Jeder Edelgeſinnte ergoß ſich in ſichtbare Freude über den Entſchluß des Königs, und mit frohem Entzükken mahlte man ſich ſchon eine heitere Ausſicht auf die Zukunft, eine Rettung oder Linderung der Uebel, die Frankreich beinahe zernichtet hatten. Man traute dieſem Bunde eine ſolche Stärke zu, daß man den König für unüberwindlich in dem ganzen Umfange ſeines Gebiets und ſeiner Macht hielt, und wirklich

mußte

mußte dieser Bund eben so sicher als vielversprechend seyn. Denn Navarra, als erster Prinz von Geblüte, als muthmaßlicher Erbe der Krone, eben so berühmt durch seine Siege als durch seine verlornen Schlachten, anerkannt als großer Krieger, und als ein Mann von unerschöpflichem Muthe, und einem unbiegsamen Sinne für das Beste, hatte ihn mit einem Könige geschlossen, dessen Schwächen kein anderes Mittel zu seiner Rettung übrig blieb, als Verzweiflung.

Die heilige Ligue verdoppelte ihre Wuth bei der Nachricht von dieser Vereinigung, und der König wurde, als der treuloseste Feind der Kirche, der katholischen Religion, und aller Rechte und Privilegien, so letztere für die Nation zu erhalten schien, angesehen. Die Pfaffen boten alles auf, die Gemüther in Gährung zu setzen, und sie erklärten beide Könige als verabscheuungswürdige, von einem Bannstrahle bedrohte Ketzer, weil sie ihre Waffen wider den Willen des römischen Hofes vereiniget hätten. Die Ligue befahl dem Herzog von Mayenne, schleunigst nach Tours zu marschiren, um den König zu überfallen; allein der Herzog, der zwar ein geschickter General, aber auch ein großer Zauderer war, verfehlte die fast gewisse Gelegenheit, den König in einer Vorstadt dieses Orts aufzuheben.

Navarra versäumte inzwischen keinen Augenblick, um mit Nachdruck den Unruhen zu steuern, und die Rebellen zu unterdrücken. Er zog seine Kriegsvölker herbei, und betrieb starke Werbungen in Deutschland und in der Schweitz. Mit vollem Vertrauen rechnete er auf die Zahl seiner Brüder, die sich zu seinem Dienste bewafnen würden, und sein bekannter Eifer für die Gewissensfreiheit rief zahllose Streiter zu seiner Unterstützung ins Feld. Die Kraft des Staats und mit ihr der Schutz der Staatsbürger lebte wieder

der auf, und eine groſse Menge, die der Ligue gehuldigt hatte, zog ſich zu den Fahnen der geſetzlichen Ordnung, die doch immer in den Augen frommer, aber partheyloſer Katholiken mehr von einem Navarra, als von einer herrſchſüchtigen und plündernden Rotte geſichert wurde. Die Zügelloſigkeiten des Mayenniſchen Heeres, vom Anführer verabſcheut, von Pfaffen begünſtigt und zur Pflicht gemacht, waren Navarra's Siege. Die ganze Provinz Maine wurde von den Liguiſten mit Feuer und Schwerdt verheert, und in der Kirche zu Arquenai, welche die Hugonotten ſelbſt verſchont hatten, wurden Weiber genothzüchtiget, die reichen Schätze geplündert, die Zierathen unter die Freudenmädchen vertheilt, und das Allerheiligſte dem Geſpötte preis gegeben. Navarra ſuchte die drükkenden Durchmärſche durch Freundes und Feindes Land zu mildern, die ſchröckliche Geſtalt des Krieges von ſeinem Heere zu entfernen, und ſchonend gegen alle, Ruhe und Sicherheit herzuſtellen.

Da Paris der Hauptſitz der heiligen Ligue war, wo dieſe aufrühreriſche Parthey einen unabhängigen Staat errichtet, und den König der Krone verluſtig erklärt hatte, ſo brachen beide Könige mit einem anſehnlichen Heere gegen dieſe Stadt auf. In Kurzem fielen alle um Paris gelegenen Plätze in ihre Hände. Bei dieſen Eroberungen wurde der König von Frankreich durch ſeinen neuen Bundesgenoſſen ſehr verdunkelt. Die Städte, welche ſich durch einen Vergleich ergaben, verlangten zur Beglaubigung deſſelben nur Navarra's Wort: ſie trauten ihm mehr, als allen ſchriftlichen Zuſagen ihres Königes. Er hatte ſo oft ſchon Treue und Glauben verleugnet, ja ſelbſt ſeine Eidſchwüre gebrochen; Navarra dagegen war nie ſeinem Worte untreu geworden, ſelbſt wenn es ihm Nachtheil brachte. Er gewann jetzt auch die Liebe und

Hoch-

Hochachtung des königlichen Heeres, indem er bei allen Unternehmungen selbst zugegen war, und alle ohne Ausnahme wohlwollend und gütig behandelte. Oefters wollte dem schwachen Könige der Muth entsinken, und ihm graute besonders vor den päbstlichen Bannstrahlen, mit denen er bedroht wurde. Aber Navarra wußte ihn immer wieder zu trösten und zu ermuntern. „Sire, sagte er mit seiner gewönlichen Heiterkeit, die siegreiche Eroberung von Paris bringt uns sicher und bald die Absolution vom päbstlichen Banne.“

Die beiden Könige lagerten sich nun vor Paris. Mit einem Heere von mehr als dreissig tausend Mann, meistentheils alter Soldaten, bei dem sich Navarra befand, konnten sie hoffen, diese Hauptstadt nächstens einzunehmen: denn die zahlreiche Besatzung bestand blos aus Neugeworbenen, und mußte den Mangel an Lebensmitteln, den man zu befürchten hatte, in Kurzem vermehren. Bald war die Stadt von allen Seiten eingeschlossen, und der Schrecken mahlte sich auf allen Gesichtern. Nach dem Verlust aller über die Flüsse gehenden Brücken und der benachbarten Orte und Zugänge blieb den Parisern keine andere Hofnung als die Gegenwart des Herzogs von Mayenne, und seines in die Vorstädte eingeschlossenen Heeres übrig, welches sich auf zehen tausend Mann belief. Es herrschte schon ein solcher Mangel von Lebensmitteln, und die glücklichen Fortschritte der Könige verbreiteten einen solchen Schrecken, daß die französische Infanterie binnen zwei Tagen auf zwei tausend Mann zusammen schmolz. Die Deutschen, welche ihren Sold und Lebensmittel foderten, drohten, in das Lager der Feinde überzugehen. Unter dem Volke herrschte eben so wenig Entschlossenheit und Eintracht, als unter den Soldaten; so schnell sich der Pöbel empört hatte,

so

ſo geſchwind verlor er den Muth. Er hoffte durch ſeinen niedrigen Stand und ſeine Dunkelheit der Strafe zu entrinnen, und neigte ſich zur Unterwerfung. Diejenigen, welche dem Könige treu geblieben waren, aber es nicht gewagt hatten, ſich für ihn zu erklären, waren nun durch die Nähe deſſelben kühner geworden, giengen von Haus zu Haus, erforſchten die Geſinnungen des Volks, und ſchilderten demſelben die verzweifelte Lage ſeiner Sachen. Schon war der Herzog von Mayenne, der den Schrekken vor der Zukunft nicht mehr hemmen konnte, entſchloſſen, ſich durch das Lager der beiden Könige durchzuſchlagen, oder einen ehrenvollen Tod zu ſuchen, als plözlich und unvermuthet die ganze Lage der Dinge verändert wurde.

12.

Ermordung König Heinrich des Dritten.

Es war ein alter, durch die Jeſuiten insbeſondere ausgebildeter, Grundſaz, daß ein Tyrann auf dem Throne, ohne alle Verantwortung vor Gott und dem Gewiſſen, von jedem ermordet werden dürfte, den es gelüſte. Die theologiſche Fakultät zu Paris hatte damals dieſen Grundſaz geheiliget, und jeden zu einem ſolchen Wageſtück Entſchloſſenen, über die Vorwürfe der Kirche und ſeines Gewiſſens beruhiget. Die Lehre vom Königsmord war ſeit dem Entſtehen der Ligue in Klöſtern ein gewöhnlicher Gegenſtand aller Unterredungen. Alle Streitigkeiten betrafen dieſen einzigen Punkt; man citirte Stellen aus der Schrift und legte die darinn vorkommenden Beiſpiele unrecht aus. Solche Geſpräche begeiſterten jezt einen jungen Brauſekopf zu dem Entſchluß, den Heldenruhm zu verdienen, der, wie man ihm geſagt hatte, mit der Er-

mordung eines von Gott abgefallenen und zur Hölle verdammten Königes zu gewinnen ſey.

Es befand ſich damals zu Paris ein Mönch aus dem Dominikanerorden mit Namen Jakob Clement, von ſehr niedriger Geburt aus dem Dorfe Sorbonne in der Gegend der Stadt Sans. Er war erſt zwey und zwanzig Jahre alt, und viele ſeiner Mitbrüder hielten ihn für einen Schwachkopf, der eher dazu tauglich wäre, der Gegenſtand ihrer Spöttereyen zu ſeyn, als etwas Wichtiges und Ernſthaftes auszuführen. Allein entweder durch ſeinen eigenen Fanatiſmus entflammt, oder durch die Predigten und heftigen Invektiven geſpornt, die er täglich gegen den König hörte, faßte er den Entſchluß, ihn mit eigener Gefahr ſeines Lebens zu ermorden. Er hielt dieſes verwegene Vorhaben nicht einmal geheim, ſondern ſagte vielmehr ſeinen Brüdern, daß man das Schwerdt brauchen, und den Tyrannen aus dem Wege ſchaffen müſſe. Man ſpottete eine Weile des kühnen Eiferers, und nannte ihn im Scherz den Hauptmann Clement. Um ihn zu ärgern erzählten ihm Einige die Fortſchritte des Königes und deſſen Anmarſch gegen Paris. So lange das königliche Heer noch entfernt war, antwortete er denſelben, daß er ſich ſo viel Mühe nicht nehmen wolle. Als aber der König ſich der Hauptſtadt näherte, ſo gieng Clement von Scherz zu Ernſt über, und eröffnete einem Pater ſeines Kloſters, daß er einer mächtigen Eingebung zufolge den König umbringen ſollte, und bat um ſeinen Rath. Der Pater theilte ſein Vorhaben dem Prior mit, einem der vornehmſten Rathgeber der Ligue, und beide riethen ihm, er ſollte faſten, beten und den Herrn anflehen, ihn zu erleuchten und ihm einzugeben, was er zu thun habe. Nach einigen Tagen kam er zum Prior und dem andern Pater zurück, und ſagte ihnen, daß er

alles

alles gethan, was sie ihm gerathen hätten, und sich gestärkter als jemals in seinem Vorhaben fühle. Jetzt ermunterten sie ihn zur Ausführung mit der Versicherung, wenn er mit dem Leben davon käme, so werde er den Kardinalshut erhalten, sollte er für die gute Sache sterben, so werde er unter die Zahl der Heiligen gesetzt werden, die hier nur gestorben wären, um zu einem unsterblichen Ruhme wieder aufzuleben.

Als die Herzoginn von Montpensier, die Schwester der Guisen, von dem Beginnen des Mönchs einige Nachricht erhielt, verlangte sie ihn sogleich zu sehen, ließ ihn öfters zu sich kommen, und ermunterte ihn aus allen Kräften. Sie soll sogar in einer dieser Zusammenkünfte den wollüstigen Zudringlichkeiten dieses jungen Mönchs nachgegeben, und für diesen Preiß von ihm das Versprechen erhalten haben, die That zu vollführen.

Heinrich der Dritte befand sich, während seine Armee Paris belagerte, zu St. Cloud, einem Flecken, zwei Meilen von dieser Stadt, mit einem königlichen Schlosse. Dahin begab sich der Mönch am letzten Julius des Jahrs ein tausend fünf hundert und neun und achzig, versehen mit den heiligen Sakramenten, mit Pässen und Vollmachten. Nahe bei St. Cloud begegnete er dem Intendanten des königlichen Heeres, la Guesle. Er äußerte ein einfältiges und bußfertiges Ansehen, sagte, daß er von den treuen Dienern, die der König in Paris hätte, geschickt würde, und Sr. Majestät wichtige Dinge mitzutheilen hätte, die er aber dessen allerhöchsten Person allein anvertrauen müßte. Der Intendant schöpfte durchaus keinen Verdacht, sondern kehrte mit Clement um, in der Absicht, ihn dem Könige unverzüglich vorzustellen. Da es aber nicht möglich

war, ihn noch an diesem Tage zum Könige zu bringen, so behielt ihn Guesle bey sich, und bot ihm Tisch und Bette an. Der Mönch nahm die Einladung an, speiste frölich zu Nacht, und beantwortete alle Fragen, die an ihn gethan wurden, mit der ruhigsten Fassung, auch schlief er die Nacht durch so fest, daß man am folgenden Morgen Mühe hatte, ihn zu erwecken.

Der König schlief noch, als Guesle den Mönch meldete. Sogleich befahl er, denselben in sein Schlafgemach zu bringen. Heinrich saß unangekleidet auf einem Lehnstuhl, als Clement herein trat. Er übergab dem Könige die Papiere, die er aus Paris mitgebracht hatte, die aber nichts besonders merkwürdiges enthielten, was die dringenden Bitten des Dominikaners hätte rechtfertigen können. Der König fragte ihn daher: ob er sonst noch etwas vorzubringen oder zu entdecken hätte? worauf er erwiederte: „daß er allerdings das Wichtigste mündlich ihm mittheilen müsse, daß es aber nur der König allein wissen dürfte.„ Heinrich ließ ihn also näher zu sich treten, und reichte ihm das Ohr hin. Guesle und der Kammerjunker des Königs traten auf die Seite, und in diesem Augenblicke zog der Mörder ein Messer hervor, das er in seinem weiten Ermel versteckt gehabt hatte, stieß es dem Könige, der nur mit einem dünnen Westchen bekleidet war, in den Unterleib, und ließ es so in der Wunde stecken.

Auf einmal schriee der König: „Gott! Bösewicht, Mörder, ich bin ermordet!" In der größten Bestürzung eilten schnell alle herzu, die im Zimmer waren, und sahen, daß der König ein blutiges Messer aus seinem Leibe zog, womit er den Mörder, der unbeweglich, und ohne einen Versuch zu entfliehen, vor ihm stehen blieb, zweimal ins Gesicht verwun-

wundete. Guesle zog schnell den Degen, und stieß mit dem Gefäß den Mörder so in's Gesicht und auf die Brust, daß dieser zwischen zwei Betten, welche im Zimmer standen, zu Boden stürzte. Auf diesen Lärm drang alles aus dem Vorzimmer herein, und Clement wurde, als er eben wieder aufstehen wollte, trotz alles Rufens, man sollte ihn nicht tödten, dennoch von einigen ergrimmten Bedienten umgebracht. Sein Körper wurde hierauf in ein Nebenzimmer geschafft und dort genauer untersucht, hierauf aber ganz entkleidet zum Fenster herabgestürzt, wo er über eine Stunde liegen blieb.

Der König wurde sogleich zu Bette gebracht, und die Wunde von den Aerzten nicht für tödtlich gehalten. Er beschied die Staatssecretaire zu sich, und befahl ihnen, Schreiben durch das ganze Reich an die Statthalter ergehen zu lassen, sie von diesem Vorfalle zu unterrichten, und sie zu ermahnen, daß sie darüber nicht erschrecken sollten, indem er hoffe, in Kurzem geheilt zu seyn, und das Pferd wieder besteigen zu können. Aber gegen Abend verursachte ihm die Wunde große Schmerzen, und es befiel ihn ein Fieber. Die Aerzte wurden also herbeigerufen und die Wunde untersucht: sie fanden die Eingeweide verletzt, und hielten einstimmig dafür, daß der König nur noch einige Stunden leben würde. Er befahl ihnen, ihm ohne Rückhalt die Wahrheit zu eröffnen. Nachdem er die Gefahr vernommen, in der er schwebe, ließ er seinen Beichtvater kommen, und bereitete sich auf sein Ende. Als er seine Kräfte schwinden fühlte, ließ er die Thüren seines Gemachs öffnen, und den Adel herein kommen, welcher durch Thränen und Schluchzen seinen Schmerz an den Tag legte, wandte sich an denselben, und sagte mit vernehmlicher Stimme: er fürchte sich nicht vor dem Tod,

aber

aber es schmerze ihn, das Reich in einer solchen Verwirrung, und alle Gutgesinnten in Betrübniß und Besorgniß zu hinterlassen. Er wünsche nicht, daß man seinen Tod räche, weil er von Jugend auf in der Schule Christi gelernt habe, Beleidigungen zu verzeihen, wie er sie auch immer verziehen habe. Dann wandte er sich an den König von Navarra, und sagte zu ihm: wenn solche mörderische Anfälle auf die Könige gebräuchlich werden, so dürfte auch Er seines Lebens nicht sicher seyn. Er ermahnte den Adel, den König von Navarra als ihren König zu erkennen, dem von Rechts wegen die Krone gebühre; sie sollten sich bei dem Unterschiede seiner Religion nicht aufhalten, weil der König von Navarra, vermöge seines aufrichtigen und edelmüthigen Charakters, in den Schoos der Kirche zurückkehren, und der besser unterrichtete Pabst ihn in seine Gnade aufnehmen werde, um den gänzlichen Untergang des Reiches abzuwenden. Zuletzt umarmte er den König von Navarra, ließ dann seinen Beichtvater rufen, und sagte in Aller Gegenwart das in der römischen Kirche gebräuchliche Glaubensbekenntniß her, bezeichnete sich mit dem Kreuze, und fieng den Psalm an zu sprechen: Miserere; aber bei den Worten: redde mihi laetitiam salutaris tui, entfiel ihm die Stimme, und er gab in einem Alter von sechs und dreissig Jahren, nach einer fünfzehnjährigen Regierung, den Geist auf. Mit ihm gieng der Stamm von Valois aus, der den französischen Thron zwei hundert und sechzig Jahre unter den größten Stürmen behauptet hatte: der letzte Merovinger starb im Kloster, der letzte Karolinger im Gefängniß, der letzte Valoiser durch das Mordmesser eines Mönchs; alle drei wurden sie das Opfer der Wuth ihrer Unterthanen. Keiner hat den Thron mit größerer Erwartung bestiegen, und keiner alle, auch die kleinste, we-

niger

niget erfüllt, als Heinrich der Dritte. Das Ende seines qualvollen, auf Indolenz, Weichlichkeit und den Genuß des gegenwärtigen Augenblicks beschränkten Regentenlebens war erst der Anfang seiner Erkenntniß, und als er die Nothwendigkeit einer bessern Lebensweise fühlte, da war es schon zu spät. Er hinterließ einen erschöpften und zerrissenen Staat, eine Regierung ohne Macht, Gesetze ohne Ansehen, eine Gewalt ohne Nachdruck, Parlamente ohne Justiz, eine Religion, die den Aufruhr predigte, und einen Nachfolger, den keiner als rechtmäßig erkennen wollte.

Navarra ließ an dem Körper des Todten die Strafe vollziehen, welche den Lebenden hätte treffen sollen. Der Leichnam des Mörders Clement wurde mit Pferden zerrissen, zur Asche verbrannt, und diese in die Seine geworfen. Dasselbe Schicksal ereilte auch den schändlichen Prior, der Clements Unternehmen gebilliget hatte, nachdem derselbe noch zuvor auf der Kanzel die Heldenthat seines Schülers gepriesen, und dem Volke im Namen Gottes versichert hatte, daß nun Clement gewiß in die Zahl der Heiligen des Himmels aufgenommen worden sey.

Die unbändige Freude der Pariser bei der Nachricht von dem Tode des Königes läßt sich nicht beschreiben. Die Herzoginn von Montpensier fiel demjenigen um den Hals, der ihr die erste Nachricht davon brachte. „Ha, mein Freund, rief sie im Ausbruch der lebhaftesten Freude, seyd mir willkommen! Ist es auch wahr, daß dieser Böswicht, dieser Meineidige, dieser Tyrann todt ist? Gott, welche Freude macht ihr mir! wie es mich ärgert, daß der Tyrann vor seinem Tode nicht erfahren hat, daß der Streich von mir hergekommen ist!“ Sie stieg mit ihrer Mutter in den Wagen, fuhr durch die Straßen von Paris, und rief dem Volke zu: „Gute Nachricht!

freu

freudige Nachricht!“ Man verkaufte Clements Bild öffentlich, und setzte die ausschweifendsten Lobsprüche unter dasselbe. Auf den öffentlichen Plätzen der Stadt wurden Freudenfeuer angezündet, und selbst der Pöbel erlaubte sich, nach dem Beyspiele der Großen, allerley tobende Vergnügungen, wodurch er seinen Antheil an dem ihm so glücklich scheinenden Ereigniß an den Tag legte. Man sah selbst Männer und Weiber auf der Seine nach St. Cloud fahren, die Asche des Mörders auf dem Flusse sammeln, und als ein Heiligthum nach Paris bringen. Die Prediger zu Paris überhäuften den Königsmörder mit Lobeserhebungen, erklärten ihn der Martyrerkrone würdig, zeigten sein Bild als das Bild eines Heiligen, und versicherten, Heinrich sey nicht nur mit gutem Recht, sondern auf Befehl des Himmels selbst umgebracht worden. Einige schlugen sogar vor, ihm in der Hauptkirche eine Statue zu errichten, und dagegen die Bildnisse der Könige heraus zu werfen. Als die Mutter des Mörders in Paris erschien, drängte sich der Pöbel um sie her, und bewies ihr seine Verehrung, ja der Unionsrath ließ ihr eine Summe Geldes zum Geschenk reichen, weil sie den Mann gebohren habe, der der Retter des Vaterlandes geworden sey.

Am unwürdigsten betrug sich der Pabst Sixtus der Fünfte. Er hielt, nach eingegangener Nachricht von des Königs Tode, ein öffentliches Konsistorium, rühmte und bewunderte in einer ausgearbeiteten Rede die Tugend und Geistesstärke des Königsmörders, erhob seine Handlung, die er nur unter göttlichem Beystande habe vollführen können, über die Thaten einer Judith und eines Eleazer, und nannte ihn einen zweiten Erlöser. Diese Rede wurde in Paris gedruckt und verkauft.

V. Französische Kronrevolutionen.

In den Jahren 1589 bis 1596 *)

1.

Frankreichs verwirrte Lage nach dem Tode Heinrichs des Dritten.

Als der König Heinrich der Dritte von Frankreich ermordet wurde, hatte niemand gerechtere Ansprüche auf die Thronfolge, als der König Heinrich von Navarra. Frankreich bedurfte jetzt in Wahrheit eines Regenten, der die vielfachen Greuel der vorhergegangenen Regierungen durch Menschlichkeit tilgen, und die Herzen der Patrioten mit der monarchischen Gewalt aussöhnen konnte. Heinrich von Navarra besaß alle die Eigenschaften, die dem Reiche eine glückliche Zukunft versprachen. Er hatte in einem Alter von sieben und dreissig Jahren, so viele Weisheit, Mäßigung, wohlwollende Menschenliebe, Kraft und Thätigkeit im Krieg und Frieden entwickelt, daß niemand des Thrones würdiger war, als er, den Natur und Schicksal auf denselben berief. Aber seine Lage war höchst mißlich, und auf allen Seiten sah er sich von mächtigen Hindernissen umgeben, die ihm für beständig den Weg zum Thron versperrten. Er war ein Verehrer der reformirten Religion, er war in den Augen der eifrigen Katholiken ein Ketzer, der die

*) Um das Gemählde der bürgerlichen Unruhen in Frankreich zu vollenden, folgt hier diese Erzählung, welche sich an die heilige Ligue anschließt.

die französische Krone im höchsten Grade beschimpft haben würde. Der größte Theil der Katholiken, und deren waren zehenmal mehr im Königreiche als Protestanten, wollten ihn nicht anerkennen, und sogar diejenigen, die entschlossen waren, seine Rechte zu behaupten, sahen ihn so lange, bis die Stände sein Schicksal bestimmt hatten, mehr für ihren General, als für ihren König an. Der Pabst hatte ihn excommunicirt und aller Ansprüche auf die Nachfolge für verlustig erklärt. Paris war in den Händen der furchtbaren Ligue, und schon rüstete sich Spanien, der katholischen Parthey mit Waffengewalt beizustehen. Ihm selbst fehlte es an Geld und hinlänglichen Kriegsvölkern; bei dem Heere aber konnte er sich, außer dem reformirten Adel, nur auf wenige Anführer verlassen. Er konnte über seine damalige Lage mit Recht sagen; „ich bin ein König ohne Krone, ein Feldherr ohne Geld, und ein Ehemann ohne Frau.“ *)

Die heilige Ligue, welche Paris mit wilder Partheywuth beherrschte, entwarf verschiedene Plane zur Wiederbesetzung des Throns. Darinn waren alle einverstanden, daß der ketzerische Heinrich von Navarra gänzlich ausgeschlossen werden müsse; aber getheilt waren ihre Meinungen über die Einrichtung der Regierung und die Person des Regenten. Verschiedene Große verlangten Provinzen und Städte als souveraines Eigenthum. Andere machten den Entwurf, die großen Städte des Königreichs, mit Beibehaltung ihrer Privilegien, zu vereinigen, und aus diesem Bünd-

*) Das letztere bezieht sich auf seine Gemahlinn Margaretha von Valois, die Tochter Katharinens von Medici und Schwester der drei vorigen Könige von Frankreich, mit welcher Heinrich wegen ihres sittenlosen Wandels alle eheliche Gemeinschaft aufgehoben hatte.

Bündniß eine der Schweizer Eydgenossenschaft ähnliche Republik zu bilden. Noch andere waren der Meinung, daß man die großen Städte für frei und unabhängig erklären sollte, und wollten eine Regierungsform, die fast in allen Stücken der in Deutschland üblichen ähnlich war, einführen. Dem Herzog von Mayenne riethen seine Freunde, daß er sich selbst zum Könige erklären lassen möchte: aber dazu hatte er nicht Kühnheit und Entschlossenheit genug; er begnügte sich mit dem Namen eines Statthalters der Krone. Andere riethen, daß er sich mit Heinrich von Navarra unter vortheilhaften Bedingungen vergleichen sollte. Noch andere schlugen vor, daß er die königliche Armee zu gewinnen suchen müsse, um in Verbindung mit ihr Heinrichen zu nöthigen, katholisch zu werden, widrigenfalls aber einen andern Prinzen vom Geblüt zum Könige zu wählen.

In diesem Gewirre der Partheiwuth suchte auch der intrigante König Philipp der Zweite von Spanien, aus der allgemeinen Verwirrung Vortheil zu ziehen, und wo möglich sich selbst zum Herrn von Frankreich zu machen. Unversöhnlicher Freiheits- und Vernunfthaß, verbunden mit jener grausamen Habsucht, welche die Reichsten zu Bettlern macht, und mit jener wilden Verfolgungswuth, die nicht einmal der weinenden Unschuld schont, hatte er die ruhigen und stillen Niederländer wider seinen eigenen Thron empört. Mit einem Stolz, der keinen Widerspruch vertragen konnte, mit einer Macht, die alles zu zerquetschen drohte, und mit einer Wuth, die keine Grenzen, als seinen grenzenlosen Menschenwürgenden Willen kannte, hatte er seine Truppen in diese friedlichen Gefilde gegen die Einwohner, wie gegen wilde Thiere, gejagt, Leben, Freiheit, Eigenthum seiner gutmüthigen Unterthanen, an die beispiellose Härte

des

des Herzogs von Alba verhandelt, Handel und Wandel zernichtet, die ſaatreichen Fluren, und die Werkſtätte der Künſtler den wilden Verwüſtungen preis gegeben. Tauſende der Einwohner flohen hülflos in ferne Länder, tauſende ſtarben als unſchuldige Opfer auf dem Blutgerüſte; und was dem würgenden Schwerdte der Sieger entgieng, fiel unter den Foltern des allgemeinen Elends.

So wüthete Philipp gegen die unglücklichen Niederländer, und mit ſolchen Geſinnungen hatte er auch vom Anfange an die heilige Ligue begünſtigt, und ſie mit Geld und Soldaten unterſtützt. Er glaubte, daß er alle Kronen der Chriſtenheit mit dem Golde, das ſeine Unterthanen aus Indien geſchleppt hatten, kaufen könnte. Die Franzoſen gedachte er mit ihren eigenen Waffen zu unterjochen, ſeinen Vortheil aus ihren bürgerlichen Kriegen zu ziehen, und er ſah ihr Land bereits als eine neueroberte Provinz, oder als ein Königreich an, das er ſeiner Tochter Iſabelle anbieten könnte. Da er ein Schwager der drei letzten franzöſiſchen Monarchen war, ſo glaubte er Navarra leicht verdrängen zu können. Einſtweilen, und bis ſein Plan gereift war, ſah er es indeſſen gerne, daß der alte Kardinal Karl von Bourbon zum Könige ausgerufen wurde, weil er bei deſſen wahrſcheinlich ziemlich nahen Tode um ſo ſicherer hoffen konnte, das ganze Reich in ſeine Gewalt zu bringen. Vorläufig ſollte ſich der neue König verbindlich machen, dem Beherrſcher Spaniens alle ihm von den Hugonotten in den Niederlanden genommenen Städte wieder zu geben, und ihm die aufrühreriſchen Niederländer bezwingen zu helfen. Philipp wollte dagegen nicht nur ein Truppenkorps, ſondern auch monatlich fünfzig tauſend Kronen, ſo lange hergeben, bis die Hugonotten in Frankreich völlig ausgerottet ſeyn würden.

So unterhielt der stolze Philipp, während ihn die Händel mit den Niederländern schon genug beschäftigten, während sich seine Seemacht in einem geschwächten Zustande befand, während er seine Armee in Flandern nur mit Mühe bezahlte, eine enge Verbindung mit der heiligen Ligue, und schickte ihr von einer Zeit zur andern ansehnliche Geldsummen.

Alle öffentlichen Geschäfte in Frankreich wurden nunmehr unter dem Namen des Kardinal-Königes ausgefertiget, ungeachtet dieser ein Gefangener war; denn sein eigener Neffe, der König Heinrich von Navarra, hielt den Oheim in enger Verwahrung. Es wurde sogar eine Münze mit dem Namen dieses Schattenköniges geschlagen, und es kam eine Medaille zum Vorschein, worauf der Kardinal mit der königlichen Krone auf dem Haupte, und mit der Umschrift zu sehen war: Karl der Zehente, von Gottes Gnaden König von Frankreich. Mayenne selbst foderte, als Statthalter der Krone, alle Prinzen, Fürsten und Herren auf, sich mit ihm zu verbinden, um ihrem neuen katholischen Könige, ihrem einzigen rechtmäßigen und natürlichen Thronherren, den die Vorsehung und die göttliche Gerechtigkeit in die Stelle des Ketzereybeschützers gesetzt habe, den Eid des Gehorsams und der Treue feierlich abzulegen, und sich schriftlich anheischig zu machen, in der katholischen Religion zu leben und zu sterben, an ihrer Ausbreitung thätig zu arbeiten, keinem Ketzer weder mit Rath noch mit That beizustehen, und ihnen nur im Falle einer neuen aufrichtigen und vollständigen Bekehrung den Besitz ihrer entzogenen Güter wieder zu geben.

2.

Heinrich der Vierte sucht sich unter vielen Gefahren als König zu behaupten; er siegt bei Arques und erscheint vor Paris.

Heinrich von Navarra — als König von Frankreich Heinrich der Vierte genannt — belagerte inzwischen fortdaurend die Stadt, die ihn des Thrones unwürdig erkannte, und einen andern auf denselben erhob. Seine Lage war sehr bedenklich; er mußte befürchten, daß die belagerten Pariser sich mit den Belagerern verbinden, und ihn gefangen nehmen würden. Er war von Katholiken und Hugonotten umgeben, die alle einander zuwider waren, und ein gegenseitiges Mißtrauen hegten. Die einen fürchteten, daß er von ihrer Lehre abtrünnig werden möchte, und die andern hatten keine Hofnung, daß er zu der ihrigen übergehen würde. Kehrte er wieder in den Schooß der Kirche zurück, so stieß er die Hugonotten vor den Kopf, und ihr Eifer für seine Person erkaltete; hielt er es dabei mit ihnen, so würden die Katholiken geglaubt haben, daß seine Bekehrung nur die Frucht seiner Politik wäre. Jeder Entschluß war in dieser Lage gefährlich.

Heinrich verbarg die Unruhe, die in seinem Innern nagte, und verlor keinen Augenblick die kluge Fassung, die ihn allein retten konnte. Ruhig, und unter Voraussetzung der Ueberzeugung der Armee von seinen Thronrechten, gab er solche Befehle, als wenn in der Ordnung der Dinge keine Veränderung vorgegangen, und jetzt nur Einer in die Stelle des Befehlshabers und Königs getreten wäre, die vorher Zwey versehen hatten. Er setzte die Stunde fest,

wo

wo ihm die französischen Garden den Eid der Treue schwören sollten; er schrieb und schickte Abgeordnete nach Deutschland, England und Flandern, an die Schweizer und an die Republik Venedig, und machte ihnen mit der Erzählung des an dem Könige verübten Meuchelmordes seine Nachfolge bekannt. Er schwur den gewönlichen Thronеid, und empfieng die unbedingte Huldigung mehrerer katholischen Herren. Eine andere Parthey ließ sich nicht auf einen bestimmten Gehorsam gegen einen bestimmten Beherrscher ein, und eine dritte verließ Heinrichen geradehin, worunter vorzüglich der reiche Herzog von Epernon gehörte, der mit mehr als sieben tausend Mann, die er aus seinen Statthalterschaften herbei geführt hatte, aus dem Lager abzog. Sein Abschied wurde die Losung für alle unstete, zweideutige und schwache Menschen, die von ihrem ersten Rausche erwachten, und die jetzt, aufgeschreckt durch die Macht der Ligue und die Ungewißheit des Ausganges, sich von Heinrichs Heere trennten. In kurzer Zeit war das ganze Lager wie von einer epidemischen Seuche angesteckt.

Heinrich mußte es geschehen lassen, daß sich ein großer Theil des schönen Heeres, welches ihn in kurzer Zeit auf dem Throne hätte befestigen können, zerstreute. Er fühlte diesen Verlust tief, aber unerschrocken mit erhabener Seele, und mit einer weisen Sorglosigkeit über diese Ereignisse, blieb er sich selbst gleich, und entwafnete dadurch den Geist der Aengstlichkeit und Kleinmuth, der sich seines Heeres bemeistern wollte. Er ließ kein Mittel unversucht, den Herzog von Mayenne in sein Interesse zu ziehen, und ihn durch annehmliche Friedensvorschläge auf seine Seite zu bringen. Aber der Herzog war durch keine Vorstellung zu gewinnen: „Ich habe der öffentlichen Sache mein Wort gegeben, ich habs dem durch die

Ligue

Ligue einstimmig gewählten Könige Karl dem Zehenten, dem nächsten Anverwandten des Verstorbenen, geschworen; ich breche mein Wort, meinen Eid breche ich nicht," das war seine ganze Gegenantwort, die einen Mann von Festigkeit charakterisirt.

Durch den Abzug so vieler Tausende, die sich in Kurzem von Heinrichs Armee getrennt hatten, war es ihm nicht mehr möglich, Paris eingeschlossen zu halten: er mußte sich entschliessen, die Belagerung aufzuheben. Es kostete ihn viel, einen Platz zu verlassen, den er mit Ruhm behaupten, auf dem er die ganze Macht seines Ansehens, seine Rechte und Vorzüge, seinen Muth und den Werth seines Charakters geltend machen, auf dem er das Wohl seiner großen Provinzen erfechten und sichern wollte; allein ein längerer Aufschub hätte ihn unwiderbringlich in die Hände seiner Feinde geliefert. Tausend Gefahren drohten ihm in der Nähe einer Stadt, wo sein katholischer Vorfahrer an der Spitze eines mächtigen Heeres durch das Mordmesser eines Mönchs fiel. Mitten in seiner Armee brütete man über Anschläge auf sein Leben, seine Mörder standen vielleicht an seiner Seite. Seine Truppen, bis auf seinen ihm treuen Rest herabgeschmolzen, konnten nur langsam durch fremde Mächte verstärkt werden. Er mußte also auf seinen Rückzug denken.

Die Beerdigung der Leiche des gemordeten Königs gab ihm den schicklichsten Vorwand, die Belagerung von Paris geräuschlos aufzuheben. Er wandte sich mit seinem kleinen Heere nach der Normandie, um daselbst die Hülfsvölker aufzunehmen, welche er aus England erwartete, und Paris, durch die Einnahme einiger dortigen Städte, mehr einzuschliessen. Er erreichte diese Absichten, und fieng sogar an, Rouen zu belagern. Im Grunde war es ihm nicht

mög-

möglich, diese große und feste Stadt zu erobern; es war mehr ein Versuch, den er auf Verlangen des Adels in der Normandie machte. Auf einmal aber gerieth er in die äußerste Gefahr.

Der Herzog von Mayenne rückte mit einem Heere von dreissig tausend Mann, welches er in der Geschwindigkeit gesammelt hatte, gegen ihn an. Der König hatte kaum sechs tausend Soldaten beisammen. Er zog sich nach Dieppe, einem Seehafen, zurück, dessen Befehlshaber ihm ergeben war. Seine Stellung war im höchsten Grade mißlich, und selbst seine tapfersten Befehlshaber berathschlagten sich, ob er sich nicht einschiffen, und nach England flüchten sollte. Mayenne kam mit seinem Heere immer näher, und nahm alle Plätze um Dieppe weg, um es rundum einzuschliessen. Seine überlegene Anzahl, der Heinrich nur ein fliegendes Korps entgegen setzen konnte, versprach ihm den glücklichsten Erfolg. Seine Truppen von der Gewißheit des Sieges beseelt, und von dem Eifer der Pariser reichlich mit Geld und Proviant unterstützt, erwarteten mit Ungeduld unter einem erfahrnen Feldherrn die Stunde des Kampfs. Mayenne ließ sogar mit einer Zuversicht, woran seine sonst gewönliche Bescheidenheit nicht erröthete, das Gerücht verbreiten, und er schrieb sogar an alle auswärtige Fürsten: er hätte den Bearner (so nannte man verächtlich Heinrich den Vierten) in eine Ecke getrieben, woraus er sich nur gefangen oder durch einen Sprung ins Meer retten könnte. Die Pariser Bürger aus der St. Denisstrasse vermietheten bereits ihre Fenster sehr theuer an Leute, die den Bearner, an Händen und Füssen gebunden, wollten vorbei führen sehen, wenn Mayenne als Sieger zurück kommen und seinen Einzug in Paris halten werde.

Alle Redlichgesinnten zitterten vor dem Schicksale ihres geliebten Königes; Furcht und Angst hatten sich Aller bemächtiget, die nicht in die Ligue verflochten waren. Nur Heinrich stund unter dem Schrekken seiner eigenen Truppen, unter dem Wehklagen seiner Parthey, wie ein Felsen im Meer, woran die tobenden Wellen schäumend zurückschlagen. Er war nie heiterer, nie ruhiger gewesen. Fest entschlossen, seinen Posten bis auf den letzten Mann zu behaupten, und durch einen kühnen Streich die Schwäche seiner Armee zu heben, verschanzte er sich in dem Dorfe Arques, nicht weit von Dieppe. Mayenne grief ihn an beiden Orten an, und wurde mit großem Verlust zurückgeschlagen. Der König und sein ganzes Heer hatten durch ihre Tapferkeit zu dem glücklichen Ausgange dieses Gefechtes so viel beigetragen, als das Heer der Ligue durch die Uneinigkeit seiner Anführer, durch seine langsame Anstalten, und schlechte Uebung im Kriege sich selbst geschadet hatte. Heinrichs ruhiger und aufgeweckter Muth wußte seinen Soldaten gleiche Gesinnungen einzuflößen. Als er vor dem Treffen einen feindlichen Befehlshaber gefangen bekommen hatte, verwunderte sich dieser, so wenige Soldaten um den König zu sehen. „Sie sehen nicht alle, antwortete der König, denn sie zählen Gott und mein Recht nicht dazu, die mir beistehen.“

Die wichtigste Folge dieses siegreichen Gefechts war der gestiegene Muth seiner Truppen, und die Achtung, die er seinen Feinden und dem Auslande in einem so kritischen Augenblick einflößen mußte. Die Schweizer-Kantons, die Republik Venedig und England erkannten ihn als König, und es vereinigten sich mit ihm ohne Verzug vier tausend Engländer mit Munition und Lebensmitteln.

In

In Paris wartete man inzwischen mit gespannter Erwartung auf die Siegesbothschaft. Bald hatte man ausgestreut, daß Heinrich über die Bedingungen, sich gefangen zu geben, kapitulire; bald, daß er wirklich gefangen sey; bald, daß er im Triumph aufgeführt werden würde. Man brannte vor Begierde, den Bearner zu sehen. „Die Pariser sollen mich sehen," sagte Heinrich, brach plötzlich auf, und erschien mit einer Abtheilung seiner Truppen vor Paris, das sich in süße Träume über falsche Berichte eingewiegt hatte, und sich durch Spottlieder über den geschlagenen König ergötzte. Alle Vorstädte sollten nach seinem Befehle auf einmal erstürmt, und so der Schreck von jeder Seite der Stadt gleich stark verbreitet werden.

Die Freude der Pariser ward nun auf einmal in die bängste Furcht verwandelt. Die Stadt war von aller Besatzung entblößt, und man konnte von keiner Seite Hülfe erwarten. Die Gemüther waren mit Angst und Furcht erfüllt, weil sich kein Anführer von hinlänglichem Ansehen vorfand, um die Volksmasse gehörig zu leiten, und die nöthigen Vorkehrungen zu treffen. Endlich ward beschlossen, die Vorstädte zu vertheidigen. Das Volk, Groß und Klein, und sogar die Geistlichen, griffen zu den Waffen; man vertheilte dasselbe mit der möglichst besten Ordnung in den Verschanzungen. Am Tage aller Heiligen vor Tages Anbruch ließ Heinrich angreifen, und in kurzer Zeit war der Sieg für ihn entschieden. Es wurde ein schröckliches Blutbad unter der verwirrten Menge angerichtet, die sich kaum noch zu rechter Zeit zurück ziehen konnte, bevor die Thore der Stadt geschlossen wurden. Es blieben mehr als neun hundert Pariser auf dem Platze, und vier hundert wurden zu Gefangenen gemacht. Wahrscheinlich würde Heinrich sich der ganzen Stadt bemächtiget haben, wenn er, mit

Kanonen versehen, die Thore hätte einschießen können. Sobald er die Vorstädte betrat, machte er allen Gewaltthätigkeiten ein Ende; zwei Stunden nach seiner Ankunft war die Ruhe daselbst wieder so vollkommen, daß seine Soldaten mit den Bürgern gemeinschaftlich die Kirchen besuchten. Er zog zwar von Paris weg, da der Herzog von Mayenne am folgenden Tage aus der Picardie wieder in der Hauptstadt angelangt war; allein nicht eher, als bis er demselben vergeblich eine Schlacht angeboten hatte. Eine beträchtliche Anzahl Städte fielen in seine Hände, und wahrscheinlich würd' er die Ligue bald unterdrückt haben, wenn es ihm nicht an Geld gefehlt hätte. Dieser Mangel nöthigte ihn, sein Heer, wenn es einige Monate gedient, und sowohl Sold als Beute aufgezehrt hatte, aus einander gehen zu lassen, damit es sich erholen, und in andern Gegenden die Städte gegen die Ligue vertheidigen möchte. Diese besondere Art Krieg zu führen, verlängerte denselben auf mehrere Jahre.

3.

Die Schlacht bei Ivri.

Das Jahr ein tausend fünf hundert und neunzig zeichnete sich sowohl durch all das Elend, das bürgerliche Kriege zu begleiten pflegt, als durch große Begebenheiten aus. Der natürliche Lauf der Dinge brachte es mit sich, daß in demselben alle Kräfte aufgeboten wurden, und das Kriegsfeuer viel heftiger losbrach.

In Paris, dem Hauptsitz aller Intriken, berathschlagte man sich, wer nach dem (vermuthlich nicht sehr fernen) Tode des alten gefangenen Kardinals, den man Karl den Zehenten nannte, König seyn sollte?

Hier

Hiebei dachte Philipp der Zweite von Spanien einen politischen Meisterstreich zu machen. Da seine dritte Gemahlinn eine Schwester Heinrichs des Dritten gewesen war, so behauptete er, der Thron von Frankreich gehöre seiner mit ihr erzeugten Tochter; er drang daher in die Ligue, diese als rechtmäßige Königinn anzuerkennen, und ihn selbst zum Protector des Reichs zu machen. Er sparte weder Bestechungen noch Hülfsversprechungen, um seinen Zweck zu erreichen. Dazu war noch ein päbstlicher Legate in Paris, der mit ungemessenem Stolz sich so betrug, als ob er die Krone von Frankreich allein zu vergeben habe. Durch seine Machinationen und Kabalen ward das Volk immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzt, und die endliche Ausgleichung immer weiter verschoben. Die Sorbonne entblödete sich nicht, durch ein Dekret alle diejenigen zu exkommuniciren, die Heinrichen als König anerkennen würden.

Alle Anschläge der Ligue und seiner Feinde überhaupt waren nicht im Stand, Heinrichs ruhige Fassung zu erschüttern. Dem Exkommunications-Dekrete der Sorbonne setzte er ein anderes entgegen, wodurch er jeden als einen Majestätsverbrecher zu behandeln drohte, der sich mit dem päbstlichen Legaten einlassen würde, und um der Drohung Gewicht zu geben, eroberte er immer mehr Städte um Paris, und foderte seine Feinde zu einer Schlacht heraus. Mayenne wagte es aber nicht, ihm im offenen Felde entgegen zu gehen, er konnte sich es nicht verbergen, daß er, die Ueberzahl abgerechnet, dem Könige und seinen Soldaten in jedem Betracht nachstehe. Endlich zwang ihn aber doch das ungestümme Verlangen der Einwohner von Paris, des päbstlichen Legaten und der Spanier, die ihn aus den Niederlanden mit sieben tausend Mann ihrer besten Völker verstärkten,

seine

seine Gesinnung zu ändern. Er zog dem Könige entgegen, und bei dem Flecken Ivri an der Eure stiessen die beiden Heere so nahe auf einander, daß keines dem andern ohne ein Treffen ausweichen konnte. Heinrich hatte nur zehen tausend Soldaten, das Heer der Ligue hingegen war sechzehn bis siebenzehen tausend Mann stark. Mit Trompetenschall und Trommelschlag, welche den Tag ankündigten, stellten sich die Heere in Schlachtordnung, entschlossen, sich in der Vertheidigung der Sache, die jeder Theil ergriffen hatte, aufzuopfern.

Heinrich ritt auf einem großen kastanienbraunen Pferde in ganzer Rüstung, aber mit unbedecktem Gesichte und Haupte durch alle Reihen, empfahl mehr durch Blick und Geberde, als durch Worte, welche die Menge nicht wohl hören konnte, dem Heere, auf welchem seine ganze Macht und alle seine Hofnungen beruhten, sein eigenes Glück und ihr gemeinsames Heil. Er führte den Hauptleuten und den Soldaten, welche ihn hören konnten, mit einem furchtlosen Gesichte und öfters mit thränendem Blick zu Gemüthe, daß die Wohlfahrt der Krone von Frankreich und ihr eigenes Heil von ihrem Degen und ihrer Tapferkeit abhange; er habe kein anderes Heer in Bereitschaft und keinen andern Adel mehr, welcher die Waffen ergreifen könnte: es bleibe auch kein anderes Rettungsmittel übrig, als bis zum letzten Athemzuge zu kämpfen. Zuletzt hielt er an der Spitze des Treffens stille, faltete die Hände, richtete seine Augen gen Himmel, und sprach mit so lauter Stimme, daß es viele hörten: „Gott, du kennst meine Gedanken, und erforschest das Innerste meines Herzens: gereicht es zur Wohlfahrt meines Volkes, daß ich die Krone erlange, welche mir von Rechtswegen gebührt, so begünstige, so beschütze die Gerechtigkeit meiner Waffen;

sen; hat aber dein Wille ein anderes beschlossen, so nimm mir diese Krone, nimm mir aber auch zugleich das Leben, damit ich kämpfend an der Spitze derjenigen mein Blut vergieße, welche sich aus Liebe zu mir so großen Gefahren aussetzen." Als er diese Worte gesprochen hatte, erhoben die ersten Reihen des Treffens, welche sie gehört hatten, ein allgemeines Geschrei: „Es lebe der König!" welches mit lebhaftem Enthusiasmus von dem ganzen Heere wiederholt wurde.

Als Heinrich seinen Kopf mit dem Helme bedeckt hatte, über den ein großer weißer Federbusch herabwehte, um sich allen kennbar zu machen, redete er die Schwadronen, welche er selbst anführte, mit den Worten an: „Kameraden, wenn ihr heute euer Leben für mich wagt, so wage ich auch das meinige für euch: ich will entweder siegen oder mit euch sterben. Ich bitt' euch, behauptet eure Stellung tapfer; und wenn die Hitze des Gefechts euch aus derselben verdrängt, so sammelt euch schnell wieder. Solltet ihr auch eure Fahnen und Standarten verlieren, so verliert nur diesen Federbusch nicht aus dem Gesichte; ihr werdet ihn beständig auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden." Als man ihm sagte, er habe bei seiner Disposition für die Schlacht auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiederte er: „Keinen andern Abzug als über das Schlachtfeld hin!"

Der Kampf war lange hartnäckig und unentschieden. Heinrich und Mayenne boten im Wettfluge ihre ganze Kräfte auf, bis endlich Heinrichs Geistesüberlegenheit über Mayennes Stärke siegte. Ueberall, wo die Gefahr am größten war, sah man den weissen Federbusch wehen; der König warf sich in die dicksten feindlichen Haufen, lenkte die Schlacht mitten unter

sei-

seinen Truppen, hieb zuerst ein, tödtete mit eigener Hand den Stallmeister des spanischen Anführers, und rief in dem entscheidendsten Gewühle seinen Kriegsgefährten zu: „Freunde, ihr müßt nur die Pistolen brauchen; je mehr Feinde, je mehr Ruhm.“ Seine Artillerie, die neunmal mehr als die gegenseitige feuerte, trug zu der gänzlichen Niederlage des Feindes am meisten bei. Vornemlich wurde auf die Spanier Jagd gemacht. Mehrmals rief Heinrich, als sich der Sieg auf seine Seite neigte: „Haut die Ausländer nieder, schont die Franzosen!“ Diese Worte wurden durch das ganze Schlachtfeld, und alle Reihen und Glieder wiederholt. Jeder bewunderte selbst in der Hitze des Treffens diese ungemeine Großmuth des Königs, und alle Franzosen, welche sich gutwillig ergaben, wurden begnadiget.

Als das königliche Heer vom Schlachtfelde Meister geworden war, brachte Heinrich seine Eskadrons wieder in Ordnung, und marschirte nach Ivri, wohin sich die Feinde zurückgezogen hatten. In diesem Orte herrschte eine fürchterliche Verwirrung und ein entsetzlicher Lärm, weil Mayenne nach dem Uebergange über den Fluß die Brücke hatte abwerfen lassen, damit ihn die Feinde nicht verfolgen könnten. Die große Menge der Flüchtigen, die Enge des Orts und der große Koth verhinderte und erschwerte die Flucht. Während dieser Wirre kam die königliche Infanterie an, welche, noch triefend vom Blute, die Feinde wüthend angrief. Viele, welche die Furcht hinrieß, versuchten es, über den durch den Regen angeschwollenen Fluß zu setzen, in welchem aber der größte Theil ertrank. Die Reuter, welche sich einer gleichen Gefahr nicht aussetzen wollten, schnitten ihren Pferden die Beine ab, um sich aus denselben eine Verschanzung zu machen, und beschlossen, jetzt Beweise von

Tap-

Tapferkeit und Standhaftigkeit zu geben, welche sie in der Schlacht hätten an den Tag legen sollen. Das Gefecht dauerte länger als eine Stunde. Die königlichen Büchsenschützen, welche sie von vortheilhaften Posten auf allen Seiten beschossen, richteten eine solche Niederlage unter den Reutern an, daß nur sehr wenige mit dem Leben entkamen. Aber auch von Seite der Sieger kostete es Blut: denn diejenigen, welche sich zu hitzig vorwärts wagten, erstickten entweder in dem Kothe und zwischen den Körpern der Erschlagenen, oder wurden durch Pistolenschüsse der Reuter getödtet.

Heinrichs Sieg war indessen vollkommen. Von Seiten der Ligue kamen auf dem Schlachtfelde und bei dem Uebergange über den Fluß mehr als sechs tausend Mann um. Den Siegern fielen zwanzig Fahnen der Kavallerie, vier und zwanzig Fahnen der Schweizer, sechzig französische, acht Kanonen, alles Gepäcke und Munition in die Hände. Auf königlicher Seite stieg die Zahl der Gebliebenen nicht auf fünf hundert. Alle Befehlshaber wetteiferten mit dem Könige, und er, die Seele des Ganzen, er, der den Sieg allein sich verdanken konnte, war zu bescheiden, seine Lorbeere ungetheilt zu lassen. Er zog noch am Tage der Schlacht seine Generale an seine Tafel, und sagte zu ihnen: „Setzen Sie sich, meine Herren; Sie haben heute meine Hochzeit mit Ihrer Gegenwart beehrt; ich halt' es also für meine Pflicht, Sie zu bewirthen."

4.

Würkungen der Schlacht bei Ivri. Blokade von Paris.

Der entſcheidende Sieg, den Heinrich bei Ivri erfochten hatte, erfüllte die ganze Parthey der Ligue mit Schrecken und Beſtürzung. Selbſt Mayenne's Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück war ſo erſchüttert, daß er ſeinen Kummer nicht unterdrücken konnte. Seine Armee war zerſtreut, und er hatte die Kraft verloren, an der Spitze derſelben den Spöttereyen zu trotzen, die ſeine Niederlage begleiteten. Städte, die dem Eindringen des Feindes noch lange hätten widerſtehen können, waren jetzt den Siegern preis gegeben. Ein großer Theil von Mayenne's Ergebenen mußte bei ſeinem Feinde die Mittel zur Befriedigung ſeiner Bedürfniſſe betteln. Alle Leidenſchaften der Furcht und des Schreckens hatten ihr freies ungehindertes Spiel, kein Strahl von Hofnung erhellte die düſtern Ausſichten der Zukunft mehr. Eine neue Unruhe verurſachte dem Beſiegten der Tod des alten Kardinals von Bourbon, jenes gefangenen Titularkönigs, der nie Königsrechte ausgeübt hatte, denn nun ließ ſich voraus ſehen, daß Philipp von Spanien eine Wahl betreiben würde, die ſeinen eigenen Abſichten entgegen war, und zu deren Hintertreibung ihm die Kraft ermangelte. Er begab ſich, von den ſchmerzlichſten Gefühlen zerriſſen, nach der Picardie, um ein neues Heer zu ſammeln, und ließ den Herzog von Nemours, ſeinen Bruder, zur Vertheidigung der Hauptſtadt zurück.

Hatte Heinrichs Sieg alle ſeine Gegner in die äußerſte Beſtürzung verſetzt, ſo mußte natürlich nirgend der Schrecken größer ſeyn als in Paris. Kein

Bewohner dieser empörten Stadt konnte sich Schonung von einem Sieger versprechen, den man so verleumdet, so verfolgt und gemißhandelt, den man vom Throne gestoßen, und gegen den man den Fluch des Pabsts und den Ehrgeitz Philipps bewafnet hatte. Heinrichs Heeresmacht mehrte sich mit seinem Glücke, das den Geschlagenen flieht, und mit dem Glücke stieg sein Muth. Alle Städte, die auf seinem Zuge lagen, unterwarfen sich freiwillig, oder wurden genommen. Die freie Zufuhr nach Paris ward immer mehr gehemmt; alle Zugänge zur Stadt mehr gesperrt; keine Armee war in der Nähe, die sie entsetzen, und kein Mittel, was der Hungersnoth steuern konnte.

Da der Hunger der stärkste Sporn ist, das Volk zu einem Aufstande zu reitzen, und dasselbe ohne vieles Bedenken, seinen gegenwärtigen Vortheil der Ehre vorzieht, so besorgten die Häupter der Ligue mit Recht, daß es nunmehr geneigt seyn dürfte, mit dem ketzerischen Könige in Unterhandlungen zu treten, und einen Vergleich einzugehen. Auf die erste Nachricht von der verlornen Schlacht sannen sie daher auf Mittel, einer Gährung in den Gemüthern des großen Haufens vorzubeugen. Es ward beschlossen, daß die Prediger, auf welche das Volk ein großes Vertrauen setzte, in dem Laufe ihrer Predigten zuerst die Nachricht von der verlornen Schlacht verkündigen, und durch die Kunstgriffe ihrer Beredsamkeit suchen sollten, die Gemüther zu beruhigen und zu ermahnen, den Schlägen des Schicksals standhaft zu widerstehen. Der Pater Christino entsprach zuerst dieser Absicht listig genug. Im ersten Theile seiner Predigt erinnerte er seine Zuhörer unter andern an die Worte der Schrift: „welchen der Herr lieb hat, den züchtiget er!“ paraphrasirte sie ausführlich, und brach dann in die

Pro-

Prophezeihung aus, daß Gott nicht ermangeln werde, den Glauben und die Standhaftigkeit der Pariser auf die Probe zu stellen. Er zeigte durch mehrere Beispiele aus der Schrift, wie Gott gewönlich die Standhaftigkeit seiner Auserwählten auf die Probe gesetzt habe. Beim zweiten Theil seiner Rede kam er auf die Kanzel mit einem Briefe in der Hand, als wenn er denselben so eben erhalten hätte, und bedauerte, daß er an diesem Tage nicht den Prediger, sondern den Propheten gemacht, und daß Gott durch seinen Mund dem Pariser Volk die Versuchung habe ankündigen lassen, welche demselben bevorstehe. Er könne also nicht ohne großes Leidwesen bekannt machen, daß das katholische Heer in einem vor zwei Tagen vorgefallenen Treffen den Kürzern gezogen habe. Nach dieser Ankündigung bot er die ganze Stärke seiner Beredsamkeit auf, und ließ so kräftige Ermahnungen und Bitten an das Volk ergehen, daß es nicht nur keine Bewegung machte, sondern auch die größte Bereitwilligkeit zeigte, Paris und die Religion standhaft zu vertheidigen, ohne die bevorstehende Belagerung und die Schrecknisse einer Hungersnoth zu fürchten.

Diese Stimmung der Gemüther war sehr nöthig, denn immer näher kam Heinrich mit seinem siegreichen Heere der Hauptstadt, und schnitt ihr schon von ferne die Lebensmittel ab. Man wollte doch nicht unversucht lassen, durch Unterhandlungen — die gewönliche Zuflucht der Schwachen! — den Sieger aufzuhalten und Zeit zu gewinnen, um sich zum Kampfe zu rüsten. Allein Heinrich durchschaute die betrügerischen Plane seiner Feinde, und war nicht zu bewegen, den Lauf seiner Waffen zu hemmen. Jemehr seine Feinde sich bestrebten, einen Waffenstillstand zu bewirken, desto weniger war er geneigt, sie zu Athem kom-

men zu lassen. Jemehr die Häupter der Ligue darauf bedacht waren, Zeit zu gewinnen, um frische Truppen auf die Beine zu bringen und Hülfsvölker an sich zu ziehen, um so mehr hoffte er, sich der Hauptstadt durch eine Belagerung, und zwar ohne Widerstand und Blutvergießen, zu bemeistern.

Da durch Unterhandlungen das Ungewitter nicht abgewendet werden konnte, so machten die Pariser mit desto größerer Betriebsamkeit alle nöthigen Vorkehrungen, um eine so schwere Belagerung auszuhalten, als jetzt bevorstund. Die günstige Stimmung der Gemüther, in welche das Volk durch die fanatischen Priester und durch die Zuflüsterungen der Häupter der Ligue versetzt worden war, wurde durch die vielfachen Dekrete der Sorbonne und die Protestationen des päbstlichen Legaten erhöhet, in welchen es hieß: daß man sich mit Ketzern nicht in einen Vergleich einlassen könnte, ohne sich selbst zu verdammen; daß man einen König nicht anerkennen dürfe, welcher sich zu einer andern Religion bekenne, ein hartnäckiger Anhänger derselben, ein Verfolger der Kirche und ein Feind des apostolischen Stuhls sey. Diese Sätze, welche fast jede Stunde auf den Kanzeln und in Gesellschaften ertönten, setzten die Gemüther in eine ausserordentliche Bewegung, und bestärkten sie in dem Vorsatze, jeder Gefahr Trotz zu bieten, die Kriegsstrapazen, und selbst das, was unvermeidlich und das schröcklichste war, das äußerste Elend einer wüthenden Hungersnoth zu ertragen. Man duldete sogar keinen, welcher sich erkühnte, das Gegentheil zu behaupten, und gieng so weit, daß Viele, welche sich entfallen ließen: es sey besser, einen Vergleich einzugehen, als Hungers zu sterben, und heilsamer, einen Frieden zu schließen, als die Belagerung auszuhalten, von dem wüthenden Volke als Verdammte,

als

als Feinde des katholischen Glaubens, und als solche, die von dem Gifte der Ketzerey angesteckt seyen, entweder öffentlich hingerichtet, oder in den Fluß geworfen wurden.

Da die Häupter der Ligue die gute Stimmung des Volks durch äußere Umstände zu einem hohen Grade von Begeisterung erheben wollten, so wurde auf Befehl des päbstlichen Legaten eine zahlreiche und feierliche Procession, um den göttlichen Beistand in dieser so dringenden Noth anzurufen, veranstaltet, welcher die Bischöfe, die Priester, Mönche und Religiosen beiwohnten. Ueber ihre gewönliche Kleidung trugen sie Kürasse, und waren mit Büchsen, Degen, Hellebarden, und mit allen Arten von Angriffs- und Vertheidigungswaffen ausgerüstet. In diesem sonderbaren Aufzuge zog die feierliche Procession, unter Absingung von Lobgesängen, unter Läutung aller Glokken, und unter Abfeurung des kleinen Gewehrs durch alle Straßen. Der Bischof von Senlis und der Prior der Kartheuser eröffnete den Zug mit dem Kruzifixe in der einen, und der Hellebarde in der andern Hand. Die ältern folgten gleich nach ihnen: ein drohender Blick, funkelnde Augen, zusammengeknirschte Zähne und stolze kriegerische Geberden vertraten die Stimmung ihrer Seele. Gleich an diese schloß sich die jüngere Geistlichkeit an, deren Lebhaftigkeit des Charakters mit der Wichtigkeit ihres Amtes auf eine lächerliche Art kontrastirte. Unter den heiligsten Gesängen, welche die friedlichsten Lehrer der Religion bezeichneten, ergoß sich dieser Zug in die eckelhaftesten und schmutzigsten Verunglimpfungen ihres Feindes, und gab sich den Namen: streitende Kirche. Oft wiederholte er die Worte Hiobs: das Leben ist ein ewiger Kampf, wofür es einst in der triumphirenden Kirche (im Himmel) belohnt werden wird.

Nach

Nach dieser Procession stellte man eine andere an, welcher alle Magistratspersonen von Paris, der Herzog von Nemours, Gouverneur der Stadt, und die übrigen Anführer der Truppen beiwohnten. Es wurden dabei die Reliquien der Heiligen herum getragen, ein hohes Amt in der Kathedralkirche gehalten, und von allen Anwesenden mit einem feierlichen Eide bekräftiget, die Stadt bis auf den Tod zu vertheidigen, ohne je von Uebergabe oder von einem Vergleiche mit einem ketzerischen Könige zu sprechen, das Elend, die Gefahr und die Noth möchte auch noch so groß seyn.

Die Vertheidigung von Paris, dessen Bevölkerung auf dreimal hundert tausend Menschen berechnet wurde, beruhte vorzüglich auf der Einigkeit und Standhaftigkeit des sehr zahlreichen Volks, welches von lange her an die Waffen gewöhnt, in eben so viele Kompagnien als Quartiere eingetheilt war, und unter der Anführung seiner Obrigkeiten sich mit der größten Bereitwilligkeit zu allen kriegerischen Unternehmungen gebrauchen ließ. Das Beispiel der Priester und Mönche, welche in Rüstung auf den Wällen Wache thaten, entflammte den Muth des Volks in einem solchen Grade, daß es sich eines jeden zur Vertheidigung der Stadt, nöthigen Dienstes unterzog. Man spannte doppelte Ketten über die Seine bei dem Eingange und Ausgange dieses Flusses durch die Stadt, stellte die Mauern und Wälle her, errichtete an schicklichen Oertern Bollwerke, ebnete einige Theile der Mauern, und führte an den gefährlichsten Oertern Kanonen auf. Bei allen diesen Verrichtungen bewiesen die Bürger eine unbeschreibliche Thätigkeit. Aber von dieser Seite befürchteten die Häupter der Regierung nichts, weil jeder versichert war, daß Heinrich es nicht wagen würde, die Stadt mit Sturm einzunehmen. Größer

waren

waren die Besorgnisse wegen einer Hungersnoth; und allerdings konnte eine so große Volksmasse, wenn sie die Hallen und Märkte von Brod, die Bänke von Fleisch, die Seine von Früchten, Wein und andern Gemächlichkeiten des Lebens, die sich der Pariser am wenigsten versagen kann, entblößt fand, leicht gegen ihre Anführer aufgehetzt, und zu den ungestümmsten Foderungen durch die Wuth des Hungers hingerissen werden. Und da schon jetzt der Preis des Kornes auf einen hohen Preis gestiegen war, und das Volk von bloßem Brode leben mußte, so that man alles mögliche, um einer Hungersnoth vorzubeugen. Ein eigener Ausschuß mußte über eine wirthschaftliche Vertheilung des Getreides wachen. Auf Befehl der angestellten Obrigkeit wurden alle Häuser, ohne Rücksicht auf Stand und Charakter, durchsucht, und der Ueberfluß in ein Stadt-Nothdurftsmagazin für jedes Stadtviertel zusammen getragen. Jesuiten und Kapuziner mußten ihre Vorrathshäuser ausleeren, und zur allgemeinen Spende der Dürftigen beitragen. Die Kirchen und Pfarrhäuser öffneten ihre Schätze, und das geschlagene Geld wurde verhältnißmäßig vertheilt. Der päbstliche Legate theilte fünfzig tausend Gulden unter die Armen aus, und ließ sein eigenes Silberwerk in die Münze bringen, um den Nothleidenden zu Hülfe zu kommen. Der spanische Gesandte ließ täglich für hundert und zwanzig Thaler Brod austheilen. Die Prinzessinnen und reichsten Herren thaten alles mögliche, um der Noth des Volks zu steuren, und verkauften ihr Hausgeräthe, ihre kostbarsten Kleider und Edelgesteine.

So groß und allgemein war die Erbitterung gegen einen ketzerischen König, von dessen Glaubenslehre man keine Tugenden erwartete!

5. Fürch-

5.

Fürchterliche Hungersnoth in Paris. Eroberung der Vorstädte.

Heinrich hatte nur sechzehn tausend Mann, als er gegen Paris anrückte; mit dieser schwachen Macht konnte er keine Stadt belagern, die dreimal hundert tausend Menschen in sich faßte. Ein Sturm hätte ihn vielleicht schnell zum Ziele geführt; aber er konnte sich nicht entschließen, die Hauptstadt seines Reichs den fürchterlichen Uebeln einer stürmenden Eroberung preis zu geben. Er schloß daher die Stadt immer enger ein, und hoffte sie durch die gehemmte Zufuhr aller Lebensmittel in Kurzem in seine Gewalt zu bringen.

So groß die Vorsicht war, mit welcher die Häupter der Ligue dem drohenden Mangel zu begegnen trachteten, so waren doch alle ihre Vorkehrungen unzureichend. Bei der großen Volksmenge und der täglichen Konsumtion waren die Vorräthe bald erschöpft, und die von allen Seiten immer enger eingeschlossenen Pariser fiengen an, die Schrecknisse der Hungersnoth zu empfinden, und sie fanden in der Bitterkeit ihres gegenwärtigen Schicksals keine andere Zuflucht als ihre Standhaftigkeit. Täglich machten sie mehrmals Ausfälle aus der Stadt, und suchten Getreide, Früchte oder andere Lebensmittel, selbst todte auf dem Felde liegende Pferde hinwegzunehmen: aber selten gelang es ihnen. Der König, immer wachsam, tödtete die Plünderer entweder, oder trieb sie in die Stadt zurück. Man wußte, daß der Scheffel Korn in der Stadt nun sieben und zwanzig Thaler, und die übrigen Lebensmittel um einen nach Verhältniß hohen Preis verkauft wurden. Dieß war für die Gewinnsucht zu anlockend, als daß nicht nur die

Fremden und die Anhänger der Ligue, sondern auch die Feinde derselben und die Anhänger des Königes hätten suchen sollen, kleine Quantitäten von Getreide und Fleisch in die Stadt zu bringen, welches aber sehr selten gelang, und für die Pariser von keinem Belang war, deren Elend zu einer Höhe heranwuchs, welche nur die Hoffnung eines nahen Entsatzes erträglich machen konnte. Die Häupter der Ligue thaten auch alles mögliche, um diese Hofnung lebendig zu erhalten. Bald ließen sie das Gerücht verbreiten, daß spanische Hülfstruppen auf dem Marsche begriffen seyen, um Paris zu entsetzen; bald hieß es, daß Transporte von Lebensmitteln für die Stadt im Anzuge seyen; bald erscholl eine Nachricht, daß ihre Parthey einen Vortheil oder Sieg über die Feinde errungen habe. Täglich kamen Briefe und Boten an; man vermischte wahre Neuigkeiten mit falschen, verkündigte sie von den Kanzeln, verbreitete sie von Posten zu Posten, und hielt das Volk einige Tage mit solchem Truge hin. Da aber die Noth immer zunahm, so gaben vernünftige Leute denselben kein Gehör mehr: durch die Stadt ertönten nichts als Klagstimmen, und man bemerkte nicht undeutlich die Symptome des allgemeinen Mißvergnügens.

Schon dauerte die Belagerung sechs Wochen. Aller Vorrath von Korn war in der Stadt aufgezehrt, und dem Volke blieb zu seiner Nahrung nichts übrig, als eine kleine Quantität Haber, der auf den Mühlen in der Stadt gemahlen wurde. Man machte daraus theils Brod, theils eine Suppe, wozu man als Leckerbissen Pferds- Hunds- und Maulthierfleisch aß. Man behielt keine andere Pferde, als diejenigen, welche zum Militärdienste unentbehrlich waren; die übrigen wurden öffentlich verkauft, und waren bald ein seltener Leckerbissen auf den Tafeln der Großen.

In

In äußerstem Elend schmachtete das gemeine Volk, das nichts verdienen konnte, kein Geld und kein Brod hatte, und wie die Thiere das Gras auf den Höfen, Straßen und Wällen abweidete. Auch dieß reichte für eine so große Volksmenge nicht hin, und war selbst nicht einmal nahrhaft, weil es die Sommerhitze ausgetrocknet hatte, sondern vielmehr vergiftend, und verursachte Erbrechen und Blutflüsse. Man sah, wie diese Unglücklichen, mit abgezehrten und schwindsüchtigen Körpern, in einem Augenblicke auf den Strasen todt zur Erde fielen; ein schrecklicher Anblick, der auch das grausamste Herz würde erweicht haben! Nichts desto weniger waren die Häupter der Regierung, der päbstliche Legat und der spanische Gesandte so hartnäckig, daß sie an gar keine Uebergabe dachten, sondern sogar mit der äußersten Strenge gegen diejenigen verfuhren, welche solche Wünsche laut werden ließen. So mußte ein Advokat nebst einigen andern, welche in der Nähe des versammelten Rathes, aus Verzweiflung riefen: „Brod oder Frieden!“ diese Kühnheit mit dem Leben büßen.

Das Volk, welches den Tod im Gesichte trug, duldete mit namenloser Hingebung; von fanatischen Priestern umlagert, rühmte es sich sogar seiner Leiden, weil es dieselben für das glorreichste Märthyrthum hielt, um die Seele zu retten, und die Religion zu vertheidigen. Indessen gab es doch einige, die ihr Elend weniger standhaft ertrugen, und durch den namenlosen Jammer, der alles verzehrte, wurden mehrere zu mildern Gesinnungen geleitet. Diese suchten einen Aufruhr zu erregen, um entweder Vergleichsunterhandlungen anzuknüpfen, oder sich dem Könige zu unterwerfen. Sie verkündigten dem Volke den unvermeidlichen Hungertod, setzten es in Schrecken, sammelten einen Anhang, und beschlossen, sich eines Morgens

zusammen zu rotten, und die Häupter der Regierung in ihrem Versammlungssaale zu ermorden. Ein Priester erhielt insgeheim von diesem Komplott Nachricht, und theilte sogleich die Entdeckung den Oberhäuptern der Ligue mit. Es wurden in alle Stadtviertel Wachen vertheilt, und der Herzog von Nemours ritt durch alle Quartiere und traf die nöthigen Vorkehrungen. Die Verschwornen erschienen dem ungeachtet in großer Anzahl zur bestimmten Zeit, schrieen um Brod oder Frieden, und drohten, den Rath in Stücken zu hauen, wenn man ihnen nicht willfahre. Aber die Soldaten rückten herbei, ergriefen die Häupter des empörten Haufens, und die augenblickliche Strafe des Galgens, welche an ihnen vollzogen wurde, stillte den Aufstand. Das Volk zerstreute sich von selbst, und die Stadt war von der Gefahr befreit, aber die Häupter der Regierung nicht von der Besorgniß, daß die Hungersnoth noch mehrere solche Aufstände veranlassen möchte, indem die Lage der Stadt täglich schlimmer und bedenklicher wurde, und gar kein Strahl von gewisser Hoffnung zum Entsatze leuchtete.

Die außerordentliche Hitze, welche in diesem Jahre auf ein anhaltentes Regenwetter folgte, vermehrte eben so stark die in der Stadt herrschenden Uebel, als sie die Reife der Früchte auf dem Felde beschleunigte. Die Belagerten, welche Tag und Nacht auf den Wällen Wache hielten, bemerkten es, und machten in verschiedenen Rotten mit und ohne Waffen, zu Pferd und zu Fuß, Ausfälle, um die Frucht abzumähen, und einen Theil derselben wenigstens zurück zu bringen. Aber die Wachsamkeit des königlichen Heeres, allen Ausfällen zu begegnen, war zu groß: man steckte die Fruchtfelder in Brand, und trieb die Weiber und Kinder, welche heimlich Getreide zu sammeln suchten, mit Büchsenschüssen zurück, so daß

man

man auf dem Felde nichts als Brand und Mordscenen erblickte. Es gelang also den Parisern nicht, die Früchte des Feldes einzusammeln, ausgenommen jene, welche unter den Kanonen der Wälle stunden: die Erndte war aber so unbeträchtlich, daß sie nur auf vier bis sechs Tage hinreichte, der Noth zu steuern. Nach Verfluß dieser Zeit fieng die Hungersnoth an gräßlicher und tödtender als jemals zu wüthen. Von dem Mehle und den Haferſuppen gieng man zu unreinen Speisen über, und gerieth sogar auf den Gedanken, Todtenknochen zu mahlen und Brod daraus zu backen; ein pestilenzialisches Nahrungsmittel, das die Armen Haufenweise hinraffte. Zu gleicher Zeit rieß der Holzmangel ein, und man sah sich genöthiget, rohes Fleisch zu essen. Diejenigen, welche ihre eigenen oder fremde Häuser niederrieſſen, kochten mit dem Holze derselben die zu Kleidungen und Schuhen bestimmten Häute und das Leder, und genossen es. Es gab kein noch so seltsames Nahrungsmittel, auf welches man nicht verfiel; so sehr hatte die Noth die Menschen erfinderisch gemacht, um ihr Leben zu fristen.

So groß das allgemeine Elend war, so hartnäckig verweigerte man dennoch die Uebergabe. Heinrich sandte mehrmals Schreiben in die Stadt, in welchen er Sicherheit des Lebens und Gewissens versprach, und die Belagerten ermahnte, von ihrer Hartnäckigkeit abzustehen, sich zu ergeben und ihn als ihren rechtmäßigen König zu erkennen. Seine Vorstellungen fanden kein Gehör; unter Todesstrafe durfte von keinem Frieden gesprochen, keine Vorschläge, als die mit den Waffen in der Hand gemacht werden. Man drohte, die Uebertreter in die Seine zu werfen, und ihre Güter einzuziehen. Aufgebracht über diese Hartnäckigkeit, gab Heinrich den Befehl, alle Vorstädte auf einmal wegzunehmen, und so den Weg der Lebensmittel zur

Stadt

Stadt noch mehr zu beschneiden. In einer Mitternacht fieng die schröcklichste Kanonade an, auf allen Seiten der Vorstädte zu spielen; eines der schauderhaftesten Schauspiele, das je gesehen und gehört wurde. Ununterbrochen währte der Donner der wechselseitigen Feuerschlünde, der durch das Platzen zersprengter Mienen noch in andere Schreckensscenen abgeleitet wurde. Man hielt den Untergang der Stadt nahe. Dicke wogende Rauchwolken, von Funken durchkreuzt oder von einer verlängernden Flammenpyramide durchzogen, bedeckten die Oberfläche dieser kleinen Welt, die nach den Abwechslungen von Schatten und Licht in die schwärzeste Finsterniß verhüllt, oder in einem Feuermeere versunken schien. Das Gekrache des Geschützes, das Platzen der Mienen, das Geklirre der Waffen, das Geschrei der Kämpfenden, das Winseln der Verwundeten, das Jammern und Hülfe rufen der Verbrennenden, erhöhten durch alles, was sie schröckliches haben, diesen Gegenstand, dessen Gräßlichkeit durch die natürlichen Schauer der Nacht verdoppelt wurde. Diese Schreckensscene dauerte zwei Stunden, und endigte mit der Eroberung aller Vorstädte. Die Thore der Stadt wurden jetzt auf das strengste bewacht, und alle Zufuhr zur Stadt völlig abgeschnitten.

Das Elend erreichte nunmehr seinen höchsten Grad; Hunger und Pest richteten die fürchterlichste Verwüstung an. Es fehlte an der Befriedigung der nothwendigsten Bedürfnisse, die durch nichts zu ersetzen, durch nichts zu erleichtern waren. Die Armen mußten zu den äußersten Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Blätter von Bäumen, Wurzeln und Kräuter, wie sie die Natur anbot, waren ihr Brod, und Steine ihre Mühlen; Hafer, Kleyen und Kräuter ohne Salz gekocht, ihre Leckerbissen. Man sah Eltern, die über die Gefräßigkeit ihrer Kinder; Kinder, die über die

Lieb-

Liebloſigkeit ihrer Eltern weinten, ſich Vorwürfe machten, ſich ſchlugen. Um dem Holzmangel zu begegnen, wurden immer mehr Dächer und Häuſer abgetragen; Verſchwunden war jetzt die Hoffnung, den Körper durch gewohnte warme Getränke zu erquicken; verſchwunden die Hülfe, die das Pflanzenreich den Nothleidenden dargereicht hatte; verſchwunden die Möglichkeit, durch den kleinſten Erſatz die Wuth des Hungers zu befriedigen. Bis in die faulen Gräber drang die Noth, und mit der heißhungerigſten Begierde wurden die Gebeine der Verſtorbenen herausgeriſſen, zu Staube zermalmt, zu Koſt bereitet. Weinend und kummervoll warf ſich eine Mutter über ihr geſtorbenes Kind: ein ſchröcklicher Kampf ihrer mütterlichen Zärtlichkeit begann mit der Gewalt des Elends; der Hunger ſiegte; ſie verſchlang die gebratenen Glieder ihres Kindes, und ſtarb vor Wehmuth über die entſetzliche Nahrung.

Am Tage ſchlichen die abgezehrten, ausgehungerten hohlen Geſtalten gleich den Geſpenſtern durch alle Straßen; nnd zur ſtillen Nachtzeit ſchreckte ihr Klaggeſchrei und ihr Winſeln die Geſättigten aus dem Schlafe, die bald darauf ihren Brüdern folgten. Aber auch dieſes Elend wurde mit einer Standhaftigkeit ertragen, woran es ſelbſt erlahmte, und die Folgen deſſelben — die ſchröckliche Seuche der würgenden Peſt — mußte dieſen leidenden Muth noch vergebens verſuchen.

Es iſt unglaublich, aber beinahe alle gleichzeitigen Schriftſteller verſichern es: in einem einzigen Monat wurden über dreiſſig tauſend Menſchen unter den wüthendſten Schmerzen weggerafft. Auf den Straſſen waren Leichen auf Leichen gethürmt, hier nagten Nattern und Ottern an den unbegrabenen Reſten; hier ſah man die konvulſiviſchen Zuckungen, hier den gräß-

lich

lich lachenden Wahnsinn, dort die Raserey, die sich selbst zerfleischte, oder die fürchterlich brüllende Wuth, von dem Angstgetöne der Schwachen unterbrochen. Paris war in ein Lazareth und in einen Kirchhof umgeschaffen. Der Freund gieng am Freunde eilend vorüber; Eltern entzogen ihren Kindern, Kinder ihren Eltern den letzten Trost in der letzten Stunde. Eine allgemeine Furcht vor einem giftigen Hauche, vor verpesteter Luft hatte die festesten Bande der Liebe und Menschlichkeit gelöst. Mit banger Erwartung sah jeder einer ähnlichen Todesart entgegen, und keiner war, der sie nicht überstanden zu haben wünschte. Prediger und Mönche waren die einzigen, die durch die Strassen von Leichen, Röchelnden und Ermatteten mit schröcklichem Gebrülle liefen, und zur Standhaftigkeit ermahnten. Glücklich priesen sie alle, die im Dienste der Sache Gottes ihren Geist ausgehaucht hatten; dieses Glück, den Besitz himmlischer Freuden, stellten sie als den Hauptzweck für Lebende auf. Dadurch betäubt über die Gefahren, die der Mensch dem Menschen in Gesellschaft drohte, standen zahllose Schaaren zu ihrem Prediger, und giengen mit dummgläubiger Andacht, gestärkt und entschlossen, die Verzweiflung im Herzen, dem größten Ungemach entgegen.

Da die Fortdauer der Blokade aus den Hingerafften tausend neue Leichen hervorrief; da auch die Pest nicht schnell genug wüthete, und die Zahl der Lebenden gegen die der Hingewürgten noch immer zu groß, und die Erbschaft des Vorraths zu klein war, so beschlossen die Häupter der Ligue, alle unnützen Verzehrer, das heißt, alle Kranke und Schwache aus Paris ins feindliche Lager auf gerathewohl zu verbannen. Als Heinrich diese Elenden, sprechende Bilder des Jammers, mit flehenden Geberden, sich

sei-

seinem Lager nahen sah, da blutete ihm das Herz, und mit weggekehrtem Gesichte und Thränen in den Augen stammelte er die Worte: „Großer Gott, du weißt, daß ich nicht Ursach an diesem Unglücke bin; aber gib mir nur ein Mittel zur Rettung derjenigen, deren Untergang die verhärtete Bosheit meiner Feinde mit Triumph beschlossen hat.“ Die Klugheit befahl ihm, diese Elenden in die verödete Stadt zurückzutreiben, und der königliche Kriegsrath drang darauf, niemanden zu schonen, weil man sonst die Belagerung nur verlängerte; allein Heinrichs Herz vermochte die Gefühle der Menschlichkeit nicht zu unterdrücken, die Weichheit seiner Empfindungen siegte, und er sagte: „Es nimmt mich zwar nicht Wunder, wenn die Häupter der Ligue, wenn die Spanier gefühllos diese Dürftigen aus ihren Mauren verbannen. Was können sie, die Tyrannen, anders thun, als ihrem Charakter treu seyn? aber bin ich nicht ihr Vater? nicht ihr König? muß nicht die Geschichte ihres Elends die feinsten Theile meines Herzens angreifen? muß sie nicht den brennenden Wunsch in mir anfachen, etwas zur Linderung desselben beizutragen? Freilich kann ich es nicht hindern, daß die von der Wuth der Ligue Besessenen mit ihr in den Abgrund stürzen; aber haben nicht diejenigen, die mich um Hülfe anflehen, ihr Verbrechen schon gebüßt? und können ihnen wohl die Verbrechen anderer beigemessen werden? Ich muß, ich will ihnen die Hand reichen.“

Heinrich gieng den Unglücklichen selbst entgegen; mehr als vier tausend derselben wurden gerettet. Rührend und herzerhebend war es, wie diese Elenden zur Hälfte geschleift, zur Hälfte getragen, mit gebrochener Stimme, ein dankbares: Hoch dem Könige! riefen. Von diesem Tage an erlaubten sich die Offiziere der Vorposten, ganze Truppen durchzulassen, ja sogar

Ge-

Gemeine, ihren Freunden und ihren Mädchen Lebensmittel zu schicken.

6.

Vergleichs-Unterhandlungen. Heinrichs Rede an die Abgeordneten.

Die Pariser hatten bei den Verwüstungen, welche Hunger und Pest in ihren Mauren anrichteten, immer auf einen baldigen Entsatz gerechnet. Der Herzog von Mayenne sammelte überall Truppen, der bedrängten Hauptstadt zu Hülfe zu eilen, und auch Spanien versprach fortdaurend die nachdrücklichste Unterstützung. Allein diese Hülfe erschien immer nicht; die Muthlosigkeit und Verzweiflung des Volkes nahm daher mit jedem Tage zu. Jeder sah seinen unvermeidlichen Tod vor Augen. Man hörte nicht allein das Volk in den Straßen Schluchzen und Heulen, sondern auch die Zahl derer wurde immer größer, welche unter der Bitterkeit ihres Schicksals und der Größe der Gefahr erlagen, und nach Brod und Frieden schrieen; ein Geschrey, welches immer allgemeiner, und vorzüglich in der Nacht gehört wurde. Mehrere, die aus dem königlichen Lager in die Stadt zurückkamen, entwikkelten diesen Keim des Aufruhrs. Sie rühmten unter ihren Freunden und Bekannten die Milde und Großmuth des Königs, die Freiheit und Sicherheit, welche die Katholiken unter seinem Schutze genössen, die Ehrfurcht, welche er gegen die katholische Religion beweise, und seine Truppenmacht, die sich täglich vermehre. Diese Zuflüsterungen machten Viele, welche an einem Entsatze verzweifelten, bereitwillig, sich der so sehr gerühmten Großmuth des Siegers zu unterwerfen. Das Volk rüstete sich also zu einem Aufstande, um die Oberhäupter der Ligue zur Uebergabe der Stadt

zu

zu zwingen, oder sich eines Thores zu bemächtigen, und das königliche Heer einzulassen. Da die Soldaten und Einwohner durch den Hunger ausgemergelt waren, so glaubte man, daß sie der Gewalt des eindringenden Feindes nur einen schwachen Widerstand leisten könnten.

Auch dieses Komplott wurde verrathen: allein wenn gleich durch rasche Bestrafung der Anführer der blinde Gehorsam wieder in seine vorige Gewalt, und die Wuth des Hungers unter den Fanatismus gescheucht wurde, so gab doch diese Verschwörung die erste Veranlassung, daß der Rath der Ligue einige Deputirte wählte, welche sich zum Könige, um mit ihm zu unterhandeln, begeben sollten.

Heinrich empfieng die Abgeordneten, an deren Spitze sich der Kardinal Erzbischof von Paris befand, mit einem ihrem Range angemessenen Anstand und Würde. Sie stellten ihm vor: das Parlament und das Volk von Paris habe aus Mittleiden über das Elend, womit die hartnäckigen Bürgerkriege Frankreich überzogen, ihnen den Auftrag gegeben, mit ihm zu unterhandeln, und hernach sich zu dem Herzoge von Mayenne, dem Haupte der katholischen Parthey zu begeben, um irgend einen Weg zum Frieden auszufinden. Sie hätten mit Vergnügen dieses für das allgemeine Wohl so ersprießliche Geschäft übernommen, und ermahnten Seine Majestät, auf solche Bedingnisse bedacht zu seyn, wie sie die Sicherheit der Religion und die allgemeine Ruhe des Reichs erfoderten. Er solle nicht denken, als wenn sich die Pariser jemals aus Hungersnoth, oder wegen irgend einer Gefahr würden bewegen lassen, einen Vergleich einzugehen, welcher nur im geringsten gegen ihr Gewissen und gegen die Religion stritte: sie wären vielmehr entschlossen, eher den Tod des Körpers zu leiden, als das geistliche Leben ihrer

Seele

Seele zu beflecken, zu dessen Beschützung sie jedem Marthyrthume sich gerne unterzögen, welches sie aber übrigens nicht befürchteten, indem sie sicher hofften, von einem mächtigen Hülfsheere in Kurzem entsetzt zu werden.

Diese Rede, welche öffentlich vor einer großen Anzahl Edler, die den König umgaben, gehalten wurde, erfüllte alle Anwesende mit der lebhaftesten Indignation. Selbst die Ehrfurcht vor dem Könige konnte die französische Lebhaftigkeit nicht zurückhalten. Die Anwesenden brachen bald in ein lautes Gelächter, bald in Aeußerungen des Unwillens aus, indem es schien, als wenn diese Friedensvorschläge von einem neutralen oder siegenden Volke, und nicht von einer durch die Hungersnoth aufs äußerste gebrachten Stadt herrührten.

Der König nahm endlich das Wort und sagte: „Mit Uebergehung der Unvollständigkeit Ihrer Instructionen, und ungekränkt über die Art, daß Sie mir Eigenschaften versagen, die Sie anerkennen müssen, gestehe ich, daß keiner mehr bei dem Elende meines Königreichs gerührt seyn kann, als ich. Es ist hier nicht die Rede von einem Unglück, das über die Person nicht hinaus geht, sondern von dem Unglück einer ganzen Nation, das sich in mir mit der ganzen Stärke aller gedrückten Unterthanen vereinigt. Die heiligste Pflicht, und die Wünsche meines Herzens müssen mich also als König auffodern, jedes Mittel zur Linderung dieser Uebel aufzusuchen und zu ergreifen. Die ganze schröckliche Lage, worinn sich Frankreich befindet, ist das Werk der Ligue, die dem verstorbenen Könige das Leben, und dem französischen Adel die Ehre auf immer geraubt hat. Es würde mich nicht kränken, wenn die Republik Venedig oder eine andere alliirte Macht, mit dem Einflusse spani-

scher

scher Waffen, meine Versöhnung und einen Frieden mit dem Herzog von Mayenne hätte bewirken wollen; aber daß die Pariser, meine Unterthanen, diese Vermittler seyn wollen, das werde ich nie dulden. Gerade an mich müssen sich alle wenden, die etwas von mir erhalten wollen. Wenn es mir nicht am Nachdrucke fehlt, mehr als jemand, seine Befehle mit der härtesten Strafe gegen Uebertretter geltend zu machen, so kenne ich auch keine Grenzen meines Wohlwollens gegen Patrioten und Edelgesinnte. Eifersüchtig liebe ich meine Stadt Paris; es ist meine Hauptstadt, meine einzige Tochter; ich liebe sie, wie jene Mutter in der Schrift, die ihr Kind lieber verlieren, als theilen lassen will. Man hat mein Volk wider mich empört; man hat es durch die Macht des Schreckens gegen meine Gesinnungen gewafnet; gutmüthig genug hatte dieses Volk den härtesten Druck des Elends ohne Murren überstanden; hat alle Foderungen einer herrsch- und ehrsüchtigen Parthey streng befolgt, und jetzt sucht man noch dieses edle gutmüthige Volk durch nackte Hofnungen hinzuhalten. O es ist schröcklich, wie man mit ihm gespielt hat, wie es allen Privat-Leidenschaften fröhnen, wie es sich selbst würgen muß! Ja, den Frieden — den wünscht mein Herz; dem unterwerfe ich mein ganzes Glück, aber weder Spanien noch der Herzog von Mayenne soll darum ersucht werden; mir allein soll Frankreich das Ende seiner Leiden zu danken haben. Unterstützt von Gott und von einer braven Mannschaft, werde ich allen spanischen Intriguen entgegen gehen. Nie soll sich der König von Spanien rühmen, daß Frankreich sein zweites Brasilien geworden sey, und den Auswurf seines Landes als Kolonieen aufgenommen habe. Ewige Schande muß alle diejenige brandmarken, die als geborne Franzosen, mit Hintansetzung der Liebe und

der

der Freiheit ihres Vaterlandes, ihren Nacken unter das spanische Joch beugen; die unter Haufen von Leichen und Opfern der Hungersnoth umhergehen, und feig genug sind, kein Wort zu lallen, das dem päbstlichen oder spanischen Gesandten mißfallen könnte. Aber noch lebt ein Gott, der einst streng über ihre rücksichtslose Unthätigkeit gegen die ihrer Obsorge anvertrauten Schaafe richten wird. Vielleicht in zehen Tagen hat der Hunger noch zehen tausend meiner Unterthanen mehr gewürgt. Alle diese Opfer müssen auf ihrer Seele brennen; sie, sie sollen mir dafür haften. O ich weiß es, unter welcher Noth mein Volk, meine Pariser schmachten; jene Pariser, die nichts zu fürchten haben, die alles von meiner Güte und Nachsicht erwarten können, wenn sie nur bald sich zur Versöhnung mit ihrem beleidigten Könige anbieten. Fern sey von mir der Gedanke, das Unglück oder den Ruin der Stadt zu wollen. Nur Unwissende, nur Betrüger können so unvernünftig, so boshaft seyn, solche Lügen zu erdichten, um die gesetzmäßige Unterwerfung unter ihren König zu hindern, und sich alsdann in ihr Vermögen, in ihre Privilegien, in ihr Leben zu theilen. Jedem will ich verzeihen; es soll kein Mensch seyn, der nicht Gehör bei mir findet. Ich würde für eine Schlacht, die der Herzog von Mayenne annähme, einen Finger geben, aber für einen allgemeinen Frieden opfere ich gerne zwey. Es ist schröcklich, daß die Pariser Haferkleyen essen, daß sie bleich und hohl, wie die Gespenster, durch die Straßen schleichen, blos um einem Könige von Spanien zu gefallen. Möchten es doch alle begreifen, daß das Zutrauen auf die Hülfe dieses Fürsten eine Rettung auf einem schwachen zerbrechlichen Brette im stürmischen Meere ist. Ein abgelebter hinfälliger Greis, wie Philipp, kann nur zum Zwecke haben, das blühende Königreich

reich zu zerstückeln, und ihm so viele Tyrannen aufzudringen, als er Indien Vicekönige gegeben hat. Frey, und ohne unbescheiden zu seyn, darf ich behaupten, daß ich in meiner Person größere Vortheile für Frankreich, als alle meine Vorfahren vereinige. Nebst dem Rechte, was meine Geburt mir zum Throne gab, bin ich mehr als ein Prinz in diesem Königreiche durch Verwandtschaft oder durch Allianz mit auswärtigen Staaten verbunden. Würde die Thronwahlfreiheit als Gesetz gelten, so könnte ich sicherere Hofnungen auf die Krone hegen, als jeder andere, und dann würden die rothen Kreuze — die Spanier, aus meiner Hauptstadt und aus dem ganzen Königreich, wie Staub verstieben. Sollte man sie aber noch länger dulden, so werde ich mich gezwungen sehen, ein schröckliches blutiges Schauspiel in Paris zu eröffnen, wovon die späteste Nachkommenschaft mit Entsetzen reden wird. — Nun gehen Sie hin, meine Herren, zu dem Herzog von Mayenne, sagen Sie ihm, daß ich Ihnen acht Tage bestimme, innerhalb welchen er entweder die Belagerung aufheben kann, oder die Stadt sich mir auf gewisse noch gemeinschaftlich zu bestimmende Artikel übergeben muß. Das ist mein Wille, wofür ich mich durch Geißel verbinde, und der allein auf allgemeinen Frieden, oder auf Erlösung der Pariser von ihrer harten Hungersnoth zwecken kann.„

Die Abgeordneten kehrten mit dieser Antwort nach Paris zurück. Heinrich gab ihnen zugleich Briefe an den Herzog von Nemours mit, worinn er diesen bei dem Bande der Freundschaft, bei der allgemeinen Gefahr, selbst bei seinem unerschütterlichen Muthe beschwor, auf seine eigene Sicherheit zu denken, und sich nicht durch eine eitle Hofnung auf Entsatz einer Stadt blenden zu lassen, die so leicht durch ein einziges

ziges Sturmlaufen unter schröcklichem Ruin und Blutbad wegzunehmen sey. Umsonst! Nemours achtete diese Vorstellungen nicht, und die Abgeordneten durften die Antwort, die ihnen Heinrich gegeben hatte, nicht bekannt werden lassen. Es wurde vielmehr in der ganzen Stadt verbreitet, der König habe die grausamsten Gesinnungen geäußert, er verlange eine unbedingte Uebergabe, und die Katholiken hätten das Schröcklichste zu erwarten. Dadurch wurde das Volk von neuem erbittert, und man beschloß, lieber den grausamen Hungertod zu dulden, als sich einem so grausamen Könige zu ergeben.

7.

Die Belagerung von Paris wird aufgehoben.

Der König von Spanien sah dem verderblichen Spiele, das Frankreich zu Grunde richtete, mit schadenfroher Politik zu. Er hoffte das Ziel seiner ehrgeitzigen Absichten am sichersten zu errreichen, wenn Franzosen durch Franzosen aufgerieben würden. Daher nährte er insgeheim den Kampf der zerstörenden Leidenschaften, und suchte das Gleichgewicht beider Partheyen zu erhalten. Da sich aber jetzt das Glück so entscheidend für Heinrich erklärte, und Paris der Uebergabe nahe war, so wurde der Despot am Ebro aus dem süßen Traume seiner Zerstörungslust geweckt und zur Unterstützung der Ligue aufgefodert. Er befahl daher dem Herzog Alexander Farnese von Parma, seinem Feldherrn in den Niederlanden, mit seiner ganzen Armee nach Frankreich aufzubrechen.

Hein-

Heinrich und Parma, die sich jetzt in Ansehung ihrer Feldherrntalente mit einander messen sollten, waren einander in manchem Betracht ähnlich. Fast in gleichem Alter, und von Jugend auf zum Kriegsdienst gebildet, vereinigten sie, mit Muth, Entschlossenheit und Geistesgegenwart, die glückliche Gabe, bei ihrem untergebenen Kriegsvolke sich in Ansehen zu erhalten; aber während der rasche Heinrich nicht selten von seinem Ungestümm und seiner Verwegenheit sich hinreissen ließ, blieb der überlegsamere, vorsichtigere Parma immer Herr seiner Leidenschaften und Handlungen.

Noch ehe der spanische Feldherr mit seinem Heere aufbrach, sandte er ein Schreiben an die belagerten Pariser, worinn er ihnen von seiner Rüstung Nachricht gab, und sie versicherte, daß er in wenigen Wochen vor Paris erscheinen werde. Er ermahnte sie, alle Schwierigkeiten zu überwinden, und jene Zeit zu erwarten, in welcher er sie ganz gewiß zu befreien hoffe. Er betheuerte ihnen zugleich, daß der König einzig in der Absicht, der Stadt Paris Hülfe zu leisten und die Religion zu sichern, sein eigenes Interesse hintansetze, ohne Blut und Geld zu schonen, ohne jegend eine der Grenzfestungen zur Sicherheit seines Rückzuges zu fodern; daß er diese gefährliche Unternehmung beschlossen habe, um jedermänniglich seine wahrhaft königliche Rechtschaffenheit und Geradheit zu erkennen zu geben, welche er aber doch mit Hülfe Gottes und im Vertrauen auf die gerechte Sache glücklich zu beendigen hoffe.

So tröstlich diese Nachricht den, im äußersten Elende schmachtenden, Parisern war, so sehr beunruhigte sie der Gedanke, daß es ihnen unmöglich werden dürfte, bis zur Ankunft ihres Erretters auszudauren. Haufenweise verließen die Soldaten von der Garnison ihre Fahnen, kletterten bei Nacht die

Wälle hinab, und suchten heimlich zu entkommen. Die größte Mühe machte den Häuptern der Regierung die Bezähmung der deutschen Truppen, welche zeither auf die ausschweifendste Art gelebt, und Gärten und Pälläste zerstört hatten, um das Holz derselben zu verkaufen. Der Hunger machte sie immer wüthender, und sie verübten die schreyendsten Gewaltthaten. Selbst kleine Kinder, die ihnen in die Hände fielen, sollen sie heimlich ermordet, und heißhungrig verschlungen haben. Täglich drohten sie auseinander zu gehen, und fiengen Meutereyen an. In dieser Bedrängniß flehten die Belagerten den spanischen Feldherrn aufs dringendste, ihnen mit möglichster Eile zu Hülfe zu kommen, weil sie sich länger als zehen Tage nicht würden halten können. Sie hätten ihr Möglichstes gethan, und würden vor Gott und der Welt gerechtfertiget seyn, wenn sie auf ihr eigenes Heil bedacht wären.

Parma war mit einem Heere von vierzehn tausend Mann zu Fuß und drei tausend zu Pferd im Anmarsch; aber seine Artillerie und seine Munition reichte für ein dreimal stärkeres Heer zu. Fünfzehnhundert Proviantwagen folgten seinem Zuge. Er empfahl seinen Offizieren die sorgfältigste Beobachtung der Kriegszucht, damit die Spanier den Franzosen nicht verhaßt werden möchten. Er selbst bewies die äußerste Aufmerksamkeit und Wachsamkeit. Als er zu Meaux, acht Stunden von Paris, anlangte, stieß der Herzog von Mayenne mit zehen tausend Mann zu Fuß, und fünfzehn hundert zu Pferde zu ihm.

Heinrich befand sich jetzt in einer großen Verlegenheit. Sein Heer war durch Krankheiten sehr geschwächt worden; die Soldaten bekamen weder Sold noch Kleidung, und die Lebensmittel fiengen an seltener zu werden. Die Aufhebung der Belagerung, die drei Monate gedauert hatte, mußte seiner Armee

die

die heißen Erwartungen ihres Lohns, für die überstandenen Ungemächlichkeiten, entziehen, und in der Schande zugleich den Keim ihrer Auflösung befruchten. Ihm selbst, dem tapferen und sieggewohnten Helden, mußte es kränkend seyn, eine Stadt zu verlassen, deren Uebergabe der vielköpfigen Ligue einen tödtlichen Streich versetzen könnte. Seine jetzige Lage wurde aber mit jedem Augenblicke gefährlicher; das verbündete Heer bedrohte seinen Rücken, während die Hofnung des Entsatzes den Muth der Belagerten stählte, und die Verzweiflung vielleicht die ganze so lange eingeschlossene Garnison von Paris mit der Wuth, zu siegen oder zu sterben, auf ihn los jagen konnte. Er wälzte verschiedene, und einander entgegen gesetzte Entwürfe in seinem Geiste. Eines Theils konnte er sich nicht entschließen, nach so vielen Strapazen und Gefahren, und nachdem er die Stadt auf das Aeußerste gebracht hatte, die Belagerung aufzuheben; er wollte also einen Theil seines Heeres zur Fortsetzung der Blokade zurücklassen, und mit dem andern den Feinden entgegen gehen. Andern Theils schien ihm das Heer des Herzogs von Parma zu stark, um demselben die Spitze bieten zu können, ohne seine ganze Macht zusammen zu ziehen. Er hielt es also nicht für rathsam, demselben mit einem Theile seiner Truppen entgegen zu gehen. In dieser Unentschlossenheit berief er seine Generale zusammen, und diese erklärten einstimmig, daß es ein verderblicher Entschluß sey, das Heer zu theilen, weil man weder die Blokade behaupten, noch den Entsatz zurückwerfen könnte. Es sey dies nicht die erste Belagerung, welche von grossen Feldherren nach vielen Angriffen aufgehoben worden sey; wenn es ihnen gelänge, den Herzog von Parma zu schlagen oder zum Rückzuge zu zwingen, so würde die geringe Quantität von Lebensmitteln,

welche die Pariser indeß aus den umliegenden Gegenden erhielten, so unbeträchtlich seyn, daß die Stadt in kurzer Zeit in den vorigen Zustand der äußersten Noth zurückkehren werde.

Als dieser Entschluß im Kriegsrathe gefaßt worden war, so zog Heinrich sein Heer zusammen und hob die Belagerung auf. Sein Rückzug war musterhaft, und er verrieth eben so viel Einsicht als Klugheit: nicht Ein Mann wurde verwundet, nicht Eine Kanone verloren, nicht Ein Wagen vom Feinde erbeutet. Heinrich rückte dem Herzog von Parma bis auf drei Meilen entgegen, und nahm eine Stellung, die, wie er glaubte, denselben nöthigen würde, entweder der Befreiung der Hauptstadt zu entsagen; oder ein Treffen zu wagen: allein der schlaue General vermied das letzte mit seiner gewönlichen Klugheit, und suchte wenigstens Lebensmittel in die Stadt zu bringen. Heinrich, ungedultig darüber, und besorgt, daß sein Heer, welches nur einige zwanzig tausend Mann stark war, sich immer mehr vermindern möchte, sandte einen Trompeter an den feindlichen Heerführer, und ließ ihm sagen: die Zeit sey gekommen, dem Elende des Kriegs auf einmal ein Ende zu machen; er solle aus seinen Höhlen hervorkommen, in denen er sich mehr wie ein Fuchs als ein Löwe verborgen halte, und seine Truppen auf das freie Feld zu führen, wo der Muth und die Tapferkeit der Krieger sehr bald den Sieg entscheiden würden. Allein Parma, der keinen Beruf fühlte, zu einer für seinen Gegner günstigen Zeit ein Treffen zu liefern, erwiederte ganz kalt: „ich schlage mich nur, wenn es mir, nicht, wenn es meinem Feinde gefällt.“ Weil aber Heinrich die besten Zugänge zur Stadt besetzt hielt, so konnten den Parisern nur wenig Lebensmittel zugeführt werden. Sie drohten daher mit der

Un-

Uebergabe, wenn man sie nicht schleunig befreien würde. Hierauf verließ Parma sein Lager, nachdem er das Gerücht verbreitet hatte, er wolle ein Treffen liefern. Ein allgemeines Frohlocken war die Wirkung, welche diese Nachricht in dem königlichrn Heere verbreitete. Beide Theile stellten sich in Schlachtordnung; sie gehen auf einander los: die Franzosen, getrieben durch eine natürliche Ungeduld, verdoppeln ihre Schritte, der Spanier geht seinen langsamen gravitätischen Gang; das Zeichen zum Angriff wird geblasen, plötzlich verschwindet das spanische Heer durch ein Thal vor den Augen des Königs, wählt eine vortheilhafte Stellung, verschanzt sich durch Gräben und Pallisaden, und nimmt die an der Marne gelegene Stadt Lagne, das Depot großer und beträchtlicher Magazine, im Angesichte des Königs mit Sturm weg, macht den Fluß frei, und von nun an segeln zahllose Fahrzeuge mit Lebensmitteln nach Paris.

Heinrich ward durch diese Täuschung, die mehr als eine verlorne Schlacht entschied, in große Verlegenheit gesetzt. Sein Heer war geschwächt, das umherliegende Land von allen Lebensmitteln entblößt, die Kriegskasse ausgeleert. Viele adeliche Freiwillige sehnten sich bei der Annäherung des Herbstes wieder nach Hause. An eine Belagerung von Paris war unter diesen Umständen nicht zu denken. Noch einmal wagte er zwar einen Angriff, ließ Sturmleitern anlegen, und einige seiner Truppen bestiegen auch die Mauern; allein der Versuch mißlang, und Heinrich sah sich zum Abzuge genöthigt. Er verlegte einen Theil seiner Truppen in die benachbarten Plätze, und schickte die übrigen in die Provinzen, um seine Anhänger in der Treue zu erhalten. Dem Herzog von Parma brauchte er keinen nachdrücklichen Widerstand mehr entgegen zu setzen. Denn da sich dieser immer

mehr

mehr von der Abneigung der Französischen Herren, den Vortheil seines Monarchen zu befördern, überzeugte, so zog er sich nach den Niederlanden, wo seine Armee unentbehrlich war, wieder zurück. Er versprach zwar, der Ligue Geld und Kriegsvolk zu schicken; aber er schickte nichts.

8.

Allgemeine Zerrüttung des Reichs. Die Belagerung von Rouen.

Die Anarchie erhob von neuem ihr Haupt mit furchtbarer Gewalt, und der Factionsgeist fand in dem Unglück des Königs seine stärkste Nahrung. Die Rettung der Hauptstadt gab der Ligue neue Stärke; der erschütterte Aberglaube des Volks erkannte in seiner Befreiung die Sache Gottes, die es vertheidigte; der Selbstbetrug erhielt seine Konsistenz, der Fanatismus neuen Stoff, die Pfaffheit wirksamere Waffen, und die spanische Kabale eine neue Richtung. Alle Partheyen strebten nach Vergrößerung ihres Umfangs, nach Erweiterung ihrer Macht, nach Gründung ihres Ansehens. Die Pariser wurden von spanischen und päbstlichen Gesandten bald hierhin bald dorthin geworfen, bald durch Drohungen bald durch Bestechungen verführt, und von Männern regiert, die unter sich selbst uneins waren. Die Sechzehner, im Solde des spanischen Despoten, wurden jetzt ächt revolutionaire Tyrannen. Schrecken gieng vor ihren Schritten her; ihr Eifer war mit Wuth gewaffnet, ihre Wünsche nur mit Strömen Bluts, mit Proskriptionen, mit Rauben und Plündern zu sättigen. Ihre wahnsinnige Mordlust, ein trauriger Ueberrest der Bartholomäusnacht, den Freunden des Friedens und

allen

allen vermögenden Bürgern gleich gefährlich, ihre Unsterblichkeit Verbrechen, ihre Schande Reue. Alle Obrigkeiten, die Geistlichkeit und das Militair, standen unter ihrer eisernen Gewalt, die den Frohsinn aus den Hütten, den Frieden aus häußlichen Einrichtungen, die Freiheit aus dem Staate, die Gerechtigkeit aus den Gerichtsstuben, die Menschenliebe und alle die schönen geselligen Tugenden, in deren Schatten so große und edle Thaten gedeihen, aus Frankreichs Provinzen verbannt hatte. Ihre dunkeln Höhlen waren in der ganzen Stadt zerstreut, und hierinn wurden die finstern Plane geschmiedet, die Mord- und Raubluſt gespornt, neue Mord- und Raubanschläge ausgebrütet, und an dem Untergange des Staats gearbeitet. Selbst Parlamentsräthe und andere vornehme Magistratspersonen, die nicht nach ihrem Sinne waren, wurden gehängt und enthauptet. Zu ihrer Unterstützung dienten vier tausend Spanier, welche in die Stadt gezogen und in die Bürgershäuser vertheilt wurden.

In den andern Gegenden des Reichs waren die Gemüther nicht weniger entzündet, und die Kriegsbegebenheiten nicht weniger blutig. Da die Menschen die Beweggründe der Religion mit ihrem Privatinteresse und dem schon eingewurzelten Partheyhasse vermischten, so verwendete ein jeder alle seine Kräfte auf den Krieg, um gleichsam für seine eigene Sache zu fechten. Die Häupter der Partheyen und Privatpersonen kriegten aus eigener Bewegung in jeder Provinz mit gleicher Erbitterung. Die Statthalter regierten nicht blos willkührlich und despotisch, sondern mehrere derselben, welche glaubten, daß das Ende aller dieser Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerstücklung von Frankreich seyn werde, waren sogar darauf bedacht, auf diesen Fall ihre Statthaltereyen als bleibendes

bendes Eigenthum an sich zu reissen. Dieß versuchte der Herzog von Mercoeur mit Bretagne, und der Herzog von Savoyen mit der Provence. An sie schloß sich der Pabst Gregor der Vierzehente an, ein gebohrner Mailänder und sehr ergebener Freund des Königs von Spanien. Er ergrief sogleich nach seiner Erhebung auf den päbstlichen Stuhl mit Eifer die Parthey der Ligue, trat mit den Sechzehnern in Korrespondenz, und verschwendete den päbstlichen Schatz zur Anwerbung eines Korps von zwölf tausend Mann, das er, nebst ansenlichen Geldsummen, der Ligue zu Hülfe schickte. Zugleich erließ er ein Schreiben an alle Prälaten und Geistliche in Frankreich, und ein anderes an den Adel, an die Magistrate und an das Volk. In beiden erklärte er den König Heinrich den Vierten als einen zurückgefallenen und exkommunicirten Ketzer, seiner Reiche und Herrschaften verlustig; und bedrohte alle die mit dem Banne, die es ferner mit ihm halten würden.

Still und geräuschlos sah Heinrich dem Getümmel aller dieser Partheyen zu, ohne sich in seinen Ideen erschüttern, und in dem Fortgange seiner Thaten aufhalten zu lassen. Mit den Waffen in der Hand gieng er den Herzogen von Mercoeur und von Savoyen entgegen, vernichtete ihre Anschläge auf Bretagne und Provence, und schlug die päbstlichen Kriegsvölker aus Dauphine heraus. Seine Anschläge auf Paris, das er mit Hülfe seiner als Bauern gekleideter und mit Mehlsäcken beladener Offiziere überrumpeln wollte, schlug ihm zwar fehl: allein er hatte doch die tiefe Sicherheit der Pariser zu einer martervollen Unruhe aufgerüttelt, und er konnte sich leicht an den benachbarten Städten schadlos halten, die sich beinahe alle unterwarfen. Nachdem er zahlreiche Hülfsvölker aus Deutschland und England erhalten

hatte,

hatte, belagerte er im November des Jahres ein tausend fünf hundert und ein und neunzig Rouen, die Hauptstadt der Normandie. Die Königinn Elisabeth von England hatte diese Unternehmung als eine Bedingung bei der Hülfe an Geld und Kriegsvölkern verlangt, die sie ihm leistete; und sie drohte schon, ihm dieselbe zu entziehen, weil er es von einer Zeit zur andern seinen Absichten und Kräften gemäßer fand, den Krieg in andern Gegenden zu führen. Sie aber wollte vornemlich die Normandie in seinen Händen sehen, damit die Schiffahrt und Handlung zwischen England und Frankreich dadurch wieder erleichtert würde.

Die Belagerung von Rouen dauerte sechs Monate, und ist eine der merkwürdigsten in der neuern Geschichte: sie wurde eben so tapfer geführt als ausgehalten. An der Spitze einer zahlreichen und muthvollen Besatzung stund als Befehlshaber Villars Blancas, ein Mann von großem Geiste und erprobter Tapferkeit und Treue, entschlossen, sich eher unter den Trümmern begraben zu lassen, als in eine Uebergabe zu willigen. Die Stadt selbst wurde von Mittag durch die Seine, von Mitternacht durch eine hohe Gebirgskette, gegen Morgen durch das starke St. Katharinen-Fort gedeckt. Ungeheure Schanzen erhoben sich an den nackten Theilen, und ein zahlreiches und wohlbedientes Geschütz mußte alle Lücken ausfüllen. Natur und Kunst hatten sich auf einen hohen Grad vereinigt, den Ruhm der stolzen Belagerten und der unglücklichen Belagerer wetteifernd gegen einander zu erheben.

Als Heineich im Lager bei Rouen ankam, schickte er einen Herold mit einem Schreiben, und ließ die Stadt auffodern. Da die Belagerten eine standhafte Antwort gaben, so fieng man den folgenden Morgen

an,

an, an den Approchen zu arbeiten. Heinrich nahm mit dem größten Theile des Adels, sein Quartier zu Darmetal, eine kleine Stunde von Rouen. Er griff das Fort eher als die Stadt an — ein Plan, der ihm einen eben so glorreichen als kurzen Sieg versprach, aber eine ungeheure Anstrengung foderte. Villars hatte kaum die Absicht des Königs gemerkt, als er am Abhange des Hügels, der dem Fort gegen über liegt, einen langen und tiefen Laufgraben bis ans Fort ziehen, und mit einer starken Wache des Nachts besetzen ließ, wodurch er den König immer bedrohte, in den Rücken zu fallen, und seine muthvolle That spielend zu vereiteln. Heinrich beschloß die Bestürmung des Laufgrabens, und sein Unternehmen wurde mit eben so viel Muth als Glück ausgeführt. Der König leitete persönlich den Angriff, und eine Menge herbeigeschaffter Schanzkörbe, Fässer und Holz, mußte ihn gegen das Geschütz decken, das den Laufgraben bestrich. Staunend rief Villars: „Himmel! einem Fürsten wie diesem muß eine solche Tapferkeit tausend Kronen verdienen. Wehe thut es mir, daß wir, durch seine Ketzerey gezwungen, ihm seinen Thron streitig machen müssen. Mir soll man aber auch die Schonung meiner eigenen Person nicht zum Vorwurf machen, wenn ein so großer König die seinige wagt.“ Mit diesen Worten stürzte er mit seinen Truppen über den König her, vertrieb ihn aus dem Graben, und behauptete ihn einige Zeit; aber Villars Eitelkeit hatte die des Königs und der Engländer zu tief verwundet, und der Graben wurde zum zweitenmale erobert. So viel Mühe, so viel Anstrengung kostete ein blos entferntes Werk!

Die Belagerer verdoppelten nunmehr ihre Thätigkeit, und Heinrich selbst setzte sich öfters der drohendsten Gefahr aus. Kein Mittel blieb unversucht;

sucht, unglaublich war seine und seiner Truppen Thätigkeit. Der geringste Mann wetteiferte mit den Offizieren, sich durch persönlichen Muth und Tapferkeit auszuzeichnen, und es war kein einziger, der nicht zum Angriff gegen die eben so muthvollen Belagerten gekommen wäre; allein da die Stadt durch Hungersnoth gezwungen ihrer Uebergabe nahe war, da der Befehlshaber schon zu dem Religionsfanatismus seine Zuflucht nehmen, und die Noth durch dreitägiges Fasten in der Woche, und durch Processionen lindern mußte, erschien auf einmal wieder der Herzog von Parma mit dreissig tausend Mann auf dem Kampfplatze, und zog langsam, wie ein Ungewitter, durch die Picardie zum Entsatz heran.

So mußte Heinrich seine Hofnungen mit einemmale wieder vereitelt sehen, da er ihrer Erfüllung am nächsten war. Eingedenk des widrigen Ausganges der Belagerung von Paris, beschloß er, die sämmtliche Infanterie und einen Theil der Kavallerie vor Rouen zur Fortsetzung der Belagerung zurückzulassen, und mit dem Kern der Kavallerie den Feinden entgegen zu gehen, nicht in der Absicht, um sich mit denselben zu schlagen, sondern ihnen die Pässe streitig zu machen, ihren Marsch zu verzögern, und jene Gelegenheiten zu benutzen, welche ihm das Terrain und die Bewegungen der Feinde darbieten würden. Seine Kavallerie belief sich auf mehr als zehen tausend, und seine Infanterie auf acht und zwanzig tausend Mann. Er erschwerte dem feindlichen Heere das Vorrücken gegen Rouen auf alle Art, aber bei dieser Gelegenheit gieng sein Muth, wie dieß schon mehrmals der Fall gewesen war, in Verlegenheit über. Einst drang er an der Spitze von vierhundert Mann so weit vor, daß er einen Streifschuß in die Lenden bekam, und mit genauer Noth der dringendsten Gefahr entgieng.

Und

Und während er den spanischen Feldherrn bekämpfte, benutzte Villars seine Abwesenheit zu einem so glücklichen Ausfalle, daß die Belagerer weit von Rouens Mauern zurückgetrieben wurden. Alle Werke mit so vielen Kosten, mit so großer Kraft, mit einem so unbiegsamen Muthe in der höchsten Kälte des Winters aufgeführt, wurden in einem Augenblicke zerstört, und eine große Menge niedergehauen.

Da Parma sah, daß Rouen durch die Tapferkeit seines Befehlshabers sich gerettet hatte, so verstärkte er blos die Besatzung durch achthundert Mann, und zog sich dann wieder nach der Picardie zurück, um von den Niederlanden weniger entfernt zu seyn. Aber plötzlich erschien Heinrich mit verstärkter Macht wieder vor den Mauern von Rouen, und setzte die Belagerung mit verdoppelter Lebhaftigkeit fort. Parma eilte den Bedrängten abermals zu Hülfe, und Heinrich mußte mit Wehmuth die Belagerung aufheben. Mit ausdaurender Anstrengung verstärkte er sich aber bald wieder so sehr, daß er dem Herzoge von Parma an Menge der Truppen weit überlegen war, und ihn bei Yvetot und nachher bei Candebec völlig einschloß. Heinrich sah einem glücklichen Ausgange, sah selbst der Vernichtung seines furchtbaren Gegners mit Zuversicht entgegen. Es gab für diesen keinen andern Rückzug, als über den breiten und reissenden Strom der Seine, aber nirgends führte eine Brücke über denselben, und doch mußte die größte Anzahl des schweren Geschützes, und das Gepäcke gerettet werden. Die Gesundheit des Anführers selbst war durch eine Wunde erschüttert, und auch der Herzog von Mayenne, der sich an die Spanier angeschlossen hatte, siechte seit einiger Zeit. Das Lager verengte sich immer mehr gegen den in einem halben Mond anrückenden König. Alle Truppen des Herzogs waren beinahe

nahe auf einander gepackt; alle Offiziere, selbst der muthvolle Mayenne, zweifelten an ihrer Rettung, und Heinrich richtete schon am Abend die Kanonen auf das Lager, das er den andern Morgen früh angreifen und erstürmen wollte. Aber an diesem Morgen waren alle Truppen, alles Gepäcke, alles Geschütz, kurz der ganze Zug von Parma's Armee, wie durch eine Fee auf das entgegengesetzte Ufer hingezaubert. Parma hatte in aller Eile eine zahllose Menge Boote und Flöße aus Rouen zusammengebracht; seine Kanonen mußten den Fluß von den feindlichen Schiffen reinigen; die Erhöhungen des Bodens zwischen ihm und dem königlichen Heere seine Bewegungen bergen, seine Reuterey mit einem ernsthaften Angriff auf die Werke des Königs drohen, und die Infanterie dem schweren Geschütze und dem Gepäcke den Uebergang erleichtern. Ihnen folgte pfeilschnell die Infanterie, ein dicker Nebel umhüllte sie; das dumpfe Gebrüll der Kanonen vom jenseitigen Ufer tauschte mit der Schwere der Luft; die Arriergarde deckten zwei Batterien gegen allen Verlust.

So zersplitterten alle Hindernisse an Parma's erfinderischem Geiste, und so zog der Held zum zweitenmale als der Befreier geräuschlos, und blos durch die stille Erwartung der in seinen Siegen reifenden Plane seines Herrn belohnt, aus Frankreichs Staaten. Vergebens bat er jetzt um seinen Abschied; vielmehr befahl ihm der spanische Monarch, zum drittenmal der Ligue zu Hülfe zu ziehen. Er rüstete sich hierzu von neuem; die Stärke seines Geistes hielt aber der Schwäche des Körpers nur noch einige Wochen das Gleichgewicht. Er ward im December des Jahres ein tausend fünf hundert und zwei und neunzig vom Tode überrascht.

9.

Heinrich schwört die reformirte Religion ab.

Heinrichs kriegerische Unternehmungen waren, nach der unglücklichen Belagerung von Rouen, von keiner großen Bedeutung. Da er den Feldzug mitten im Winter angefangen hatte, so sehnte sich das Kriegsheer nach Ruhe. Die Unzufriedenheit herrschte im ganzen Lager, und mit Ungestümm foderten die Truppen ihren rückständigen Sold. Der König ließ also den größten Theil derselben nach Hause gehen, und theilte das wenige Geld, das er hatte, unter die Ausländer. Für sich behielt er nur sechs tausend Mann, und der eben so glänzende als blutige Feldzug des Jahres ein tausend fünf hundert und zwei und neunzig gab kein anderes Resultat, als Frankreichs steigenden Verfall. Zahllose Opfer fielen, noch mehrere starben einen langsamen und grausamen Tod an ihren Wunden, andere waren auf ewig verstümmelt, oder kämpften mit der Wuth ihrer Schmerzen; Städte waren verwüstet, fruchtbare Länder verödet, die Saaten des künftigen Jahres zertreten, Monumente der Kunst und prächtige Denkmäler des Stolzes und des Andenkens in Staub getreten. Ein Trauerflor lag über dem ganzen Schauplatz des Krieges, und noch war kein Strahl von Hofnung zum Frieden. Fürchterlich tobte der Fanatismus und der Ehrgeiz, genährt durch die unentscheidende Dauer und die Verlängerung des Kampfs; fürchterlich wüthete die Intrigue, die in dem allgemeinen Elend Umfang und Stärke gewann. Das Schicksal hatte die Partheyen noch mehr verwickelt, und schien alles auf Vollendung des Sturzes aller Provinzen angelegt zu haben.

Die Ligue, immer geschäftig in ihrem Hasse gegen Heinrich, veranstaltete im Januar des Jahres ein

ein tausend fünfhundert und drei und neunzig zu Paris eine Reichsversammlung, welche die Absicht hatte, den Thron mit einem katholischen Prinzen zu besetzen. Als Philipps Bevollmächtigter erschien in derselben der Herzog von Feria und Mendoza, einer der berühmtesten Rechtsgelehrten jener Zeit. Unterstützt von dem päbstlichen Legaten machte er den versammelten Ständen den Antrag: daß man das bisherige Grundgesetz, welches die Prinzessinnen vom französischen Throne ausschloß, abschaffen, den König Heinrich den Vierten, wenn er auch katholisch würde, nicht als rechtmäßigen Souverain von Frankreich erkennen, sondern die Infantin Isabelle, als die Schwestertochter Heinrichs des Dritten, zur Königinn erklären sollte. Dieser Antrag wurde aber von der Majorität der versammelten Stände verworfen, und das Parlament erließ eine Verordnung, wodurch es dem Herzoge von Mayenne auftrug, daß er, als Generalstatthalter des Reichs, alle ihm verliehene Gewalt anwenden sollte, um zu verhindern, daß nicht die Reichsgrundgesetze verletzt und die französische Krone nicht in fremde Hände gebracht würde.

Heinrich protestirte gegen alle Beschlüsse der Reichsversammlung, und erklärte sie durch ein Edict für null und nichtig. Aber immer weniger sah er sich im Stande, mit den Waffen in der Hand die Plane seiner Gegner zu vereiteln. Seine Armee, durch Strapazen, Geldmangel und Entlassung geschwächt, versprach für die Zukunft eben so wenig Aussicht zu neuen entscheidenden Siegen, als für die Gegenwart Erhaltung des Errungenen. Ohnehin war sie, die fremden Truppen abgerechnet, ein Haufen zusammen geraffter, aus den entlegensten Provinzen zusammen getriebener Miethlinge, leicht beherrscht durch den eingerissenen Geist der Unzufriedenheit, und empfänglich

für

für jede Parthey, die ihr den meisten Vortheil anbot. Die Verschiedenheit ihrer Gebräuche, Religion, Sitten und ihres Interesse, erleichterten der Bestechung den Weg zu ihrem Herzen. Mit Ausnahme einer geringen Anzahl französischer Hugonotten, und höchstens noch der englischen Truppen, welche es redlich zu meinen schienen, diente der ganze Rest der königlichen Armee mit Widerwillen und ohne Zuneigung.

Es war für Heinrichs wohlwollendes Herz der bitterste Kummer, sein geliebtes Vaterland durch Partheywuth immer mehr zerrüttet zu sehen; seine höchsten Wünsche waren die Beglückung derer, die ihn als Ketzer verabscheuten. Er überzeugte sich aber immer lebhafter, daß es ihm niemals gelingen würde, den französischen Thron ruhig zu besitzen, wenn er sich für die Religion, welcher der bei weitem größte Theil seiner Unterthanen zugethan war, nicht öffentlich bekennen würde. Die Anhänger der Ligue gebrauchten dieß allein zu ihrem Vorwande, warum sie ihn nicht als König annnehmen könnten. Die Spanier, von welchen sie unterstützt wurden, beriefen sich gleichfalls darauf. Die Katholiken von seiner Parthey bezeugten öffentlich ihr Misvergnügen darüber, daß Heinrich der Ketzerey so hartnäckig anhienge, und leiteten davon alles Unglück her, das ihm begegnete. Selbst die Häupter der protestantischen Parthey, selbst seine Minister riethen ihm zu einer Religionsänderung. Er faßte daher, nach einer großen Ueberwindung, endlich den Entschluß, aus Politik dem Glauben, von dessen Wahrheit er innig überzeugt war, zu entsagen.

Es wurden im Namen des Königs an viele Erzbischöfe, Bischöfe und Theologen des Reichs Schreiben erlassen, worinn er sie ersuchte, sich bei ihm einzufinden, damit er von ihnen in der römisch-katholischen Religion unterwiesen würde. Auf dieses Schreiben

den versammelten sich mehrere der angesehensten Theologen um den König, um ihm einen Unterricht zu ertheilen, dessen er nicht bedurfte, denn er hatte, wie alle Hugonotten seiner Zeit, die Bibel sehr fleißig gelesen, und kannte die Unterscheidungslehren beider Kirchen.

Die Nachricht von der bevorstehenden Religions-Veränderung des Königs brachte alle Gemüther in Gährung. Während die Gutgesinnten sich freuten, daß dadurch die Ruhe im Reiche hergestellt werden dürfte, tobten die Partheysüchtigen, die wüthenden Liguisten und die Spanier, die dadurch ihre eigensüchtigen Plane vereitelt sahen. Der päbstliche Legate insbesondere, von Spanien gewonnen, bot alles auf, um das Volk zu überzeugen, daß Heinrichs Uebertritt nur erheuchelt, und ohne des Pabstes Genehmigung durchaus ungültig sey. Er machte eine Schrift bekannt, worinn Heinrich von Bourbon, sogenannter König von Frankreich und Navarra, für einen Ketzer, für einen zurückgefallenen Sünder, für unbußfertig, für das Haupt, den Gönner und öffentlichen Beschützer der Ketzer erklärt, und daher behauptet ward, er könne von Niemand, als vom Pabst, losgesprochen werden. Dem zufolge erklärte er alles, was die Prälaten in dieser Sache thun würden, für nichtig, und beschwur die Katholiken bey der Barmherzigkeit Gottes, keine ärgerliche Spaltung zu verursachen. Zuletzt erinnerte er sie christfreundlichst, daß wenn sie nicht auf seine Vorstellungen achten würden, die Kirchenstrafen sie treffen und verderben sollten. Im Geiste der päpstlichen Legaten handelten und sprachen viele fanatische katholische Priester. „Hütet euch, schrieen sie von ihren Kanzeln, vor falschen Propheten; erinnert euch der Beispiele eines Constants, der durch den Vetalius in die Kirche geführt die Stadt Rom ausplündern ließ: des Georgs von Böhmen,

der nach seinem Glaubensbekenntnisse, das ihm das Königreich erwarb, den päbstlichen Gesandten einkerkern ließ. Der König kann nicht von dem Banne durch verführerische schismatische Priester losgesprochen seyn; dem Gott das Recht zu binden, dem hat er auch allein das Recht zu lösen gegeben. Diejenigen Bischöfe, die sich erfrechen, den Bann der Kirche von ihm abzunehmen, sind dadurch in die nemliche Strafe verfallen; sie gleichen Blinden, die andere Blinde führen wollen. Jeder Umgang mit ihnen, jeder Gruß, jedes Sprechen, jede Hülfe, jeder Wink zieht den Fluch der Kirche nach sich. Ihre Versammlungen sind Verschwörungen, ihre Gebete Gotteslästerungen, ihre Segen Verwünschungen, ihre Lossprechungen sind Bannungen, ihre Opfer Befleckungen."

So tobte der Fanatismus und suchte das Volk irre zu führen. Es wurde bekannt gemacht, daß niemand am Tage der Abschwörung, welche am fünf und zwanzigsten Julius des Jahres ein tausend fünf hundert und drei und neunzig zu St. Denis geschehen sollte, die Stadt verlassen dürfte, und man verdoppelte die Wachen, um die Ungehorsamen mit Gewalt zurück zu halten. Aber demohngeachtet fanden sich eine große Menge Pariser bei der Feierlichkeit ein. Viele waren dem Verbote zuvorgekommen, andere schlichen sich über die Wälle, und die Wachen waren nicht im Stande, dem Andrange zu wehren.

Der König begab sich an dem zur Abschwörung bestimmten Tage morgens acht Uhr weiß gekleidet, in Begleitung der Prinzen, Herren und des ganzen Hofes, deren Zug die Leibwache desselben eröffnete, nach der Hauptkirche zu St. Denis, deren Thüren verschlossen waren. Der Großkanzler klopfte an, und sie wurden sogleich eröffnet. Man sah den Erzbischof von Bourges in Pontifikalkleidung auf einem Sessel

sitzend,

sitzend, und von einer großen Anzahl Prälaten umgeben. Er fragte den König: „wer seyd ihr? und was verlangt ihr?" Heinrich antwortete: „ich bin der König von Frankreich und Navarra, und verlange in den Schooß der römisch-katholischen Kirche aufgenommen zu werden." Der Erzbischof erwiederte: „verlangt ihr es von ganzem Herzen, und fühlt ihr eine wahre Reue über eure vorigen Irrthümer?" Auf diese Worte warf sich der König auf die Knie, und sagte, daß er die stärkste Reue über seine vorigen Irthümer fühle, sie abschwöre und verwünsche, und in der römisch-katholischen und apostolischen Kirche leben und sterben wolle, welche er mit Aufopferung seines Lebens zu beschützen und zu vertheidigen versprechе. Er laß hernach, das ihm schriftlich dargereichte Glaubensbekenntniß mit lauter Stimme ab, und gieng unter dem Jubelgeschrei einer ungeheuren Volksmenge und dem anhaltenden Kanonendonner in die Kirche, wo er sich vor dem Hauptaltare auf die Knie niederwarf, und das Gebet nachsagte, welches ihm der Erzbischof von Bourges vorsprach. Eben diesem legte er dann seine Beichte ab, ließ sich unter dem Thronhimmel nieder, und hörte das von dem Bischof von Nantes gehaltene Hochamt. Die ganze Versammlung bezeugte darüber die lebhafteste Freude. Der König kehrte nach dem Hochamte mitten durch die wogende Volksmasse in seinen Pallast zurück, und die Luft hallte wieder von dem Jubelgeschrei: es lebe der König! Noch am nemlichen Tage giengen Couriere an alle Parlamente, um ihnen den Vorgang bekannt zu machen. Am Abend sah man das ganze Land, von Montmartre an bis nach Pontoise, mit Freudenfeuern erleuchtet, und der Jubel verbreitete sich durch alle Städte, die sich dem Könige unterworfen hatten.

10.

Glückliche Wirkungen von Heinrichs Uebertritt zur katholiſchen Kirche.

Die Wiederkehr des Königs in den Schooß der katholiſchen Kirche war das ſicherſte Mittel, Frankreich zu beruhigen. Die erſte Wirkung dieſes Schrittes war ein dreimonatlicher Waffenſtillſtand, den der König mit dem Herzog von Mayenne ſchloß. Das Volk von der einen und der andern Parthey fieng nun an, die Segnungen der Freiheit und die Vortheile zu ſchmekken, welche die Eintracht zu einer Zeit hervorbrachte, da man dieſes Gut, bei der Erndte und Weinleſe, in einem höhern Grade bedurfte. Dieſe lange entbehrten Wohlthaten wirkten ſo heilſam auf die Geſinnungen des Volks, daß es um ſo geneigter wurde, zum Gehorſam gegen ſeinen rechtmäßigen König und zum Frieden zurück zu kehren. Es begann nun auch ein freier Umgang zwiſchen Menſchen, welche nicht allein Einer Nation angehörten, ſondern die auch durch Freundſchaft oder Verwandtſchaft aufs engſte mit einander verbunden waren. Sie verbannten den Haß und die Zwietracht, oder vielmehr den Partheygeiſt, welcher ſie ſo lange von einander getrennt hatte. Jeder war froh, ſich mit den Seinigen wieder zu vereinigen, das alte Band der Freundſchaft und des traulichen Umgangs wieder anzuknüpfen, und durch wechſelſeitige Hülfe und Unterſtützung jenen Bedürfniſſen und dem Elende zu ſteuern, welches der lange dauernde Krieg hervorgebracht hatte. In den häufigen freundſchaftlichen Zuſammenkünften erzählte jeder ſein ausgeſtandenes Ungemach, verwünſchte die Urſachen dieſer Zwietracht und die Urheber ſo großer Uebel, und prieß die Vortheile der Eintracht und

des

Friedens. Da in diesen Zusammenkünften und Gesprächen die Sache des Königs wegen der offenbaren Rechte, welche er auf die Thronfolge hatte, sehr günstig erschien, und durch seine Bekehrung die Gewissensscrupeln größtentheils beseitigt worden waren, so hörte das Volk schon willig Alles an, was man zu seinem Vortheile sagte, und die Gemüther waren geneigter, sich ihm zu unterwerfen, als diesen so verderblichen Bürgerkrieg fortzusetzen, um den Ehrgeiz des Herzogs von Mayenne zu befriedigen, oder die nur zu offenbaren Absichten der Spanier zu unterstützen. Die Royalisten rühmten den Liguisten die Milde und Güte des Fürsten, dem sie dienten; die Aufrichtigkeit, mit welcher er sich zum katholischen Glauben bekehrt habe; die Popularität und Leutseligkeit, mit der er sich gegen alle seine Anhänger betrage; seine Tapferkeit und Unerschrockenheit, seine Klugheit und seinen Scharfsinn in Regierungssachen, und das Glück, welches alle seine Unternehmungen begleite. Sie fragten sie gegentheils, ob sie noch immer die Herrschsucht der lothringischen Prinzen, und die Ränke der Spanier nicht bemerkt hätten? Sie machten ihnen Vorwürfe, daß sie gegen die guten und wahren Franzosen zu Gunsten der alten Feinde der Nation Krieg führten, und mit ihrem Blute die spanische Monarchie auf den Trümmern und Ruinen von Frankreich zu errichten suchten. Sie beweinten diese große Blindheit und baten sie, das alte Feuer der Liebe für das Vaterland in ihrem Herzen wieder anzufachen, mit sich selbst Mitleid zu haben, und sich der Milde eines Fürsten zu unterwerfen, der mit offenen Armen bereit stehe, sie zu empfangen.

Alle diese Reden machten einen starken Eindruck auf Menschen, welche des Krieges müde, und durch das anhaltende Unglück ganz niedergeschlagen waren.

Der

Der König empfieng alle jene, die sich ihm näherten, mit der größten Huld, und erfüllte sie mit den schmeichelhaftesten Hofnungen. Er hatte seine vertrautesten Räthe in verschiedene Gegenden unter dem Vorwande, daß sie ihre häuslichen Geschäfte in Ordnung brächten, und ihre Freunde besuchten, vertheilt, welche sich auf eine geschickte Art mit der Eroberung der Herzen für ihren Herrn beschäftigten. Die Muthlosigkeit, die sich bei dem Mangel des Soldes, der Kleidung und der Lebensmittel bisweilen in der königlichen Armee geäußert hatte, war nunmehr dem Vertrauen und dem entschlossensten Muthe gewichen. Der König hatte zum öftern kein Mittagsbrod gehabt, war ärmer, als alle die, so ihn umgaben, und hatte sich gezwungen gesehen, sich bei seinem Kriegszahlmeister zu Gaste zu bitten. Jetzt beförderten die heimlichen Unterhandlungen mit den Gouverneurs verschiedener fester Städte den Triumph Heinrichs mehr als die Waffen. Viele unter ihnen eilten, vortheilhafte Traktaten zu schließen, hielten sich nach eigenem Belieben hoch im Preiß, und foderten ansenliche Summen. Es war dem Könige so viel daran gelegen, diese Leute zu gewinnen, daß er ihnen nichts abschlagen durfte; ja er versprach mehr, als er ihnen zu halten vermögend war.

Die Ligue, dieses vielköpfigte Ungeheuer, wurde nunmehr das Spiel ihrer eigenen Wuth, und nahte sich ihrem Untergange. Sie verlor mit der Ohnmacht ihrer Theilnehmer den Muth, mit dem Mangel an Allem ihren Stolz, und mit der allmählichen Verringerung ihres Bundes ihre Stärke. Jeder wollte das Ansehen seiner Stelle oder Würde zu seinem eigenen Vortheil benutzen. Mayenne ließ seinen leiblichen Bruder, den Herzog von Nemours, gefangen nehmen, weil er sich einen unabhängigen Staat in Lyonnois

nois errichten wollte. Diese Strafe schreckte die übrigen eben nicht sonderlich: denn wenn sie auch nicht offenbar das Joch der Unterwürfigkeit gegen Mayenne abwarfen, so suchten sie doch besondere Friedensschlüsse mit dem Könige zu machen. Und auf diese Art verloschallmählich das Kriegsfeuer fast in allen Provinzen. Mit Hülfe dieser Ruhe konnte man die Policey wieder in Ordnung bringen, die Heerstraßen sicher machen, und das platte Land von Räubern reinigen. Der Waffenstillstand gieng schnell vorüber; Mayenne bat um dessen Verlängerung, ganz Frankreich wünschte sie aufs eifrigste, und Heinrich bewilligte sie, anfangs auf einen Monat, hernach auf zwey.

Der König von Spanien konnte sich inzwischen noch immer nicht entschließen, sein Project auf die französische Krone, das ihn bereits ungeheure Summen kostete, fahren zu lassen. Aber es mangelten ihm allmählich durchaus die Mittel, das Ziel seines Ehrgeitzes zu erreichen. Es fehlte ihm ein General, den er Heinrich dem Vierten entgegen stellen konnte; es fehlte ihm an Geld und an Credit. Die Genueser und andere Italiener hatten ihm bereits sieben Millionen Dukaten geliehen, und dennoch war er den niederländischen Truppen ihren Sold noch schuldig, und eben diese Truppen hatten, nach ihrer Rückkehr aus Frankreich, ihre Fahnen verlassen, und sich eigene Offiziere gewählt, die ihnen alle Arten von Räubereyen und Erpressungen erlaubten.

Keiner von Heinrichs Feinden war aber schwerer zu besänftigen als der Pabst Clemens der Achte. Sogleich nach seinem Uebertritte zur katholischen Kirch hatte der König eine Gesandtschaft nach Rom abgeordnet, um den heiligen Vater zu bitten, ihm die Absolution vom Kirchenbanne zu ertheilen. Clemens war im höchsten Grade darüber erbittert, daß der

Erz-

Erzbischof von Bourges den König bereits absolvirt hatte, ob es gleich nur vorläufig, und in Erwartung der päbstlichen Bestätigung geschehen war. Er nannte es einen Eingriff in seine Rechte. Die Gesandten hatten Mühe zur Audienz zu gelangen, und der Pabst verschob es von einer Zeit zur andern, sich über ihr Verlangen zu erklären, unter dem Vorwande, daß er an der Aufrichtigkeit der Bekehrung des Königs zweifle. Clemens wollte an einem so ausgezeichneten Fürsten ein recht auffallendes Beispiel von seiner die ganze Christenheit umschließenden Macht geben, und er maßte sich es an, ihn nicht blos in die Kirchengemeinschaft aufzunehmen, sondern ihn recht eigentlich auf den Thron zu setzen, dessen ihn Sixtus der Fünfte unfähig erklärt hatte. Es vergiengen aber zwei Jahre, ehe Heinrich mit dem Pabste ausgesöhnt wurde. Erst da Clemens merkte, daß der König anfieng, in Ansehung seines Absolutionsgesuchs etwas gleichgültig zu werden; und da er besorgen mußte, daß Frankreich sich vom päbstlichen Stuhle ganz losreissen und vielleicht gar einen Patriarchen ernennen könnte, um des Pabstes Stelle in Frankreich zu vertreten, bezeugte er sich wohlwollender, und ertheilte dem Könige die Absolution. Die Handluug gieng im Vorhofe der Peterskirche mit großem Gepränge vor sich. Der Pabst saß auf einem erhabenen Throne, an den Seiten alle zu Rom anwesenden Kardinäle. Die Bevollmächtigten des Königs schworen knieend die Ketzerey im Namen desselben ab, und bekräftigten eidlich die verglichenen Bedingungen; man stimmte den ein und fünfzigsten Psalm oder das Miserere an, das gewönlich bei Hinrichtung der Malefikanten abgesungen wird. Bei jedem Verse berührte der Pabst die Abgeordneten mit einer Spießgerte, laß darauf einige Gebete ab, und sprach den König vom Banne los.

Hein-

Heinrich der Vierte, der den Geist der heiligen Schwärmerey kannte, setzte sich über diese entehrenden Formalitäten weg; er wußte, daß seine Absolution und die damit verbundene Ceremonie um des Volks willen, und um das Andenken des Vergangenen zu tilgen, nothwendig war.

II.

Nach der Einnahme der Hauptstadt wird Heinrich allmählich allgemein als König anerkannt.

Die Angelegenheiten Heinrichs hatten, noch ehe der Pabst sich bequemte ihn zu absolviren, eine sehr günstige Wendung genommen. Der Ruf von seiner Milde und Güte gewann ihm immer mehr Herzen. Er foderte in einem gnädigen und väterlichen Tone das französische Volk zur Unterwerfung auf, und versprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben sich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Privilegien, und reitzte dadurch immer mehrere, sich zu unterwerfen.

Da die Salbung der Könige von Frankreich zu Rheims, als eine nothwendige Feierlichkeit bei dem Antritte ihrer Regierung, angesehen wurde, so durfte Heinrich, als ein Neubekehrter, sie um so weniger unterlassen. Weil Rheims noch in den Händen der Ligue war, so veranstaltete er diese Feierlichkeit zu Chartres, in Gegenwart seines Hofes und vieler Bischöfe des Reichs. Heinrich nahm das Abendmahl unter beiderlei Gestalten, wie es die Könige am Tage dieser Ceremonialhandlung zu thun pflegten,

legte

legte den gewönlichen Eid ab, die katholische Religion und den apostolischen Stuhl aufrecht zu erhalten, und — berührte beim Ausgange aus der Kirche drei hundert Kranke, welche den Kropf hatten. Als die Tafel, welche auf diesen Act folgte, aufgehoben war, wohnte der König der Vesper bei, nahm den Orden des heiligen Geistes, und erneuerte seinen Schwur, den katholischen Glauben zu vertheidigen. Diese Ceremonie machte bei dem großen Haufen mehr Eindruck als alle Rechte des Königs. Vergebens waren die Protestationen des päbstlichen Legaten, welcher fortdauernd behauptete, der Pabst werde den König nie absolviren. Man achtete jetzt seinen Ungestümm und seine Drohungen so wenig, daß viele vom Adel die Armee der Ligue verließen, und zum Könige übergiengen. Selbst zu Paris war die königliche Parthey so stark, daß sie schon insgeheim Anstalt machte, dem König die Stadt in die Hände zu liefern. Nur Mayenne's Gegenwart verhinderte die Uebergabe. Indessen sah dieser seine Parthei von Tag zu Tag abnehmen und die Zahl der königlich Gesinnten sich verstärken. Auch war ihm nicht unbekannt, daß Rouen mit dem Könige schon in Unterhandlungen stund, und es ließ sich erwarten, daß Paris bald nachfolgen würde. Vielleicht hätte sich der Herzog von Mayenne mit dem Könige ausgesöhnt und verglichen; aber sein eidliches Versprechen, daß er ihm nicht gehorchen wolle, so lange er nicht vom Pabste absolvirt wäre, erlaubte das nicht. Unter diesen Umständen hielt er's für's Sicherste, sich von Paris ganz zu entfernen. Er begab sich mit seiner Familie nach Soissons, und ließ den Grafen von Brissac als Gouverneur der Hauptstadt zurück, weil er ihn als seinen besten Freund, auf den er sich verlassen könnte, ansah; allein dieser Freund wurde ihm un-

untreu, und ließ sich mit dem Könige in Unterhandlungen ein.

So groß die Zahl der Freunde war, die Heinrich in der Hauptstadt hatte, so war es doch gefährlich, ihm die Thore zu öffnen. Brissacs Leben stund dabei in Gefahr, denn die wüthenden Sechzehner, die Spanier und die Armen, die von diesen gefüttert wurden, lauerten ihm scharf auf, und sprachen laut davon, daß sie die Stadt an allen Ecken anzünden wollten, wenn der Bearner eingelassen würde. Brissac versäumte indessen keine Vorsicht. Die meisten Mitglieder des Parlaments brachte er durch vernünftige Vorstellungen, auch wohl durch Versprechungen, insgeheim auf seine Seite, und das Volk gewann er durch Processionen, in denen das Bildniß der heiligen Genovefa, der Schutzheiligen von Paris, vorangetragen wurde. Er besetzte ferner die wichtigsten Posten nicht mehr mit Spaniern, sondern mit Franzosen und sichern Leuten, dann bewirkte er ein Edict, daß kein Bürger öffentlich Waffen tragen solle, und ganz zuletzt, da alles bereit war, versammelte er die Obersten und Hauptleute der Stadtviertel, durch die er schon vorher die Sechzehner verdrängt hatte, und verabredete alles mit ihnen. Noch in der Nacht erhielt Heinrich die nöhige Nachricht, und die Spanier und Liguisten wurden wie vom Donner gerührt, als die königlichen Truppen mit einemmale die Stadt besetzten.

Am zwei und zwanzigsten März des Jahres ein tausend fünf hundert und vier und neunzig Morgens um vier Uhr rückten sie zu gleicher Zeit an vier Orten ein, und bemächtigten sich des Zeughauses, des Pallasts, der Thore, öffentlicher Plätze und Brücken. Die überraschten Liguisten wagten keinen Widerstand, zumal da es ihnen ganz an Anführern fehlte, und ver-

verschlossen sich still in ihre Häuser. Ein einziger Haufe von der spanischen Besatzung machte Miene, die Einrückenden anzugreifen, wurde aber schnell umringt und niedergemacht. Sobald man sich der Stadt ganz versichert hatte, zog Heinrich selbst an der Spitze seiner übrigen Truppen und von einem zahlreichen Adel umgeben in dieselbe ein; ein lautes herzliches Freudengeschrei: es lebe unser König! verscheuchte die Unruhe seiner Seele, die bei dem Eintritte auf seinem Gesichte lag. Seine erste Beschäftigung war, Gott in der Hauptkirche für diese glückliche Begebenheit zu danken. Der fröliche Zuruf des Volks war so allgemein, daß er zu seinem Gefolge sagte: „Ich sehe wohl, daß dieß arme Volk in der Tyranney ist gehalten worden.“ Und da er in die Kirche gleichsam getragen wurde, gab er nicht zu, daß ihm seine Leibwache mehr Platz verschaffe. „Ich will lieber, sagte er, mehr Mühe haben, hinein zu kommen, wenn sie mich nur nach ihrer Bequemlichkeit sehen: denn sie haben eine ausgehungerte Begierde, einen König zu sehen.“ Außer der Kirche wurde selbst in fernen Heerstraßen der feierliche Hochgesang: „Herr Gott, dich loben wir!“ mit dem freudetrunkenen Geschrei: es lebe unser König! untermischt. Aus der Kirche trug man ihn wieder halb schwebend ins Louvre, wo ihn seine Offiziere und ein Mittagsmahl erwarteten, das in der unabgeänderten Art auf eine unabgeänderte Regierung zu deuten schien. Am Nachmittag waren alle Kaufläden geöffnet, der Handwerker kehrte in seine Werkstätte, der Taglöhner zu seiner Arbeit zurück, und der Bürger unterhielt sich traulich mit den Soldaten. Die Bastille allein war noch in der Gewalt der Liguisten. Der Kommandant derselben machte weder den ersten noch den zweiten Tag irgend eine Miene, sich ergeben zu wollen; er

betrug ſich im Gegentheil feindſelig gegen die Stadt, und ließ mehrere Kanonen auf dieſelbe abfeuern. Als man aber Artillerie herbrachte, und ihm Lebensmittel und Munition zu mangeln anfiengen, ſo bequemte er ſich zur Uebergabe. Nunmehr verbannten ſich viele Liguiſten freiwillig aus ihrem Vaterlande, weil ſie lieber auf Frankreich Verzicht thun, als den Bearner für ihren König erkennen wollten. Der Kardinal von Pelleve, ein wüthender Liguiſt, ſtarb vor Aerger, und der päbſtliche Legate war durchaus nicht zu bewegen, länger in einem Lande zu bleiben, deſſen Regent die päbſtliche Abſolution nicht erhalten hatte.

Der König belohnte alle diejenigen, die ihm eine ſo herrliche Eroberung geſichert hatten; denn hauptſächlich war es darauf angekommen, feſten Fuß in der Hauptſtadt zu faſſen, um von da aus die Feinde aus dem Mittelpunkt des Reichs nach den Gränzen zu verdrängen. Briſſac, als der erſte Urheber dieſes großen Unternehmens, erhielt die Marſchallswürde und hundert tauſend Thaler; andere Freunde wurden nicht weniger königlich belohnt.

Heinrich hatte damals viele ſeiner tödlichſten Feinde in ſeiner Gewalt, aber er beſtrafte keinen. Er ſchickte Herolde aus, welche eine allgemeine Amneſtie durch alle Straßen der Stadt ausrufen mußten. Den Herzoginnen von Montpenſier und von Nemours, die zu den eifrigſten Anhängern der Ligue gehörten, gab er eine Wache von ſeiner Garde, um ſie zu beruhigen und vor der Gewalt des Pöbels zu ſchützen, ja er beſuchte ſie noch an eben dem Tage und ſpielte mit ihnen in der Karte. Als die ſpaniſche Beſatzung auszog, ſagte er zu den Geſandten dieſer Nation, welche ſich dabei befanden: „Meine Herren, empfehlen Sie mich Ihrem Könige; reiſen Sie glücklich, aber kommen Sie ja nicht wieder.“ Als man ihm einige

nannte, die seine Rache ganz vorzüglich verdient hätten, und ihn ermahnte, sie greifen zu lassen, sagte er: „Nein, nein! ich will alles vergessen, alles verzeihen: kann man wohl diesen Leuten ihre Handlungen mehr verargen, als einem Rasenden, wenn er nackend umher läuft?“ Viele, welche bisher die abscheulichsten Ausschweifungen begangen, und sich durch öffentliche Räubereyen bereichert hatten, bekamen nur Befehl, sich aus Paris wegzubegeben, und manche derselben erhielten sogar in der Folge Erlaubniß zurück zu kommen. Man stellte dem Könige vor, daß sich seine rechtschaffenen Unterthanen daran ärgerten; allein er antwortete: „Meine Siege kommen von Gott, und da er mir vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben.“ So entsagte Heinrich der Gerechtigkeit, die er sich selbst schuldig war; ja er übertrieb die Milde gegen seine Feinde vielleicht auf Kosten derer, die ihm treu anhiengen. Wenigstens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt seyn wolle. Er selber pflegte zu sagen: „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Bley ihrer Bosheit nicht sichtbar werde.“ Da einige geistliche Gemeinden die gewönlichen Kirchengebete für die Erhaltung des Königs nicht beten wollten, sagte er: „Man lasse sie — sie sind noch böse auf mich.“

Der Herr der Hauptstadt wurde nunmehr allmählich auch der Herr der Provinzen. Das Volk und die Gouverneurs, welche des Krieges müde waren, und durch die vortheilhaften Bedingnisse, welche der König jenen angedeihen ließ, die unter seinen Gehorsam zurück kehrten, angelockt wurden, eilten gleichsam wetteifernd, ihn anzuerkennen. Der Hof wimmelte von denjenigen, welche entweder ihren eige-

nen

nen Vergleich oder jenen ihrer Freunde und Anhänger, oder der Städte und Gemeinden unterhandelten, die sich dem Könige unterwarfen.

Der Herzog von Mayenne hingegen beharrte unveränderlich in seiner Widerspenstigkeit, und wollte den Titel eines Generalstatthalters der Krone nicht ablegen. Er hatte sich nach Bourgogne, wo er Statthalter war, zurückgezogen; denn hier hatte er noch den meisten Anhang. Da es vornemlich der Beistand der Spanier war, worauf er sich verließ, so wurde im Staatsrath beschlossen, der Krone Spanien förmlich den Krieg anzukündigen. Er wurde mit abwechselndem Glücke geführt. Heinrich focht mit gewohnter Herzhaftigkeit, und setzte sich unter andern am fünften Junius des Jahres ein tausend fünf hundert fünf und neunzig bei Fontaine-Françoise in Burgund der Gefahr so sehr aus, daß er mit einigen hundert Reutern den Angriff der ganzen feindlichen Armee aushielt. „Bei andern Gelegenheiten, sagte er, hab' ich um den Sieg gefochten; aber dießmal um mein Leben." Die Folge davon war, daß die Spanier sich zurück zogen, und Mayenne in Unterhandlungen trat. Heinrich behandelte ihn mit höchster Billigkeit, übernahm die Bezahlung seiner Schulden, befreite seine Güter von allen Verpfändungen, und gab ihm auf sechs Jahre drei Sicherheitsplätze mit dem Vorrechte, daß kein Hugonot darinn seine Versammlungen halten dürfe.

Als Mayenne zum erstenmal zum Könige nach Monceaux kam, um ihm persönlich seine Unterthänigkeit zu beweisen, empfieng ihn dieser im Park mit der offensten Freundlichkeit, umarmte ihn dreimal, und behandelte ihn mit einer Unbefangenheit, die einen alten Diener in ihm vermuthen ließ. „Gnädigster Herr, stotterte Mayenne, Sie haben mich heute

von dem spanischen Hochmuth, und den italienischen Ränken befreit." — „Ich schätze, entgegnete Heinrich, einen Mann von Ehre und Charakter, ich zweifle keinen Augenblick an Ihrer Versicherung. Sehen Sie, fuhr er fort, und nahm ihn bei der Hand, hier und dort will ich noch Verschönerungen in diesem Parke anbringen, was halten Sie davon?" So unterhielt er seinen ehemaligen Feind, und gieng dabei so schnell, daß Mayenne ihm in der Schwüle des Tages mit seinem starken und schwerfälligen Körper kaum folgen konnte. Keichend und schnaubend antwortete er nur noch in einzelnen abgebrochenen Worten. „Nicht wahr, Vetter, sagte endlich der König zu ihm, ich gehe ihnen zu geschwinde?" Der Herzog gestand seine Ermüdung mit einer sichtbaren Verlegenheit. „Geben Sie mir die Hand, Vetter, fuhr er fort, umarmte ihn und klopfte ihn auf die Achsel, denn das ist meine ganze Rache, die ich an ihnen genommen habe." Innigst gerührt warf sich Mayenne zu den Füssen seines Herrn, küßte weinend seine Hand, und schwor, daß er dem Könige, der erst heute seinen Sieg über ihn vollendet habe, wider seine eigenen Kinder dienen werde. „Ich glaube es, so entließ ihn Heinrich, und damit Sie mir desto länger dienen und mich lieben können, so gehen Sie ins Schloß, ruhen Sie aus, kühlen Sie sich ab; denn sie haben es nöthig. Ich will Ihnen zwei Bouteillen Artoier schicken, dem Sie, wie ich weiß, gut sind."

Der Krieg mit Spanien dauerte noch einige Zeit fort. Doch Philipp, den Alter und Kränklichkeit kaltblütiger gemacht hatten, überzeugte sich immer mehr, daß die Hofnung, den französischen Thron zu erwerben, ihn getäuscht hatte. Seine Kasse war leer, seine Soldaten waren unzufrieden, und da auch Heinrich seinem Reiche Ruhe gönnte, so kam am

zwei-

zweiten May des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und neunzig unter päbstlicher Vermittlung ein Friede zu Stande. Philipp gab, gegen Cambray, alle in Frankreich eroberten Oerter zurück.

VI. Verschwörungen gegen das Leben König Heinrich IV. von Frankreich.

In den Jahren 1593, 1594 und 1610.

I.

Gemählde der Regierung König Heinrich des Vierten.

Alle europäische Nationen, und nicht die französische allein, die er beherrscht hat, nennen Heinrich den Vierten willig und mit Ueberzeugung den Großen. Er hat eine Bahn betreten, die kein König, von denen die mit ihm verglichen werden können, betreten hat. Er mußte sich erst lange Jahre vor den Augen der Welt und seines Volks des Thrones würdig bezeugen, bevor er ihn besteigen konnte. Kurz er vereinigte alle Eigenschaften eines großen und trefflichen Fürsten in sich zusammen, und ließ mitten unter häufigen und gefährlichen Hindernissen das seltene Talent sehen, Völker zu beherrschen und glücklich zu machen.

Nie war vielleicht ein Reich durch die Greuel eines in seinem Innern wüthenden Bürgerkrieges so fürchterlich zerrüttet, als Frankreich zu der Zeit, da Heinrich endlich nach vieljährigen Kämpfen zum

ruhigen Besitz des Thrones gelangt war. Die Krone war mit Schulden belastet, das Land verödet, ganze Gegenden entvölkert, das Volk in die tiefste Armuth herabgesunken, der Adel durch immer erneuerte Scenen von Aufruhr und Zügellosigkeit, an Räubereyen und Verachtung aller gesetzlichen Ordnung gewöhnt. Die Angesehensten unter denselben verachteten die Würde des Monarchen, scheueten sich nicht, Eingriffe in die Rechte der Krone zu wagen, und schalteten nach Gutdünken mit dem Leben und dem Eigenthume der Bürger. Nur ein Fürst, wie Heinrich, war vielleicht im Stande, unter diesen ungünstigen Umständen, das Reich, der Verwirrung und Anarchie, und seine Bürger, dem Untergange zu entreissen. Mit einem für Menschenwohl und Unterthanenglück erwärmten Herzen verband der edle Monarch die reife Ueberlegung eines Mannes und den kühnen Muth eines Jünglings. Seine Erfahrenheit in der Kriegskunst und die persönliche Tapferkeit, die er zum öftern gegen seine Feinde bewiesen hatte, erwarben ihm die Achtung der Armee, seine Leutseligkeit und Großmuth die Liebe des Volks, und seine Thätigkeit und Entschlossenheit machten es ihm leicht, den Mißvergnügten die Spitze zu bieten, und ihre Anschläge, bevor sie zur Ausführung gediehen, in der Geburt zu ersticken.

Seine Reformen fieng Heinrich mit einem unbedeutenden, aber in seiner Folge äußerst wichtigen Gesetze an, daß niemand als seine leichte Kavallerie, seine Gensdarmes und seine Leibwache, doch alle drei nur alsdann, wenn sie wirklich im Dienste waren, Schießgewehre unter Strafe der Konfiskation, nebst Erlegung der Summe von zwei hundert Thaler, und bei Wiederholung unter einer unabbittlichen Lebensstrafe tragen sollten — einer Verordnung, die wirklich

lich das Verhältniß des Verbrechens zur Strafe überschreitet, die aber unter den damaligen Umständen, wo die Zügellosigkeit das Eigenthum angriff, und kein Gesetz als ihre Stärke erkannte, äußerst dringend geworden war. Da während der bisherigen langwierigen Kriege die Vorrechte des Soldatenstandes in strafbare Ungebundenheit und freche Gewaltthätigkeit ausgeartet waren, wobei besonders der Landmann sehr gedrückt wurde, so verabschiedete Heinrich nicht nur den größten Theil der neuen Truppen, sondern reducirte auch die alten um mehr als die Hälfte. In den Provinzen übten die Statthalter, wie die großen Landeigenthümer auf ihren Gütern, eine Gewalt aus, die das Bild der absolutesten Souverainität war. Die Statthalter begnadigten die Verbrecher mit Straflosigkeit, legten Jahrmärkte an, ertheilten Adelsbriefe, legitimirten uneheliche Kinder, und sprachen Recht in allen Civil- und Criminalsachen. Die Landeigenthümer übten auf ihren Gütern dieselbe Tyranney aus, wie zu den Zeiten, da die Lehnsverfassung in ihrer höchsten Blüthe war. Jeder plagte seine Unterthanen und seine Nachbarn, so weit es seine Kräfte erlaubten, führte neue Abgaben, neue Zölle und neue Frohndienste ein.

Indem Heinrich diesen Unordnungen steuerte, das Eigenthum sicherte und Gewaltthätigkeiten unterdrückte, war er zugleich bemüht, die alte Einfachheit der Sitten zurückzuführen. Der Adel hatte bis dahin nicht nur durch einen asiatischen Luxus, den das gedrückte Volk und die Schatzkammer nicht mehr befriedigen konnte, sondern auch durch die Folgen desselben — eine erschlaffende Weichlichkeit die wahre Kraft des Staats und der Nation vernichtet oder gelähmt. „Es ist sehr gut, meine Herren, wenn Sie in Ihre Provinzen zurück gehen und Oekonomie lernen;“ so

entließ Heinrich den Schwarm von Adelichen, der am Hofe seine Person umlagerte. Und um ihnen in Ansehung der Kleiderpracht ein gutes Beispiel zu geben, kleidete er sich ganz einfach: ein grauer Tuchrock und eine seidene Weste, ohne alle Einfassung und Stickerei, waren sein gewönlicher Anzug. Herzlich und oft in beissendem Spotte lachte er über alle, die, nach seinem treffenden Ausdruck, ihre Mühlen und hohen Wälder auf ihrem Rücken trugen. Da bisher für seidene Zeuge viel Geld aus dem Lande gieng, so ließ er in mehreren südlichen Gegenden von Frankreich Maulbeerbäume pflanzen, Seidenwürmer ziehen, und nicht nur in der Wartung derselben, sondern auch in der Verfertigung seidener Zeuge, Leute unterrichten. Seine eigene Tafel war sehr frugal, und auch dadurch wirkte er als Beispiel wohlthätig auf das Land.

Um die Unterthanen zu bereichern und allen möglichen Ueberfluß herbei zu schaffen, strebte er den Geist der Thätigkeit und Industrie anzuregen und weise zu leiten. „Ich will, daß der Aermste meiner Unterthanen in der Woche sein Fleisch, und am Sonntage seine Henne im Topfe habe:“ das sagte der König, als er und sein Staat unter der Schuldenlast erlagen, als seine Unterthanen durch den verwüstenden Krieg und die harten Auflagen ausgesogen, der Boden des Landes verödet, die Verbindungen mit benachbarten Staaten zerrissen, das Länderpaarende Schiff entmastet, die Cirkulation des Geldes gelähmt, und der Fluch über alle Provinzen verbreitet war — und er hat mehr gehalten als er versprach. Ganz Frankreich, ehemals der Aufenthalt von Schlangen und giftigen Thieren, und die Höhle der Spitzbuben, Straßenräuber und Taugenichtse, nahm nach der hergestellten Ruhe die Gestalt eines Bienenkorbs an,

worinn

worinn alle Unterthanen wetteifernd ihr Wachs und Honig eintrugen. Der Müßiggang ward mit dem allgemeinsten Hasse verfolgt, und mit dem Namen eines Verbrechens gebrandmarkt; die Statthalter erhielten die schärfste Weisung, alle Bettler, Vagabunden und unbeschäftigte Menschen in den Provinzen zusammen zu treiben, und sie wider ihren Willen zur Arbeit anzuhalten. Die entlassenen Kriegstruppen mußten die unfruchtbaren Gegenden bebauen; die Untauglichen, und in seinem Dienst nicht ganz Verstümmelten mußten arbeiten; der Adel mußte durch Beiträge zu den gewönlichen Staatslasten den Druck der nicht Befreiten erleichtern, und die Geistlichen mußten zur Aufmunterung des Fleißes wirksam seyn.

Ein neues Leben erhielt der vorher vernachläßigte Ackerbau, und die ganze Landwirthschaft eine veränderte Gestalt. Keine Monopolien, kein Druck der Privattyrannen konnte den Genuß der vervielfältigten Früchte des Fleißes beschränken, den der Regent durch Befreiung der Abgaben, durch Sicherheit und Wachsamkeit lohnte. Ueberall erhoben sich Dörfer und Meierhöfe, der ödeste Boden wurde umgewühlt, Wildnisse in Gärten umgeschaffen, Berge abgetragen, große Klüfte geebnet, der Viehstand vergrößert, die Schaafzucht veredelt, Wälder in holzarmen Gegenden gepflanzt, die Früchte des Landes selbst gezogen, und sogar der Bergbau versucht. Die einzelnen Zweige der Stadtwirthschaft wurden mit gleicher Sorgfalt gepflegt; es entstund eine Menge neuer Fabriken und Manufacturen, und der Handel schuf einen Landesreichthum, womit der König die Grundsteuer in fünfzehn Jahren um zehen Millionen milderte, über hundert Millionen Schulden bezahlte, viele veräußerte Krongüter einlöste, die Heerstraßen herstellte, eine Menge Chausseen und Brücken an ungangbaren

Or-

Orten mit römischer Pracht und Schönheit anlegte, und die Stadt Paris nicht nur durch neue Gebäude erweiterte, sondern auch in ächtem Geschmack verschönerte. Vieles andere, das Heinrich in dieser Beziehung that, muß hier übergangen werden.

Die Hugonotten gehörten zu seinen fleißigsten Unterthanen; Heinrich hatte ehemals im Glauben mit ihnen übereingestimmt; sein Herz war ihnen immer noch nicht ungeneigt. Um ihre politische Existenz zu sichern, und allen Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen, gab er am zwanzigsten April des Jahres ein tausend fünf hundert und acht und neunzig das berühmte Edict von Nantes, worinn den Hugonotten in allen Stücken völlig gleiche Rechte mit den Katholiken zugesichert wurden. Das Parlament zauderte zwar ein ganzes Jahr lang mit der Registrirung dieses Edicts, und that mehrmals nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich durch seine einschmeichelnde Beredsamkeit dahin, daß die Herren ihre Meinung zurücknahmen.

Ein Segen für Frankreich war es, daß Heinrich einen Mann fand, der eben so viel Geist und Kenntnisse, als Rechtschaffenheit besaß, die wohlwollenden Plane des Monarchen auf's kräftigste zu unterstützen, und auf dessen Schultern er einen Theil der Regierungssorgen wälzen konnte. Heinrich fand ihn in seinem Lieblinge, dem Marquis von Rosay, den er zum Herzoge von Sully erhob. Eben so tapfer im Kriege, als scharfsichtig im Kabinet, war Sully seinem Könige an ausdaurender Beharrlichkeit noch überlegen. Wenn Heinrichs lebhafter Geist nur immer das Ganze zu umfassen strebte, ohne mit seiner Aufmerksamkeit lange auf einem einzelnen Gegenstande zu haften, so drang Sullys Scharfblick in das kleinste Detail der Geschäfte, und ruhte nicht

eher,

eher, bis er den Gegenstand seines Forschens von allen Seiten durchschaut hatte. An die Person seines Fürsten durch Hochachtung und Freundschaft, an das Wohl des Staats durch Grundsätze gekettet, bot er mit unermüdeter Thätigkeit alles auf, was in seinen Kräften stund, das Ansehen der Regierung wieder herzustellen, ohne jedoch das Mißtrauen des Adels zu erwecken und die geheiligten Rechte der Nation zu kränken. Der vornehmste Geschäftszweig, dem er seine Aufmerksamkeit widmete, waren die Finanzen, welche er in der größten Verwirrung antraf. Die ungeheure Verschwendung der vorhergehenden Könige, die so lange anhaltenden bürgerlichen Kriege, die vielen Zweige der Staatseinkünfte, die sich die Großen angemaßt hatten, die vielen fremden Gläubiger, mit denen man zu thun hatte, und die große Menge von Pächtern und Einnehmern, die, den Vortheil mit den Staatsbeamten theilend, den Schatz plünderten, und das Volk drückten, machten das französische Finanzwesen dieser Zeit zu einem System der Unordnung und Ungerechtigkeit. Doch Sully brachte Ordnung in dieses Chaos, und durch eine Menge weiser Vorkehrungen gelang es ihm, binnen fünf Jahren alle Schulden der Krone zu tilgen, die Einkünfte um vier Millionen Livres zu vermehren, und bei dem Allen eine Summe von vier Millionen für den Schatz zu erübrigen, während er die Auflagen beträchtlich verminderte.

Alles, was Heinrich, unterstützt von seinen weisen Ministern, zum Wohl Frankreichs that, geschah aus wahrem Wohlwollen und floß aus den edelsten Gesinnungen. Er vereinigte die feinste Politik mit der redlichsten Offenheit, die kühnste Tapferkeit mit unerschöpflicher Menschenliebe, die erhabensten Gesinnungen mit der liebenswürdigsten Simplicität der

Sit-

Sitten. Aber im Gefolge dieser Tugenden stunden auch nicht wenige Fehler. Man wirft ihm verschiedene Gewaltthätigkeiten vor, die er verübte, ehe er König von Frankreich ward. Er machte grausame Gesetze wider die Wilddiebe, denn er war ein leidenschaftlicher Jäger. Der Leidenschaft zum Spiel war er bis zur Ausschweifung ergeben. Allein sein wesentlicher Fehler, der seinen seltenen Eigenschaften höchst nachtheilig gewesen ist, war seine ausschweifende Liebe zum Frauenzimmer. Sein lebhaftes Blut, sein leidenschaftliches Temperament, und sein für die Eindrücke der Schönheit nur allzu empfängliches Herz machten es ihm zum Bedürfniß, stets einen Gegenstand zu haben, dem er mit allem Feuer eines zärtlichen Liebhabers anhieng. Ja diese Neigung verleitete ihn zu Verkleidungen, die die königliche Majestät öfters in seiner Person verächtlich machten. Man sah ihn als Kohlenbrenner, als Bauer, als Lastträger verkleidet, und er war bei diesen unwürdigen Maskeraden bisweilen in Lebensgefahr, weil ihr Bewegungsgrund höchst strafbar war, und er dabei darauf ausgieng, unerfahrne Schönen zu verführen. Sogar schonte er des Ehebetts nicht, und seine Ausschweifungen gaben bisweilen öffentliches Aergerniß. Bei dem allen war Heinrich einer der besten und verdientesten Regenten; er hatte große Fehler, aber noch größere Tugenden und Verdienste.

2.

Erster Mordanschlag gegen Heinrich den Vierten durch Peter Barriere.

So groß die Verdienste waren, die sich Heinrich um Frankreichs Nationalwohlstand erwarb; so wohlwollend

wollend und großmüthig er seine Feinde behandelte, so schlich doch immer eine Rotte im Stillen, die ihm seine Neigung für die Hugonotten nicht verzeihen konnte, die ihn einen Heuchler schalt, und es für verdienstlich hielt, ihn aus dem Wege zu räumen. Und der Fanatismus ruhte nicht eher, bis er seinen verruchten Zweck erreicht hatte. Der erste Anschlag gegen das Leben des Königs, wurde zu einer Zeit gefaßt, wo die Gemüther sich in der schröcklichsten Gährung befanden, und alle Ordensgeistliche von ihren Kanzeln die Lehre des Königsmords predigten. Peter Barriere hieß der Elende, der den König zu ermorden trachtete.

Dieser Mensch war von geringen Eltern aus Orleans gebürtig, wo er das Handwerk eines Schiffers auf der Loire trieb. Da man ihn als einen stumpfsinnigen, aber wilden Menschen kannte, so hatte man ihn zur Ausführung vieler Lasterthaten gebraucht. Seine Gewissensbisse und seine ausschweifenden Sitten verleiteten ihn zu einem herumirrenden Leben. Blinde Wuth und empörte Leidenschaft gab ihm, wie man erzählt, den ersten Gedanken ein, seinen König zu ermorden. Er hatte nemlich bei einer gewissen Gelegenheit ein Kammermädchen der jungen Königinn von Navarra, der Gemahlinn Heinrichs des Vierten, kennen gelernt, und sich aufs feurigste in sie verliebt. Allein das feinere Weib konnte sich unmöglich dem rohen Manne ergeben, und wies daher seine Bemühungen um ihre Gunst, vielleicht mit zu vieler Bitterkeit, ab. Diese Kränkung wirkte auf die Seele dieses heftigen Menschen dergestalt, daß er nur durch eine ungeheure That seine Wuth und seinen Schmerz besänftigen zu können glaubte. Der Tod seiner stolzen Geliebten dünkte ihm dazu nicht hinreichend zu seyn, und da er hörte, daß der jetzt regierende Kö-

nig

nig ein Ketzer sey, und sein Tod für ganz Frankreich eine außerordentliche Wohlthat seyn werde, so faßte er den Plan, lieber den König umzubringen.

Voll von diesem Gedanken reiste Barriere im Jahr ein tausend fünf hundert und drei und neunzig nach Lyon, und entdeckte seinen Vorsatz einem Karmelitermönche und einem Kapuciner, wie auch zwei Priestern. Die Eröfnung ward beifällig angehört, und der Böswicht wurde sogar angefeuert, ein Vorhaben auszuführen, das dem Höchsten angenehm seyn müsse, der die Ketzer vertilgt wissen wolle. Bald darauf fragte er auch noch einen Dominikaner, Namens Serafino Bianchi aus Florenz, um Rath. Dieser, ein Mann von Ehre und Empfindung, entsetzte sich über die Kühnheit und das verruchte Vorhaben des Böswichts, und entschloß sich sogleich, die schändliche Absicht desselben zu vereiteln. Allein die Klugheit rieth ihm dabei seine Zuflucht zur List zu nehmen. Er verstellte sich daher und sagte, daß es eine Sache sey, die man wohl überlegen müsse, ehe man zur Ausführung schritte: er solle den folgenden Tag wieder kommen, um die Antwort zu erhalten.

Bianchi war indessen auf Vorkehrungen bedacht, um den König von der ihm drohenden Gefahr zu benachrichtigen. Er ließ einen Herrn von Brancaleon Kammerherrn der verwittweten Königinn, der sich damals zu Lyon aufhielt, und von dessen Treue und Liebe gegen den König er überzeugt war, zu sich kommen, entdeckte ihm die Gefahr, in welcher der König schwebe, und bat ihn am folgenden Tage, wenn Barriere wieder bei ihm erscheinen würde, ebenfalls zugegen zu seyn, und sich die Person des Böswichts recht bestimmt ins Auge und Gedächtniß zu fassen, sodann aber eilends sich nach Paris zu begeben

geben, und Anstalten zu treffen, daß man sich des Barriere bemächtigen könne.

Am folgenden Tage erschien dieser bei dem redlichen Dominikanermönche, wo sich Brancaleon bereits befand. Bianchi unterhielt sie sehr lange zusammen, sprach mancherlei über den Königsmord, äußerte aber, daß er nicht recht wisse, wozu er rathen solle. Brancaleon machte sich nun auf den Weg nach Paris, um dem Könige den Mordanschlag zu entdekken, allein Barriere war ihm zuvor gekommen und hatte sich sogleich nach seiner Ankunft zu dem Priester Aubry begeben, und diesem sein Vorhaben entdeckt, jedoch mit dem Zusatze: daß er nunmehr, da er gehört habe, daß der König die katholische Religion angenommen, Bedenken trage, sein Vorhaben auszuführen. Allein dieser Diener der Religion, des Friedens und der Liebe, gab ihm zur Antwort: dies dürfte ihn nicht irre machen, denn die Religionsveränderung Heinrichs sey nur Verstellung, und nur der Tod desselben könne der allein seligmachenden Kirche Sicherheit und Ruhe verschaffen. Er führte ihn hierauf zu dem Pater Rector der Jesuiten Varada, der ihm noch stärkere Gründe zur Begehung des Mordes vorzulegen wußte, und ihm zur Weihe seiner That auch das Abendmahl reichte.

Barriere kaufte sich nun sogleich ein großes Messer, ließ es zweischneidig schleifen, und begab sich nach St. Denys, wo damals der König sich aufhielt. Dieser begegnete dem Mörder, als er eben aus der Messe kam, aber Barriere hatte doch nicht Muth genug ihn anzugreifen, und in seinem nachherigen Verhöre gestand er: es sey ihm damals gerade so zu Muthe gewesen, als ob er einen Strick um den Leib gehabt habe, an dem ihn jemand immer zurückgezogen, so oft er dem König sich habe nä-

nähern wollen. Allein demohngeachtet gab er seinen Vorsatz nicht auf, sondern folgte dem Könige, der eben im Begriff war abzureisen, bis nach Melun. Ob er nun gleich auf diesem Wege sehr oft Gelegenheit hatte, den Mord zu vollbringen, so fehlte es ihm doch immer an der Entschlossenheit dazu, und Heinrichs Leben sollte dießmal noch aus der Gefahr gerettet werden; denn unterdessen war Brancaleon in Paris angekommen, und dem Könige sogleich nachgeeilt, den er zu Melun glücklich erreichte. Sogleich erkannte dieser den an das Gefolge des Königs sich anschließenden Barriere, der denn nach vorhergegangener Aufdeckung des schwarzen Geheimnisses sogleich ergriffen und in Fesseln geworfen wurde. In den Verhören bekannte er, daß er die Absicht, den König zu ermorden, gehabt, und sein Vorhaben dem Dominikaner zu Lyon entdeckt habe; als ihm aber die Bekehrung des Königs zu Ohren gekommen sey, habe er sein Vorhaben aufgegeben, und sich entschlossen, nach seiner Vaterstadt Orleans zurück zu gehen, um sich in ein Kapucinerkloster zu begeben. Er sagte dieß in einem so kühnen und verächtlichen Tone, daß man daran nur zu sehr den Schuldigen erkannte, auch fand man bei ihm das große zweischneidige Messer, welches ein neuer Beweis seines vorgehabten Verbrechens war. Da alle Umstände so laut gegen ihn sprachen, so bekannte er endlich sein ganzes abscheuliches Vorhaben, und pries sich glücklich, daß er es nicht habe ausführen können. Ueberhaupt betrug er sich während seiner Gefangenschaft sehr demüthig und still, und verfluchte mehrmals diejenigen, welche ihn zur Begehung dieses Verbrechens ermuntert hatten.

Als die Untersuchung zu Ende war, so entschied das Urtheil: der Inquisit solle mit glühenden

Zan-

Zangen gerissen, ihm die Hand abgebraunt, er sodann gerädert, und sein Körper aufs Rad geflochten werden. Seine Hinrichtung erfolgte am ein und dreißigsten August des Jahres ein tausend fünf hundert und drei und neunzig, doch wurde die grausame Todesstrafe, seiner Reue halber, sehr gemildert, und er ohne vorhergehende Martern blos durchs Rad des Lebens beraubt. Ja, als er unter der Exekution selbst noch diejenigen entdeckte, die ihn zu dem beabsichtigten Morde angefeuert hatten, und den König vor ihnen warnen ließ, so befahl der Richter, man solle durch einen Strick seiner Qual ein Ende machen. Dieser wurde deshalb laut getadelt, weil er dadurch vielleicht die Entdeckung mehrerer Mitverschwornen gehindert habe, allein der König lobte den menschlichen Richter und setzte hinzu: wenn der bußfertige Sünder, wie er öfters verlangt, vor ihn gebracht worden wäre, so würde er ihn vielleicht völlig begnädigt haben. Die Mitschuldigen entgiengen der verdienten Strafe, weil es Geistliche waren, deren Anhang und Einfluß auf die Gesinnungen des Volks man zu fürchten Ursache hatte.

3.

Zweiter Mordanschlag gegen Heinrich den Vierten durch Johann Chatel.

Heinrich der Vierte hatte sich endlich nach vieljährigen blutigen Kämpfen alle Provinzen seines Reichs unterwürfig gemacht, und nach so vielen schröcklichen Ungewittern fiengen endlich Ruhe und Friede sich wieder zu verbreiten an, als er zum zweitenmal von einem Mörder angefallen wurde, dessen Vorhaben, wenn es gelungen wäre, beinahe alles in einem Augenblicke ver-

vernichtet hätte, was der siegreiche König mit so vieler Mühe aufgebaut hatte.

Der Böſewicht, welcher den mörderiſchen Anſchlag machte, hieß Johann Chatel, und war der Sohn eines ziemlich wohlhabenden Bürgers und Tuchhändlers zu Paris, damals neunzehn Jahre alt. Von früher Jugend an gerieth er auf die Wege des Laſters, und die ausſchweifendſte Sinnlichkeit rieß ihn zu den ſchändlichſten Befriedigungen derſelben hin. Er war der Päderaſtie ergeben, und entbrannte in der Folge ſogar von unnatürlicher Luſt gegen ſeine leibliche jüngſte Schweſter. Die öftere Stillung dieſer ausſchweifenden Begierden erregte ihm zwar nicht ſelten heftige Gewiſſensbiſſe, allein er wußte dieſelben immer wieder zu erſticken. In dem Kollegium der Jeſuiten zu Clermont, welches er beſuchte, zeichnete er ſich durch ſeine Lernbegierde und Fähigkeiten ſo aus, daß er ſich die Freundſchaft und Gewogenheit ſeiner Lehrer in hohem Grade erwarb. Die frommen Väter trugen kein Bedenken, den fähigen Zögling in ihre geheimſten Lehren einzuweihen, nur mißfiel ihnen ſein leidenſchaftliches Temperament, denn ihre Aufträge und Plane waren meiſtens von der Art, daß ſie nur mit dem kälteſten Blute und der ruhigſten Beſonnenheit ausgeführt werden konnten, allein dafür war ihnen das ſchon tödtlich verwundete Gewiſſen ihres Zöglings eine deſto erfreulichere Erſcheinung. Sie prägten ihm unter andern den Grundſatz tief in die Seele, daß es nicht allein erlaubt, ſondern auch verdienſtlich ſey, Heinrich von Bourbon, einen rückgefallenen Ketzer und Verfolger der heiligen Kirche, welcher ſich fälſchlich den Titel eines Königs von Frankreich beilege, umzubringen.

Chatel verließ das Kollegium der Jeſuiten mit den rühmlichſten Zeugniſſen wegen ſeiner ausgezeichne-

ten

ten Gaben und Kenntniſſe, nachdem er zuletzt noch eine philoſophiſche Diſputation mit allgemeinem Beifall vertheidigt hatte. Bald kehrte er wieder in die Schule der Wolluſt und Sinnlichkeit zurück, allein wenn er aus ſeinem Taumel erwachte, quälte er ſich ſelbſt mit den bitterſten Vorwürfen, verzweifelte endlich an Gottes Barmherzigkeit, und beſchloß den König zu ermorden, um ſich durch dieſes unendlich verdienſtvolle Werk, wie er glaubte, von ſeinen Gewiſſensbiſſen und den Strafen für ſeine Sünden zu befreien. Zuerſt eröffnete er ſein Vorhaben ſeinem Vater, der es ihm aus allen Kräften widerrieth; allein weit ſtärker, als die väterliche Ermahnung, wirkte der innere Ruf, der ihn zur Vollbringung der That hinrief. Er vertraute ſein Geheimniß in der Beichte einem Mönche, der ihn, obſchon in zweideutigen Worten, ſo anzufeuren wußte, daß er nun feſt entſchloſſen war, das Vaterland von dem ketzeriſchen Könige zu befreien.

Heinrich kam am ſieben und zwanzigſten December des Jahres ein tauſend fünf hundert und vier und neunzig aus der Picardie nach Paris zurück, ſtieg vom Pferde, und trat im Louvre in ein Zimmer, wo er diejenigen Großen empfieng, welche am Neujahrstage den heiligen Geiſtorden empfangen ſollten, und die ihm deswegen den Hof machten. Chatel hatte Gelegenheit gefunden, ſich unter der Menge unbemerkt bis in das Zimmer des Königs zu drängen, wo bereits die Lichter brannten. Er benutzte den Augenblick, da man dem Könige den Marſchall von Montigny vorſtellte, drängte ſich ganz dicht an den Monarchen, und wagte nun mit dem Meſſer einen gewaltigen Stoß gegen die Bruſt deſſelben; allein da der König in dem Augenblicke ſich gerade etwas vorbeugte, um den Marſchall zu umarmen, ſo erreichte

der

der Mörder die gewünschte Wirkung des Stoßes nicht, sondern das Messer fuhr dem Könige in den Mund, ohne ihm weitern Schaden zuzufügen, als daß es ihm einen Zahn ausstieß, und die Kinnlade leicht verletzte.

Als der König sich am Munde verwundet fühlte, so glaubte er, es sey ein toller Streich einer gewissen Närrinn, Mathuvine genannt, die er an seinem Hofe hatte, und rief: „Zum Teufel mit der Närrinn!“ Als man aber Blut fließen sah, so gerieth jedermann in Bestürzung. Chatel hatte nach vollbrachter That sogleich das Messer von sich geworfen, und war etwas zurück getreten, so daß man einen Augenblick nicht wußte, wen man wohl für den Thäter halten sollte. Allein bald erregte die Bestürzung des Böswichts, der wie versteinert dastund, Verdacht gegen ihn. Montigny drehte sich um, faßte ihn bei der Brust und sagte: „Entweder ich oder du haben den König verwundet!“ Bei diesen Worten drang sogleich alles auf den Chatel los, und schon war man im Begriff ihn niederzustoßen, als der König sagte, man sollte den Thäter sogleich verhaften und unverletzt der Tortur übergeben. Die Wunde wurde unverzüglich untersucht und nicht für gefährlich erkannt, allein Heinrich, der auch in diesem Angriff die eigentlichen Urheber zu entdecken glaubte, äußerte darüber die heftigste Betrübniß, und sagte unter andern mit wehmüthigem Tone: „Muß denn ich durchaus mit meiner eigenen Person gegen die Jesuiten zeugen!“

Chatel wurde inzwischen dem Parlamente übergeben, welches ihm den Proceß machte. In seinem Verhöre gestund er ganz offenherzig, und bekräftigte hernach auf der Folter das Bekenntniß: er habe die That für verdienstlich gehalten, weil der König vom Pabste noch nicht anerkannt und absolvirt, und also

noch

noch ein Ketzer wäre; diesen Grundsatz habe er in der Schule, worinn er erzogen worden, oft gehört; er sey von allen Jesuiten, als ausgemacht, angenommen worden. Er habe zwar seinem Vater den gefaßten Mordanschlag auf den König entdeckt, sey aber von ihm ernstlich abgemahnt worden. Das Messer, womit er den Mord versucht, sey nicht vergiftet gewesen, denn er habe es aus seiner Eltern Hause mitgenommen.

Nach diesem Geständnisse Chatels zog man sogleich seinen Vater, seine Mutter und Schwestern ein, und bemächtigte sich aller ihrer Papiere und Schriften, in welchen sich aber nichts von Belang, als ein von dem jungen Chatel selbst geschriebenes Bekenntniß, vorfand, das eine Aufzählung aller seiner Sünden für seinen Beichtvater enthielt, und welche in den abscheulichsten sinnlichen Ausschweifungen bestanden. Da die That selbst vollkommen klar und der Verbrecher hinreichend überwiesen war, so konnte ihm bald dafür der schröckliche Lohn zuerkannt, und das vom Parlament gefällte Urtheil, an ihm vollzogen werden. Dieß geschah auch wirklich schon zwei Tage nach dem verübten Verbrechen, und zwar nach der rohen Justiz jener Zeiten, auf folgende fürchterliche und schmerzvolle Art. Man brachte nemlich den Gefangenen vor die Thüre der Hauptkirche, wo er fast nackend und mit einer brennenden Kerze in der Hand niederknieen, seine Bosheit und seinen schröcklichen Plan als unrecht und abscheulich bereuen, und Gott, den König und die Gerechtigkeit um Verzeihung bitten mußte, wobei er jedoch sich äußerst leichtsinnig betrug, und kein Gefühl wahrer Reue merken ließ. Ob es gleich an diesem Tage außerordentlich kalt war, so zeigte er doch nicht die mindeste Empfindlichkeit gegen die Kälte, und bewies überhaupt

durch sein ganzes Betragen, daß er nicht die geringste Furcht vor dem Tode habe. Hierauf wurde er auf einen Karren neben den Henker gesetzt und zum Richtplatz geführt, wo ihm erstlich die rechte Hand, in der er das mörderische Messer halten mußte, abgehauen wurde. Sodann wurde er mit glühenden Zangen an Armen und Schenkeln gezwickt, und durch vier Pferde in vier Stücke zerrissen, welche endlich zu Asche verbrannt wurden. Alle diese schröckliche Martern erduldete der Bösewicht, ohne auch nur einen Laut des Schmerzens und der Qual von sich hören zu lassen.

Da die Lehre vom Königsmorde den Jesuiten, wenn auch nicht allein, doch vorzüglich eigen und von ihnen so oft in Schriften verbreitet worden war, so glaubte das Parlament, daß es endlich Zeit sey, für die Sicherheit der Könige, bei der so oft wiederkehrenden Gefahr, zu sorgen und sich derjenigen zu entledigen, deren Schüler Chatel gewesen war. Es wurde daher durch denselben Parlamentsschluß, der den Königsmörder zum Tode verurtheilte, zugleich verordnet: daß alle Jesuiten, als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe und Feinde des Königs und des Reichs, innerhalb drei Tagen Paris und andere Städte, wo sie Kollegien hätten, verlassen, und innerhalb fünfzehn Tagen das ganze Reich, bei Strafe des Majestätsverbrechens, räumen, ihre Güter aber zu frommen Zwecken verwendet werden sollten; auch sollte, unter derselben Strafe, allen Unterthanen des Königs verboten seyn, ihre Söhne außerhalb Frankreich in eine Jesuitenschule zu schicken. Der Jesuit Guignard wurde, weil man unter seinen Papieren mehrere, mit seiner eigenen Hand geschriebene, Abhandlungen fand, die wahre Lästerschriften auf Heinrich den Dritten und Vierten waren, und

worinn

worinn der Mord eines ketzerischen Königs vertheidigt wurde, zu Paris öffentlich gehenkt. Chatels Lehrer, aber, der Jesuit Guerret, hielt die Folter aus, ohne zu bekennen, und wurde auf ewig des Landes verwiesen. Der Vater des Schuldigen wurde gleichfalls auf immer aus Paris, und auf neun Jahre aus Frankreich verwiesen, sein Haus bis auf den Grund niedergerissen, und an dessen Stelle eine Pyramide errichtet, und auf dieselbe der Parlamentsschluß gegen Chatel und die Jesuiten eingegraben. Die Mutter und die Schwestern des Verbrechers wurden frei gelassen. Dem Parlamentsschlusse fügten die Doctoren der Sorbonne eine Erklärung hinzu, durch welche sie die Lehre, daß es erlaubt sey, Könige umzubringen, als eine ketzerische, teuflische Lehre verdammten, und allen Religiosen ausdrücklich befahlen, Heinrich den Vierten als ihren rechtmäßigen König zu erkennen, ihm Gehorsam zu leisten, und bei der Messe und ihren Horen das gewönliche Gebet für die Erhaltung der Könige von Frankreich zu verrichten.

4.

Dritter Mordanschlag gegen Heinrich den Vierten durch Franz Ravaillac. Tod des Königs.

Als Heinrich der Vierte nach jahrelangen rastlosen Bestrebungen für das Wohl seines Reichs aufs Beste gesorgt hatte, so entwarf er einen großen politischen Plan, der ganz Europa umfaßte. Seine gutgemeinte Absicht war, unserm Erdtheil eine Verfassung zu geben, durch die alle Veranlassung zu politischen Zänkereyen entfernt, und ein ewiger Friede zwischen allen christlichen Mächten von Europa gestiftet würde. Diese

Absicht glaubte er durch die Stiftung einer sogenannten christlichen Republik zu erreichen. Europa sollte in fünfzehn an Umfang und Macht einander ziemlich gleiche Staaten getheilt werden; diese sollten einem gemeinschaftlichen Staatsrathe unterworfen seyn, und eine gemeinschaftliche Land- und Seemacht unterhalten. Da der türkische Staat in eine christliche Republik nicht paßte, so war seine Entfernung eine der ersten Unternehmungen derselben. Aber auch das Haus Oesterreich war für dieselbe zu mächtig. Um es nun in das gehörige Verhältniß zu bringen, hatte Heinrich sich nicht nur mit verschiedenen deutschen Fürsten, sondern auch mit dem Erbstatthalter, mit Savoien, der Schweiz und Venedig verbunden. Vorläufig schickte er den deutschen Fürsten Subsidien, aber im Frühlinge des nächsten Jahres ein tausend sechs hundert und zehen, wollte er selbst mit vierzig tausend Mann nach Deutschland gehen. Seine Gemahlinn Marie sollte indessen, von einem Staatsrathe unterstützt, die Regierung führen. Schon war er mit den Zurüstungen fertig, als sein gewaltsamer Tod die ganze Lage der Dinge veränderte.

In Frankreich war die spanische Parthey, die den König ungern auf dem Throne sah, noch immer nicht ganz ausgestorben. Selbst viele Herren am Hofe, die mit dem Könige nicht zufrieden waren, zogen insgeheim Leibrenten aus Spanien; die Jesuiten, welche seit einigen Jahren wieder ins Reich aufgenommen waren, haßten den König als einen Hugonottenfreund und heimlichen Ketzer; und die Königinn, eine tückische, leidenschaftliche und dabei sehr begrenzte Italienerin, konnte es ihrem Gemahl nicht verzeihen, daß er andern Schönheiten huldigte, und sie hintansetzte. Diese drei Partheyen scheinen ganz in der Stille, man weiß nicht wie, in eine zusammen geflos-

sen

sen zu seyn; alle hatten nur einen Wunsch, und waren vermuthlich sehr erfreut, als die Reitze einer verlassenen Maitresse des Königs, der Marquise von Verneuil, einen kühnen Bösewicht zur Ausführung desselben begeisterten. Ob hier eine Verschwörung obgewaltet, und wie weit sich dieselbe erstreckt habe, weiß man noch bis auf diesen Tag nicht; aber das ist gewiß, daß man vom Tode des Königs, in allen Theilen des Reichs sprach, noch ehe derselbe erfolgt war; daß eine Menge der verschiedenartigsten Personen, besonders Jesuiten, darum gewußt haben; daß vermuthlich auch die Königinn unterrichtet war, ja endlich daß Heinrichen selbst sehr deutliche Anzeigen davon sichtbar geworden seyn müssen. Schon das kam ihm sonderbar vor, daß die Königinn in ihn drang, er möchte sie vor seiner Abreise zur Armee feierlich krönen lassen, um ihrer Regentschaft mehr Ansehen zu geben. Heinrich war sehr dawider, weil diese Feierlichkeit nicht nur einen unnöthigen Aufwand erfoderte, sondern auch seinen Abmarsch und die Ausführung seines Plans verzögerte. Er eröfnete sich seinem treuen Diener Sully, und dieser rieth ihm, sogleich am folgenden Tage abzureisen und die Krönung in seiner Abwesenheit vollziehen zu lassen. Aber die Königinn ward darüber so heftig aufgebracht, daß der König nachgab und seine Abreise verschob.

Die Krönung wurde am dreizehenten May des Jahres ein tausend sechs hundert und zehen zu St. Denys mit außerordentlicher Pracht vollzogen. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geschehen, wozu die Bürger allerlei festliche Anstalten in den Straßen machten, ihre Häuser ausschmückten, Ehrenpforten errichteten und dergleichen.

Heinrich war in diesen Tagen sehr niedergeschlagen, man bemerkte an ihm eine ungewönliche Unruhe,

er

er aß wenig, und sprach nur abgebrochen. Er glaubte Ahndungen von seinem nahen Tode zu fühlen. „Ach mein Freund, sagte er zu Sully, ich weiß nicht was es ist, aber mein Herz prophezeiht mir ein Unglück: sie werden mich umbringen. Ich werde nie wieder aus dieser Stadt kommen; ich werde darinn sterben; meine Feinde haben kein anderes Mittel als meinen Tod. Man hat mir gesagt, daß ich bei der ersten großen Feierlichkeit, die ich anstellen würde, sollte umgebracht werden, und daß ich in einem Wagen sterben würde. Daher kommt es, daß ich zuweilen, wenn ich darinn sitze, plötzlich aufspringe, und wider meinen Willen laut aufschreie." Das letzte hatte Sully selbst mehrmals bemerkt, und sich darüber verwundert. Merkwürdig war es, daß Oesterreich und Spanien sich wegen des bevorstehenden Angriffs von Heinrichs Seite nicht im geringsten in Verfassung setzten, und also die Vermuthung bestärkten, daß sie auf jrgend ein schnelles Ereigniß zu ihrem Vortheil rechneten. Auch hielt man auswärts Heinrichs Tod für so nahe und gewiß, daß aus Spanien schon die Nachricht davon einlief; daß man ihn zu Mailand schon vier Wochen vorher todt sagte; daß mehrere Kaufleute in den Niederlanden ihre Korrespondenten zu Paris fragten, ob die Nachricht gegründet sey, und daß am achten May ein Courier durch Lüttich passirte, welcher öffentlich sagte, er bringe die Nachricht von Heinrichs Tode nach Deutschland.

Alle diese Gerüchte, die dem Könige nicht ganz verborgen blieben, vermehrten seine Unruhe. „Man wird erst nach meinem Tode sehen was ich werth war", seufzte er zum öftern. Am Tage nach der Krönung der Königinn stund er des Morgens ganz frühe auf, verrichtete sein Morgengebet, und brachte den Vormittag mit Geschäften zu. Vor der Tafel hörte er

die

die Messe, sprach mit seinen beiden Prinzessinnen Töchtern und mehreren Herren vom Hofe, und b gab sich nach Tische zur Königinn. Er war in einer offenbaren Unruhe, die er vergebens zu verbergen strebte. Als er mit einigen Herren sprach, welche zugegen waren, scherzte er über einige lächerliche Vorfälle, welche den vorigen Tag bei der Krönung geschehen waren; jedermann lachte. „Ach, sagte er, wir sollten nicht lachen, denn wer Freitags lacht, weint am Sonntag.“ Er gieng von einem Orte zum andern, gab sich vergebens Mühe aufgeräumt zu scheinen, und sagte endlich, man sollte anspannen, um ihn von hier wegzubringen. Er verabschiedete sich von der Königinn, und sagte dreimal zu ihr Adjeu. Indem er aus ihrem Vorzimmer heraus gieng, fragte er, ob sein Wagen unten sey? Diese Worte hörte sein Mörder; er sagte zwischen den Zähnen: „ich habe dich; du bist verloren.“

Es war Abends, vier Uhr, als sich Heinrich mit sieben Edelleuten in den Wagen setzte, um ein wenig spatzieren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und schwerfällig, wie unsere mit Leder überdeckten und verhängten Postwagen. Als der Wagen zur Stadt herein fuhr, ließ der König die Leder an den Seiten alle aufziehen, um die Triumphbogen besser sehen zu können, an denen überall in den Straßen gearbeitet wurde. Auf die Frage des Kutschers, wo er hinfahren sollte? antwortete er verdrießlich: „bring mich nur weiter von hier weg.“ Im Fahren unterhielt er sich mit dem Herzog von Epernon, der zu seiner Rechten saß, über den bevorstehenden Krieg. Als der Wagen in die Eisenhändlergasse kam, stieß er zur Rechten auf einen Karren mit Wein, und zur Linken auf einen mit Heu beladen. Da die Strasse, wegen der vielen Kramladen, sehr enge war, so mußte der König alle Augenblicke

stille

stille halten. Während dieser Stockung sprangen die Bedienten alle herunter, einige giengen über einen nahen Kirchhof, einer lief voraus, um Platz zu machen, und der letzte beschäftigte sich damit, seine Strümpfe aufzubinden. Mehrere Personen giengen zwischen dem Wagen und den Kramläden her. Der Mörder kam den nemlichen Weg, mit dem Mantel auf der linken Schulter und dem Mordmesser in der rechten Hand, welches er mit seinem Hut bedeckte. Während die rückwarts sitzenden Herren sich nach den Pferden umsahen, sagte der König seinem Nachbar etwas ins Ohr. Diesen Augenblick benutzte der Bösewicht, um seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er stieg auf das hintere Kutschenrad auf der linken Seite, wo der König saß, bog sich in den Wagen hinein, und versetzte dem König zwei Stiche hinter einander mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen sitzenden Herren die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Bei dem ersten Stich hob der König die Arme auf und schrie: „ich bin verwundet!“ aber der zweite Stich folgte so plötzlich darauf, daß er noch kaum sagen konnte: „es ist nichts“ —, denn das Blut schoß ihm in einem dicken Strom zum Munde heraus. Der Herzog von Epernon ergrief den König und bat ihn an Gott zu denken. Er faltete die Hände, hob seine Augen gen Himmel und starb mit einem großen Seufzer. Einer der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerschnitten. Bei der Section fand man alle edlen Theile in so vortrefflichem Zustande, daß die Aerzte erklärten, er würde ohne diesen Zufall wenigstens noch dreißig Jahre gelebt haben. Und so mußte er schon im sechs und fünfzigsten Jahre die Welt verlassen, die seiner so sehr bedurfte! Seine Gestalt war edel, der Ausdruck einer reinen Seele. Ein feuriges Auge, eine breite hochgewölbte Stirne, eine

lange

lange Habichtsnaſe, ein breiter Bart, kurze abgeſtutzte braune Haare, hoben die gedrungene Statur ſeines Körpers, die nicht über das Mittelmäßige gieng. Aus ſeinem Geſichte ſprachen Anmuth und Würde, die Güte eines Vaters, und die Größe eines Helden; aus ſeinem ganzen Weſen eine innige Lebendigkeit aller Theile, und eine ungetrübte Seelenruhe.

Der Böſewicht, welcher den König ermordet hatte, gab ſich keine Mühe zu entfliehen, oder auch nur ſeinen Mordſtahl zu verbergen. Die Verwirrung war ſo groß, daß man ihn, wenn er nur das Meſſer weggeworfen hätte, nicht erkannt haben würde, weder an ſeiner Beſtürzung, denn dieſe war allgemein, noch an der Bläſſe ſeines Geſichts; denn er geſtund nachher, daß er nicht mehr Empfindung gehabt habe, als wenn er ſein Meſſer in einen Haufen Heu geſtoſſen hätte. Er ſuchte ſein Verbrechen nicht zu leugnen, als ob er ein verdienſtliches Werk gethan hätte. Merkwürdig war es, daß, als er arretirt wurde, ſieben bis acht mit Degen bewafnete Männer herbeiliefen, welche laut ſagten, daß man den Mörder tödten müſſe, ſich aber ſogleich wieder unter die Menge verloren. Der Elende war aus Angouleme gebürtig und hieß Franz Ravaillac; er hatte rothe Haare und war ein melancholiſcher Schwärmer. In ſeiner Jugend hatte er liederlich gelebt; er trieb lange Zeit einen Erbſchaftsproceß, welchen er verlor, und wodurch ſeine Eltern an den Bettelſtab geriethen. Aus Armuth trat er daher in den Orden der ſogenannten Büſſenden, wurde aber wieder ausgeſtoſſen, ehe er ſeine Gelübde ablegte und hielt Schule. Nachher machte er den Procurator in Proceßſachen. Er war bigot, und gleichſam wahnſinnig, und das Wort Hugonot verwandelte ſeinen Wahnſinn in Wuth. Nachdem er ſich an verſchiedenen Orten aufgehalten hatte, gieng

er

er in sein Vaterland zurück, wo er wegen einer Mordthat ein Jahr lang gefangen saß, aber doch wieder loskam. Er hatte eine üble Meinung von dem Könige, hielt ihn für einen Tyrannen, und glaubte, er wolle die katholische Religion in Deutschland unterdrücken; die größten, gnädigsten und gerechtesten Handlungen des Königs legte er übel aus, und behauptete, daß es erlaubt sey, einen Tyrannen zu tödten. Diese Disposition benutzten gewisse Bösewichter und Todfeinde des Königs, und brachten ihn zu dem Entschlusse, durch diese Mordthat sich um das Reich verdient zu machen. Es fehlte ihm entweder an Muth oder Gelegenheit, die schröckliche That sogleich auszuführen. Drei Jahre nährte er sein verruchtes Vorhaben in seinem Herzen, und er gestund, daß sich ihm bei dem ersten Gedanken daran die Haare aufgerichtet, daß ihm der Schweiß die Stirne herabgelaufen, und daß er am ganzen Leibe gezittert habe. In dieser Wuth machte er einige Reisen von Angouleme nach Paris. Er wollte die Krönung der Königinn erst abwarten, um dieselbe, wie er sagte, einer so wohlverdienten Ehre nicht zu berauben. Einen Tag spater wäre vielleicht das Leben des Königs gerettet gewesen, denn der Kerl hatte nur noch drei viertel eines Thalers, und hätte also wohl aus Noth wieder nach Hause gehen müssen. Aber fest in seinem schauderhaften Vorhaben, trank er mehr als gewönlich, und setzte sich am königlichen Pallast auf einen Stein des Thores, wo die Lakaien auf ihre Herren zu warten pflegten. Er wollte seine That zwischen den beiden Thoren des Pallastes ausführen; da aber der Herzog von Epernon an der Stelle saß, wo er den König vermuthete, so schnitt er dem König den Weg ab, und erwartete ihn an den Kramläden der Eisenhändlergasse, wo er seinen Zweck erreichte.

Die

Die Leiche des Königs wurde nach dem Pallaste zurückgebracht, und einige Stunden lang für jedermann zur Schau ausgestellt. Alle Prinzen, Kardinäle, Prälaten und Herren des Hofes versammelten sich um das Paradebette des ermordeten Monarchen. Einer küßte ihm die Stirne, der andere die Hand; mehrere warfen sich zu seinen Füssen; alle badeten sich in Thränen und erhoben die lautesten und rührendsten Klagen. Die Eingeweide wurden ohne Ceremonien zu St. Denys begraben; das Herz kam, in Silber gefaßt, nach der Jesuitenkirche zu la Fleche. Der Körper wurde einbalsamirt, in einen bleiernen Sarg, der in einen hölzernen eingeschlossen war, gelegt, und zu St. Denys mit königlicher Pracht beigesetzt.

Wenige Könige sind wohl so tief betrauert, und noch so lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von ihren Unterthanen zurück gewünscht worden. Sobald sein Tod in Paris bekannt wurde, entstund eine mit den Ausdrücken des wildesten Schmerzes vermischte, allgemeine Verzweiflung. Einige wurden unbeweglich und ohnmächtig; andere liefen ganz unsinnig durch die Strassen; mehrere umarmten ihre Freunde, ohne etwas anders zu sagen, als: „Ach welch ein Unglück!" Einige verschlossen sich in ihre Häuser, andere wälzten sich über der Erde. Man sah Weiber mit zerrauften Haaren, welche seufzten und wehklagten. Die Väter sagten zu ihren Kindern: „Was wird euch wiederfahren, meine Kinder! Ihr habt euren Vater verloren." Diejenigen, welche mehr die Zukunft fürchteten, und sich des schröcklichen Elends der vorigen Kriege erinnerten, beklagten Frankreichs Unglück, und sagten, daß der tödtliche Stoß, der das Herz des Königs verwundet habe, allen Franzosen die Kehle abschneide. „Was wird aus dir werden, Frankreich? du hast keinen Heinrich mehr!

Der

Der Dolch, der sein Herz durchbohrte, wird das Schwerdt werden, das uns den Kopf vom Rumpfe trennt," so klagten Staatsmänner unter den Augen des jungen Königs und der königlichen Mutter. Mehrere Menschen starben, vom Schlage gerührt, auf der Stelle, andere wenige Tage nachher. Kurz, es schien nicht, als wenn man über einen Mann allein trauerte, sondern über die Hälfte des menschlichen Geschlechts; man hätte sagen sollen, daß jeder seine ganze Familie, sein ganzes Vermögen, und alle seine Hofnungen durch den Tod dieses großen Königes verloren hätte. Bei dem Begräbnisse des ermordeten Monarchen erneuerte sich der allgemeine Schmerz, und verdoppelte sich, als man den Sarg einsenkte, wobei die Herolde dreimal riefen: „Der König ist todt!" Es war ein nie gesehenes Schluchzen, Seufzen, Weinen und Jammergeschrey. Der Preis des Lebens und seines Genusses fiel im Werthe; jeder hatte seine ganze Familie, seine Güter und seine Hofnungen verloren.

Die nemliche Theilnahme erweckte die Nachricht von seinem Tode in den fernsten Staaten: „Der größte Feldherr in der Welt ist gestorben!" sagte der spanische Monarch; „unser König ist todt!" mit diesem Ausdruck, ganz eines Heinrichs würdig, bezeichneten die Venetianer ihre republikanische Freiheit; „unser Daseyn ist vernichtet, Heinrich ist nicht mehr!" Das war der Innhalt aller Briefe, welche die protestantischen Fürsten an einander schrieben; wirklich löste sich auch mit dem Moment seines Todes der Bund der christlichen Republik.

Allein, während der biedere Theil der Nation und das gerechte Ausland Heinrichs Tod beklagte, triumphirten die wenigen Bösen, die durch seine Entfernung einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen

und

und eigennützigen Bestrebungen gewonnen hätten. Am Hofe war er so schnell vergessen, als ob er nie gelebt hätte. Selbst der Proceß des Mörders wurde äußerst nachläßig betrieben, und es giengen dabei eine Menge Ungehörigkeiten vor. Sogar die Acten dieses Processes giengen, wie es schien, absichtlich verloren. Eine Weibsperson, welche sich erbot, Mehreres zu entdekken, was die Ermordung des geliebten Königes aufklären würde, wurde geradezu abgewiesen. Den Mörder ließ man so schlecht bewachen, daß er leicht hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte, und die Priester die ihn besuchten, predigten ihm nichts mehr ein, als die Warnung, keinen andern mit sich ins Unglück zu ziehen. Er that dieß auch mit unerschütterlicher Festigkeit, erduldete alle Martern der Folter ohne das geringste Zeichen der Furcht oder Angst, und war zu keinem andern Geständniß als diesem zu bewegen: Es hätten ihn verschiedene Erscheinungen und Offenbarungen zu dem Königsmorde veranlaßt, und es sey ihm lieb, daß sein Vorhaben endlich gelungen sey. Die Wahrheit dieses Vorgebens wurde mit Recht bezweifelt, aber nie hat man mit Zuverläßigkeit erfahren, von wem der Königsmord angesponnen worden sey. Die meisten schoben damals die Schuld auf den spanischen Hof, und dieser soll sich der Jesuiten zu Werkzeugen bedient haben.

Die barbarische Art, wie Heinrichs Mörder hingerichtet wurde, war gewiß kein angenehmes Söhnopfer für die Manen des Gemordeten. Das Parlament fällte das Urtheil: „er sollte an verschiedenen Theilen des Körpers mit glühenden Zangen gerissen, ihm dann in die dadurch verursachten Wunden geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen, und endlich sein Körper von vier Pferden zerrissen werden.„

Das

Das Urtheil wurde am sieben und zwanzigsten May des Jahres ein tausend sechs hundert und zehen mit aller ersinnlichen Grausamkeit vollzogen. Man führte den Unglücklichen durch den Scharfrichter auf einem Karren in bloßem Hembde und mit einer brennenden Fackel in der Hand vor die Kirche notre Dame, wo er Gott und die Justiz um Verzeihung bitten mußte. Dann brachte man ihn auf den öffentlichen Richtplatz la Greve, wo ihn die Henkersknechte auf eine Bühne schleppten und zur Erde warfen. Zuerst wurde ihm der Arm, womit er den mörderischen Stoß vollbracht hatte, samt dem Messer in der Hand, bis an den Ellenbogen abgebrannt, und in Asche verwandelt. Den Stumpf begoßen die Henker wiederholt mit heißgeschmolzenem Blei und Eisen. Dann machten sie ihm mit glühenden Zangen in Schenkel, Waden und Brüste zehen Risse, und goßen in die Wunden gleichfalls geschmolzenes Blei und Schwefel. Nach jedem Risse wurde inne gehalten, um die Schmerzen zu vergrößern; aber nichts war im Stande, ihm einen Seufzer oder Schrey auszupressen, als das Eingießen des Bleyes und Schwefels. Endlich wurden vier Pferde an ihn gespannt, um ihn zu viertheilen. Die Thiere waren aber nicht im Stande den Körper zu trennen, ungeachtet die Henker eine Stunde lang beschäftigt waren, dieselben heftig anzutreiben, wobei man zuweilen wieder inne hielt, um zu versuchen, ob nicht noch ein Geständniß von ihm herauszubringen wäre. Endlich gab der Unglückliche unter den entsetzlichsten Qualen seinen Geist auf. Der Henker zerstückelte hierauf seinen Körper, und das Volk, das vorher schon die lebhaftesten Merkmale der größten Erbitterung gegen diesen verruchten Mörder geäußert hatte, bemächtigte sich der Glieder desselben, ließ noch an ihnen seine Wuth aus, schleppte sie durch alle

Gassen

Gassen und verbrannte sie zuletzt mit Feuer. Der Vater, die Mutter und selbst die Geschwister des Mörders mußten die Schuld des Sohnes und Bruders büssen. Sie wurden aus den Grenzen des Reichs verbannt, und allen seinen Verwandten ward auferlegt, den Namen Ravaillac für immer abzulegen. Das Haus, worinn der Bösewicht gewohnt hatte, wurde niedergerissen und der Erde gleich gemacht.

VII. Revolution in Portugal.

Im Jahr 1640.

I.

Portugal unter der Herrschaft Spaniens. Verfall des Reichs.

Portugal hatte sich im sechzehenten Jahrhunderte durch die glücklichen Entdeckungen seiner kühnen Seefahrer in entfernten Weltgegenden, durch einträgliche Niederlassungen in jenen Ländern, und durch einen sehr ausgebreiteten und vortheilhaften Handel, zu einem bedeutenden Range unter den europäischen Staaten erhoben. Die Regierung König Emanuels des Großen, eines Zeitgenossen Kaiser Maximilians des Ersten und Ferdinands des Katholischen, war die Epoche des höchsten Glanzes jenes in unsern Tagen so tief gesunkenen Reiches. Schon unter Johann dem Dritten, dem Sohne und Nachfolger Emanuels, schien sich die Glorie Portugals nach und nach wieder zu verdunkeln, bald erlosch sie völlig, und im Jahr ein tausend fünf hundert und achtzig benutzte

der

der König Philipp der Zweite von Spanien eine streitige Thronfolge in Portugal, sich zum Herrn dieses Reichs zu machen, und es aus der Reihe selbstständiger Staaten heraus zu reissen.

Glück, Intrigue, Bestechung und unrechtmäßige Gewalt hatten dem despotischen Könige Philipp, der alle Staaten zu verschlingen drohte, den Weg auf den portugiesischen Thron gebahnt. Er besaß nun zwar das Reich, aber keineswegs die Herzen der Bewohner desselben. So freundlich und mild er sich auch bei seinem prächtigen Einzug in Lissabon gestellt hatte, und so viele Geschenke er sichs kosten ließ, den Adel für sich zu gewinnen, so ward er doch als ein unrechtmäßiger Tyrann und als Spanier verabscheut.

Portugal seufzte bald unter dem eisernen Scepter seines despotischen Beherrschers. Er hatte zur Sicherheit der Portugiesen eine Kapitulation von sich gestellt. In dieser versprach er, anfangs bei Verlust seiner Krone, und dann seiner Seelen Seligkeit, daß Portugal immer als ein selbstständiges Königreich behandelt werden, und alles ungeändert in der gegenwärtigen Verfassung bleiben sollte. Nur geborne Portugiesen sollten in dem höchsten Reichsrathe sitzen; kein Ausländer eine Bedienung erhalten, oder an dem indischen Handel Theil nehmen, und die Einwilligung der Reichsstände sollte zu jeder königlichen Verordnung von Wichtigkeit unentbehrlich bleiben. Philipp aber hielt nicht Wort, und Portugal ward durch die spanische Regierung an den Rand seines gänzlichen Verderbens gebracht, von dem es sich nur mit dem Verlust seiner reichsten Besitzungen in Indien retten konnte. Der stolze Philipp, den schon sein finsterer Charakter zu gewaltsamen Handlungen bestimmte, drückte die Portugiesen noch mehr aus politischen Grundsätzen. Er konnte es ihnen nicht vergeben, daß sie

ihn nicht sogleich, als er ihren Thron begehrte, mit offenen Armen aufgenommen hatten. Der Gedanke, durch eine Kapitulation gebunden zu seyn, war ihm unausstehlich. Er kannte den Nationalhaß der Portugiesen gegen die Spanier; und schloß daraus, daß sie die erste beste Gelegenheit ergreifen würden, sich frei zu machen. Er beschloß also, sie so zu entkräften, daß ihnen der Gedanke der Losreißung auf immer vergehen möchte. In dieser Absicht besetzte er die besten Aemter mit Spaniern, oder verkaufte sie an die Meistbietenden; zwang den Adel zu Kriegsdiensten außerhalb den portugiesischen Grenzen; leerte ihre Zeughäußer aus, führte ihre Schiffe nach Spanien, verkaufte die Krongüter, und schrieb eigenmächtig eine Auflage nach der andern aus. Diese Maximen wurden auch von seinen Nachfolgern befolgt, und man rechnete unter andern, daß Spanien binnen vierzig Jahren zwei hundert Millionen Piaster aus Portugal gezogen hatte. Diese ungeheuren Summen bezahlten die Portugiesen einige Zeit mit ihren Einkünften aus Indien; aber diese Quellen wurden plötzlich und auf immer verstopft. Spanien hatte Krieg mit den rebellischen Niederländern, welche sich auch zuletzt unabhängig machten, und den niederländischen oder holländischen Freistaat bildeten. Diesen Empörern versagte der König von Spanien die Fahrt in seine und die portugiesische Häfen. Die Niederländer suchten aus Verzweiflung den Seeweg nach Indien, fanden ihn, und griefen hier die portugiesischen Besitzungen an, unter dem Vorwande, daß sie von ihnen als Länder ihrer Feinde, der Spanier angesehen werden müßten. Die Portugiesen hatten nicht mehr den hohen Geist ihrer Vorfahren; Reichthum und Wollust hatte sie in diesen heißen Ländern verderbt; sie waren ausgeartet und ihr Geiz und andere Laster hatte sie zum Ab-

ſcheu der dortigen Völker gemacht. Dieſe ſäumten nicht bei Erſcheinung der erſten niederländiſchen Schiffe gegen die Portugieſen die Waffen zu ergreifen, und da die ſpaniſche Regierung an keine Hülfe und Vertheidigung von Europa aus dachte; ſo giengen die reichſten Beſitzungen für Portugal auf immer verloren. Am Ende behielten die Portugieſen nur einen elenden Reſt von ihrer alten Herrlichkeit in Indien.

Spanien that bei allen dieſen Unglücksfällen nichts für ſeine portugieſiſchen Unterthanen, und trieb den Druck gegen ſie im Mutterlande auf das äußerſte. Die Reichthümer des Landes verſchwanden, die Namen ſeiner Helden verloren ſich unter ſpaniſchen Oberbefehlshabern, und der Ruhm der Portugieſen war mit ihrer Landesregierung zu Grabe gegangen. Die Philippe Spaniens, die ſich Könige von Portugal nennen ließen, nie aber Väter der Unterthanen dieſes Reichs ſeyn wollten, regierten das Land mit eiſernem Scepter, und ihre Miniſter erniedrigten das edle Volk zum Sklavenſtande.

So erbte dieſes unglückliche Reich im Jahr ein tauſend ſechs hundert und ein und zwanzig Philipp der Vierte, mit der ſpaniſchen Krone. Zu ſchwach, ſelber zu herrſchen, überließ er das Heft der Regierung ſeinem Günſtlinge Don Kaſpar de Guzmann, Grafen von Olivarez, einem klugen, unternehmenden, aber zugleich höchſt deſpotiſchen und ränkevollen Manne. Er fand ſein Vaterland durch unglückliche Kriege und ſchlechte Regierungen im Innern verarmt und ausgeſogen, und die Krone ſo tief verſchuldet, daß kaum noch die Zinſen erſchwungen werden konnten. Das hielt ihn aber nicht ab, durch ein unzeitiges Einmiſchen in auswärtige Kriege den Ruin des Staats zu vergrößern. Er miſchte ſich in den dreißigjährigen Krieg, und fieng mit Frankreich eine lange Reihe

von

von Kriegshändeln an, in denen Spanien fast immer den Kürzern zog, weil seine letzten Hülfsquellen allmählich vertrockneten. Um die kleinsten Unternehmungen zu bewerkstelligen, mußten erst neue Anleihen gemacht, oder große Domainen verkauft werden, und doch brachte man nie so viel zusammen, daß einmal ein entscheidender Streich im Felde ausgeführt werden konnte. Ein Versuch des Ministers, die Provinzen Aragonien, Catalonien und Navarra, die bisher fast steuerfrey gewesen waren, gleichfalls zur Theilnahme an der allgemeinen Bürde zu bewegen, lief so unglücklich ab, daß Spanien dadurch an den Rand des Untergangs gebracht ward.

Empfand das Mutterland den Druck des Despotismus, so mußte das unglückliche Portugal noch weit mehr leiden. Olivarez kannte den Haß der Portugiesen, die er selbst von ganzem Herzen haßte, gegen ihre Unterdrücker; er fieng an die Verzweiflung der Nation zu fürchten, er wollte sie ganz zu Boden drücken, und beschleunigte dadurch, was er nachher sich selbst mit Zittern gestehen mußte, ihr plötzliches Emporstreben. Er verkaufte die schönsten Krongüter, um den Portugiesen das Vermögen, einen neuen König zu unterhalten, ganz zu entziehen, um die Großen durch die Furcht, die Krongüter, die sie sich zugeeignet hatten, wieder herausgeben zu müssen, bei der Anhänglichkeit an die jetzige Regierung zu erhalten. Dem Adel nahm er seine Privilegien, dem Volke Geld und Brod, und die junge Mannschaft des Landes schickte er auf die Schlachtfelder in fremde Reiche, um die Hofnungen dieser muthigen Nation, auch im Keime, und ganz zu vernichten. Allein alles das hatte einen andern, als den von ihm berechneten Erfolg. Die Portugiesen, die jetzt beinahe nichts mehr als ihr Leben verlieren konnten, die

keine Linderung ihres Elendes, keine Minderung der ihnen auferlegten Laſten zu hoffen hatten, fiengen an ſich lebhaft nach einer Regierungsveränderung zu ſehnen, wünſchten, hoften ſie, und wurden mit Entſchloſſenheit beſeelt, das was ſie wünſchten, zu erringen.

2.

Verbindung der Portugieſen zu Gunſten des Hauſes von Braganza.

Der König von Spanien hatte die verwittwete Herzoginn, Margaretha von Mantua, eine öſterreichiſche Prinzeſſinn, zur Statthalterinn von Portugal erhoben. Dem Namen nach herrſchte ſie als Vicekönigiinn, aber in der That hatte ſie nicht die geringſte Gewalt in Händen; ſie führte nichts als den prächtig klingenden Titel, ohne Macht. Die ganze Herrſchergewalt lag in den Händen Miguel Vaſconcellos, eines gebornen Portugieſen, der zwar nur den anſpruchloſen Titel eines geheimen Staatsſekretairs führte, in der That aber dirigirender Miniſter und Beherrſcher des Reichs war. Er war eine Kreatur des Herzogs Olivarez, der ihn zu ſeinen Abſichten geſtimmt fand, und ihm ſein unumſchränktes Vertrauen mit ſeiner Gewalt geſchenkt hatte. Dieſer rauhe, ſtolze Mann, niedrig denkend und geizig, erpreßte mit empörender Gefühlloſigkeit die Summen aus ſeinem Vaterlande, die der Miniſter aus demſelben zog. Er ſog das Land mit nimmer ſatten Zügen aus; er entzweyte die Vornehmen des Reichs, entkräftete die Macht des Adels, diente der Schande und dem Miniſter nach Verlangen, und wurde allgemein verabſcheut.

Ein einziges portugieſiſches Haus ſtund dem Herzoge von Olivarez und ſeinen deſpotiſchen Planen noch

im

im Wege: die Herzoge von Braganza, welche von einem unehelichen Sohne des Königes Johann des Ersten abstammten, und über ein Viertheil von den Ländereien des Staats besaßen. Von dem Sturze dieses Hauses wäre die völlige Unterjochung der Portugiesen, und die Vereinigung ihres Landes als einer Provinz mit der spanischen Krone, eine unausbleibliche Folge gewesen. Das Haupt der Familie, dem seine Geburt das nächste Vaterlandsrecht zu Portugals Krone gab, war Don Johann von Braganza; allein niemand schien weniger Ansprüche zu machen als er. Still und ruhig, wie ein zufriedener Privatmann, lebte er in kluger Unthätigkeit zu Villa Visosa, schien sich gar nicht um die öffentlichen Händel zu bekümmern, und brachte sein Leben unter Zerstreuungen, Festen und Lustbarkeiten hin, ohne einen einzigen Schritt zu thun, der ihn hätte öffentlich in Spanien verdächtig machen können. Die Portugiesen hatten auf ihn, als ihren Retter, ihre Augen gerichtet, aber er schien sich um nichts, als um seine Feste und Jagdparthien zu bekümmern. Dennoch ereignete sich gegen sein Wissen und Verschulden etwas, das in Spanien großes Mistrauen und entschiedenen Verdacht gegen ihn erregen mußte.

Das Volk zu Evora, von der Last unerschwinglicher Abgaben aufs heftigste gedrückt, empörte sich. Die spanischen Beamten und Wachen wurden mißhandelt, man beklagte sich in ungezähmten Ausdrükken über die Tyranney der Regierung, und die Unzufriedenen äußerten laute Wünsche für das Haus Braganza und dessen Erhebung auf den Thron. Zwar wurde die Ruhe bald wieder hergestellt, aber Olivarez, der von dem Vorfalle Nachricht erhielt, war von nun an ernstlich darauf bedacht: den Herzog von Braganza aus seinem Vaterlande zu entfernen.

Er

Er bot ihm im Namen des Königs die Statthalterschaft von Mailand an. Allein der Herzog machte sich durch Entschuldigung seiner Unkunde in den italienischen Angelegenheiten, und durch Vorschützung seiner schlechten Gesundheitsumstände, davon los. Der Minister schien diese Entschuldigungen gelten zu lassen, aber er gab sein Project, seinen gefürchteten Feind aus Portugal zu entfernen, nicht auf. Hierzu gab ihm die Empörung der Catalonier, im Jahr ein tausend sechs hundert und neun und dreissig, Veranlassung. Er schrieb an den Herzog: „Sein Herr, der König, versehe sich es in Gnaden zu ihm, daß er mit Portugals Adel aufsitzen, und in seiner Gesellschaft mit gegen die Rebellen in Catalonien zu Felde ziehen werde.“ Der Herzog entschuldigte sich abermals mit Geldmangel, der ihm diese kostbare Ausrüstung unmöglich mache. Das verdroß den Minister und vermehrte zugleich seine Besorgnisse. „Braganza, sagte er, war mir immer gefährlich; jetzt fange ich an ihn für sehr klug zu halten und zu fürchten.“ Er legte ihm daher eine andere Schlinge.

Die portugiesische Küste wurde seit einiger Zeit von der französischen Flotte beunruhiget, die mit einer Landung drohte. Der Herzog von Braganza erhielt den Oberbefehl über die Truppen, die sich der Landung widersetzen sollten, mit der ausgedehntesten Vollmacht, sich sogar der Schiffe in den Häfen zu bedienen. Allein insgeheim erhielt der spanische Admiral Don Lopez Osorio Befehl, mit seiner Flotte in den Hafen einzulaufen, bei welchem sich der Herzog befinden würde, ihn dort zu einem Gastmahl auf sein Schiff einzuladen, und ihn gefangen nach Spanien zu führen. Aber ein Sturm trennte Osorio's Flotte, zwang die geretteten Schiffe nach Spanien zurück zu segeln, und des Ministers Absicht war ver-

vereitelt. So rettete ein Zufall den Herzog, und entzog ihn des Ministers schlau gelegten Fallstricken.

Gleich nach dieser fehlgeschlagenen List schrieb Olivarez abermals in sehr verbindlichen Ausdrücken an den Herzog, machte ihm das Unglück der Flotte bekannt, und ersuchte ihn im Namen des Königs dringend, die Mühe auf sich zu nehmen, alle Grenzfestungen und Häfen in Augenschein zu nehmen, und alle nöthigen Vorkehrungen gegen eine feindliche Landung zu treffen. Diesem Briefe war eine Anweisung auf vierzig tausend Dukaten zu neuen Werbungen, und andern nöthigen Ausgaben, beigefügt. Zugleich aber erhielten alle spanischen Befehlshaber in Festungen und Häfen die geheime Weisung, den Herzog, wenn es ohne Aufsehen und im Stillen geschehen könne, fest zu halten, und ihn mit Bedeckung nach Spanien zu senden.

Das Vertrauen, das Olivarez dem Herzoge bewies, war zu groß, als das er nicht Verdacht hätte schöpfen sollen. Er fieng die Absichten des Ministers an zu durchschauen, und suchte ihn in der nemlichen Schlinge zu fangen, die jener ihm gelegt hatte. Dankbar nahm er die ihm übertragene Oberbefehlshaberstelle an, und beschloß sie nach seinen Absichten zu gebrauchen. Der Gedanke an die Möglichkeit, die Krone seines Vaterlandes auf sein Haupt zu setzen, bemächtigte sich in reitzender Gestalt seiner Seele, und ungesäumt traf er solche Anstalten, die ihm den Thron verschaffen konnten, wenn das Glück etwas für ihn thun wollte. Alle diejenigen, deren Treue ihm verdächtig war, suchte er zu entfernen, und besetzte die besten Plätze des Landes mit Befehlshabern, die Portugiesen und Leute waren, auf deren Ergebenheit er rechnen konnte. Sein Gefolge war stark und bestand aus lauter Vertrauten, ohne diese Begleitung

war

war er nie zu sehen, daher es die von Olivarez instruirten Kommandanten der Festungen nicht wagen konnten, sich seiner Person zu bemächtigen. Wo er sich zeigte erschien er in einem glänzenden Aufzuge, zog dadurch die Augen des Volks auf sich, und erhielt die ausgezeichnete Bemerkung, die er zu erhalten wünschte. Wo er hinkam, gab er öffentliche Audienz, hörte jedermann an, und sprach mit dem Geringsten so freundlich und herablassend, wie mit dem Vornehmsten. Er bestrafte die Ausschweifungen der Soldaten, lobte verdiente Krieger, beschenkte das Volk, ehrte den Adel, belohnte, half auf der Stelle, und machte mit dem erhaltenen spanischen Gelde sich allenthalben Freunde. So verbreitete er rings um sich her Zufriedenheit, und wohin er kam verstummten die Klagen vor seiner Wohlthätigkeit. Allenthalben jauchzte man seiner Ankunft entgegen, segnete sein Daseyn und beklagte seinen Abschied.

Alles dieses hörten und bemerkten die Freunde des Herzogs mit Entzücken, und bedienten sich der Gelegenheit, die Gesinnungen der Patrioten zu erforschen. Besonders aber ließ ein gewisser Johann Pinto Ribeiro, des Herzogs Agent in Lissabon, sich die Sache angelegen seyn, die jetzt zu betreiben war. Er war ein erfahrner, einsichtsvoller Mann, von unerschütterlicher Treue gegen das Haus Braganza, dabei angesehen, geehrt und unter dem Adel wohl bekannt und geachtet. Diesem mochte der Herzog wohl entweder etwas von seinen geheimen Wünschen anvertraut haben, oder er war einsichtsvoll genug, dieselben selbst in seinem Herzen zu lesen. Genug er nahm sich vor, die Bahn zu brechen, die nun einmal zum Throne geöfnet werden sollte. Auch vermuthet man, daß der bekannte Kardinal Richelieu in Frankreich, der bei der Revolution in Portugal die Hand mächtig mit im

im Spiel hatte, diesen Mann gekannt und gehörig aufgemuntert habe, den Abfall Portugals von Spanien zu betreiben, woran ihm selbst so viel gelegen war.

Der Adel Portugals war kurz zuvor gegen die Katalonier zu einem Heereszuge aufgefordert worden. Dieser Veranlassung bediente sich Pinto, dem Adel diesen Feldzug geradezu als eine Verbannung aus dem Vaterlande zu schildern, eine verderbliche Entfernung, die noch dazu mit so ansehnlichen Unkosten verknüpft sey. Die Bürger machte er aufmerksam auf ihren, durch die Spanier zu Grunde gerichteten Handel, auf ihre Armuth, auf die Geldsucht ihrer Beherrscher und auf das Elend des Landes unter einer fremden Regierung. Der Geistlichkeit bewieß er, wie sehr sie gekränkt werde. Er zeigte ihr, daß die Bißthümer an Fremde vergeben, und sie nach und nach ganz von hohen geistlichen Würden ausgeschlossen seyn würden. Und so suchte er die Beeinträchtigung eines jeden Standes zu benutzen, um sie alle vereint dahin zu führen, wo er sie zu sehen wünschte. So gewann er in aller Stille und in kurzer Zeit die Gemüther der Mißvergnügten mit der gegenwärtigen Regierung, und brachte bald eine ansehnliche Versammlung zusammen, der auch der Erzbischof von Lisabon, aus dem Hause Alcunha, als das Haupt derselben, beiwohnte. Ihm, der von den Spaniern eben so sehr gehaßt, als von den Portugiesen geliebt wurde, hatte die spanische Regierung eben den Erzbischof von Braga, einen Günstling der Vizekönigin, bei Besetzung der Präsidentenstelle bei der Kammer von Opale, vorgezogen, und erlaubte ihm dadurch Theil an der Verwaltung der Staatsangelegenheiten zu nehmen. Die andern von Adel, welche bei der ersten Versammlung sich einfanden, waren Don Miguel Almeida, ein Mann von großer Rechtschaffenheit und grenzenlosem

Hasse

Haſſe gegen die Tyrannen ſeines Vaterlandes; Don Antonio de Almada, des Erzbiſchofs vertrauteſter Freund; ſein Sohn Don Luiz; ſein Schwiegerſohn Don Luiz de Alcunha; der Oberjägermeiſter Mello; Don Jorge, ſein Bruder; Don Pedro de Mendoza Furtado; Don Rodrigo de Saa; der Marquez Fereira und noch einige andere entſchloſſene und edle Männer, die beleidigt, unzufrieden mit der ſpaniſchen Regierung, ihr Vaterland zu befreien entſchloſſen waren.

In der geheimen Verſammlung, welche die Verbündeten hielten, ſchilderte der Erzbiſchof von Liſabon die Bedrückungen, welche die Portugieſen unter dem ſpaniſchen Joche erduldet hatten, mit den lebhafteſten Farben, und erneuerte dadurch das Andenken an die Ungerechtigkeiten, die ein jeder ſchon erdultet hatte. Immer ſuchte einer eher als der andere die Verſammlung von den Leiden zu unterhalten, die er unter dem ſpaniſchen Joche ausgeſtanden hatte. Befreiung von dieſem Joche war nur die Loſung der ganzen Verſammlung, nur waren ihre Meinungen über die hernach feſtzuſetzende Regierungsform getheilt. Einige wünſchten eine republikaniſche, einige eine der holländiſchen ähnliche und noch andere eine monarchiſche Regierungsform. Aber ſelbſt die, die einen König wünſchten, waren nicht einig, denn einige wollten den Herzog von Braganza, andere den Marquez von Villareal, und andere den Herzog von Aveiro, die alle drei aus königlichem Geblüte entſproſſen waren, zum Könige haben. Der Erzbiſchof aber wußte ſie bald zu vereinigen; er ſtellte ihnen vor, daß ſie den Eid, den ſie dem Könige von Spanien geſchworen hätten, nicht brechen könnten, wenn ſie nicht den rechtmäßigen Erben der Krone auf den Thron ſetzten, und dieſer ſey niemand anders, als der Herzog von Braganza. Er ſchilderte hierauf denſelben von der Seite ſeiner Macht

und

und seines Charakters; sie könnten sich keinen glücklichen Ausgang versprechen, wenn nicht der Herzog von Braganza an ihrer Spitze wäre, und übrigens würde es das größte Glück für den Staat seyn, wenn ein Prinz, wie der Herzog von Braganza, der mit der größten Klugheit den liebenswürdigsten Charakter verbände, auf Portugals Thron erhoben würde.

Diese Vorstellungen fanden Eingang, und die ganze Versammlung gelobte, mit vereinigter Anstrengung an der Rettung des Vaterlandes und Befreiung vom spanischen Joche zu arbeiten. „Braganza sey unser König!" das war die Losung, mit der sich die Versammlung trennte.

3.

Nähere Verhandlungen mit dem Herzoge von Braganza.

Der Herzog von Braganza erhielt ungesäumt Nachricht von dem Bunde, der sich zu seiner Erhebung vereinigt hatte. Die Verbündeten baten ihn, sich der Hauptstadt zu nähern. Er brach ungesäumt mit einem glänzenden Gefolge dahin auf, besichtigte, seiner Instruction gemäß, die nächstgelegenen festen Plätze, und gieng endlich nach Lisabon, wo er der Vizekönigin seinen Besuch abstattete. Sein Einzug in die Stadt glich einem allgemeinen Triumphe; laut frohlockte das Volk und sah in dem Herzoge gleichsam seinen Erretter. Eine so glänzende Aufnahme mußte natürlich die Aufmerksamkeit der Spanier rege machen; um ihnen aber wo möglich ihren Argwohn zu benehmen, verließ Braganza sogleich wieder die Stadt, nachdem er der Vizekönigin einen Besuch abgestattet hatte, und begab sich nach Almada, das blos durch

den

den Tajo von Lisabon getrennt wird. Er wollte es nicht wagen, jetzt schon von den Gesinnungen des Volks Gebrauch zu machen, er kannte desselben Veränderlichkeit, und besorgte verlassen zu werden, wenn die erste Hitze verraucht wäre.

Die Zahl der Mißvergnügten, die der geheimen Verbindung beitraten, mehrte sich inzwischen, und der thätige Pinto Ribeiro veranstaltete im Oktober des Jahres ein tausend sechs hundert und vierzig zu Almada eine geheime Zusammenkunft zwischen dem Herzog und einigen der vornehmsten Verbündeten. Es war Nacht, und sie sprachen den Herzog in seinem Kabinet. Mendoza nahm das Wort, und sagte zu ihm: daß er im Namen des Volkes und des Adels ihm die Krone, das wahre, ihm gehörige Erbtheil von seinen Vorfahren anbiete, daß es Zeit sey, das schmachtende Vaterland zu erlösen, dessen Rettung der Himmel selbst zu begünstigen scheine. „Jetzt oder nie! fuhr er fort. Jetzt hält der spanische Tyrann unsere Festungen schlecht besetzt; er hat Krieg im Innern seines Reichs und in seinen auswärtigen Provinzen. Frankreich steht uns bei, seine Flotte ist auf der See. Das Volk seufzet seinem Retter entgegen, und wir fragen euch im Namen der Nation: Herzog, wollt Ihr dieser Retter, wollt Ihr unser König seyn?“

Der Herzog, noch immer nicht ganz ohne Furcht, wußte nicht, wozu er sich entschließen sollte. Er antwortete den Abgeordneten sehr verbindlich, empfahl sich ihrem Vertrauen und schien Bedenkzeit zu fodern. So trennte man sich, und Braganza reiste mit seinem vertrauten Pinto Ribeiro nach Villa vilosa, wo beide mit des Herzogs Sekretair Viegas, einem einsichtsvollen Manne, die Sache weiter überlegten und von allen Seiten erwogen.

Ri-

Ribeiro sprach mit Feuer und Nachdruck, bewies dem Herzog, was er auch der ganzen Welt zu beweisen versprach, sein gegründetes Recht auf die Krone seines Vaterlandes, vermöge seines Stammbaums und des Landes Reichsgesetzes, das Philipp der Zweite mit dem Schwerdte vernichtet habe. Und dann bat er ihn dringend, die ihm angebotene Krone zum Besten seines Vaterlandes anzunehmen.

Noch war der Herzog unentschlossen, als Viegas ihn fragte: „Welche Parthie er ergreifen würde, wenn sein Vaterland, um des spanischen Joches los zu werden, sich für eine Republik erklären würde?" ohne Bedenken antwortete der Herzog: „Ich werde die Parthie meines Vaterlandes gegen dessen Feinde ergreifen." — „Gut denn, fuhr Viegas fort; ist es das, so bedürft Ihr ja unseres Rathes nicht weiter, und Ihr seyd verpflichtet, eine Krone anzunehmen, die man Euch, als dem Ersten des Landes, darbietet." Der Herzog theilte hierauf seiner Gemahlinn seine und seiner Freunde Meinung, ihre Hofnungen und seine Bedenklichkeiten mit. Diese, von Geburt eine Spanierinn, eine Schwester des Herzogs von Medina Sidonia, eine der vollkommensten, edelmüthigsten und klügsten Damen ihrer Zeit, die sich durch ihr Betragen in Portugal nationalisirt und die Hochachtung des ganzen Reichs erworben hatte, rieth ihrem Gemahl eben das, wozu ihn seine Freunde ermunterten. Sie sprach mit Würde für ihre Meinung und schloß: „Und welche Gefahren könntet Ihr scheuen? Etwa den Tod? Gewiß ist es edler, um den Besitz einer Krone willen zu sterben, als ohne Furcht ein Sklavenleben zu führen." — Hierauf erklärte sich der Herzog gegen Mendoza bereitwillig, und dieser eilte zu seinen Freunden mit dieser Nachricht.

4.

Unwirksame Vorsichts-Maaßregeln des spanischen Hofes.

Als der Hof zu Madrid Nachricht von der Freude erhielt, mit welcher das Volk zu Lisabon den Herzog von Braganza empfangen hatte, gerieth Olivarez in nicht geringe Verlegenheit. Es wurde ein Staatsrath gehalten, und das Resultat der Berathschlagungen war, daß man suchen müsse, den Herzog aus Portugal nach Madrid zu locken. Olivarez fertigte dem zufolge sogleich einen Courier an ihn ab, und lud ihn nach Madrid ein, weil der König sich mit ihm über den Zustand der Festungen Portugals besprechen, und ihm mündlich seine Befehle eröffnen wollte.

So sehr auch diese Nachricht den Herzog erschreckte, der leicht merken konnte, worauf es abgesehen war, so schickte er doch einen Kammerjunker nach Madrid, der seine baldige Ankunft daselbst melden, ein Palais miethen, Bediente annehmen und glänzende Einrichtungen treffen mußte. Einige Zeit darauf mußte der Kammerjunker dem Minister einen Brief überreichen, in welchem der Herzog sein Verweilen mit einer Unpäßlichkeit entschuldigte. Diese Ausrede konnte nicht lange statt finden; man mußte auf eine andere fallen. Der Herzog ließ bitten, der König möchte den Rang bestimmen, den er bei Hofe haben sollte, weil er besorgte, die Grandes möchten ihm denselben streitig machen. Der Minister entschied alles zu Gunsten des Herzogs so eilig als möglich. Der nach Madrid gesendete Kammerjunker schrieb nun beinahe alle Tage, er wüßte nicht mehr, womit er die Abwesenheit des Herzogs entschuldigen sollte. Hierauf ließ er dem Olivarez melden, er würde längst

schon

ſchon in Madrid ſeyn, wenn er Geld genug hätte, die Reiſekoſten zu beſtreiten, und ſobald er die erforderliche Summe beiſammen habe, werde er ſogleich erſcheinen.

Indeß hatte die Nachricht, daß der Herzog nach Hofe kommen ſollte, die Verbündeten in keine geringe Unruhe verſetzt; ſie ſchickten augenblicklich den Mendoza an ihn ab, um ihm Muth einzuſprechen. Um kein Aufſehen zu machen, ſprach er den Herzog auf der Jagd, und ſtellte ihm die Gefahr vor, in die ihn eine Reiſe nach Madrid ſtürzen würde. Der Herzog verſicherte ihn aber, er ſey feſt entſchloſſen, ſich an die Spitze der Verbündeten zu ſtellen, wünſchte aber mit Ribeiro über die Ausführung ihres Vorhabens zu ſprechen. Ribeiro beſuchte den Herzog, und beide kamen darinn überein, daß zu Liſabon der Anfang gemacht werden müßte. An eben dem Tage, da ſich Liſabon für den Herzog erklären würde, ſollte er ſich in allen von ihm abhängigen Städten als König ausrufen laſſen, und eben dieß ſollten die Kommandanten der ihm ergebenen Feſtungen thun; ſo würden die wenigen Spanier nicht einmal wiſſen, wohin ſie ſich zuerſt begeben ſollten, um den Aufruhr zu ſtillen.

Die Zeit der Ausführung ward auf den erſten Dezember des Jahres ein tauſend ſechs hundert und vierzig beſtimmt, und die Verbündeten trafen nun alle nöthigen Vorkehrungen und vermehrten die Zahl ihrer Anhänger. Unter andern gewannen ſie einen Goldſchmied und einen Tiſchler in der Reſidenz, zwei reiche Männer, die eine unglaubliche Menge Menſchen in ihrem Dienſt hatten, und der ſpaniſchen Herrſchaft längſt überdrüſſig waren. Sie theilten ihnen den Plan der Verbindung mit, und beide verſprachen zu jeder Stunde den größten Theil des Volks

in

in Aufruhr zu bringen, wenn es ihnen nur den Tag vorher gemeldet würde.

So nahe die Ausführung des Plans war, und so gut auch die Umstände eingeleitet waren, daß man sich gewiß einen glücklichen Erfolg versprechen konnte, so schien es doch, als wenn er wieder scheitern sollte. Der Herzog erhielt von Olivarez einen Courier, der ihm den Befehl brachte, sich augenblicklich nach Madrid zu begeben, und zugleich eine Anweisung auf zehen tausend Dukaten, um die Reisekosten zu bestreiten. Durch eben diesen Courier ließ der Herzog den Minister versichern, binnen acht Tagen werde er zuverläßig in Madrid seyn; zugleich mußte seine ganze Dienerschaft abreisen, und er gab solche Befehle, die eine weite Reise andeuteten. An die Verbündeten schrieb er, sie sollten auf den festgesetzten Tag alles vorbereiten, weil ein längerer Aufschub den ganzen Plan vereiteln könnte. Dieser Plan wurde auch wirklich so vielen mitgetheilt, daß leicht eine Verrätherey das ganze Vorhaben vernichten konnte. Unter andern hatte sich Almada einem Manne anvertraut, der mit der jetzigen Regierung völlig unzufrieden, und dem Unternehmen der Verbündeten nicht abgeneigt schien. Wie betroffen war er aber nicht, als ihm erwiedert wurde, ein solches Unternehmen sey zu schwierig und gefahrvoll, als daß sich ein vorsichtiger Mann darauf einlassen könnte. Voll Verzweiflung, das Geheimniß möchte verrathen werden, setzte Almada dem Manne den Degen auf die Brust und zwang ihn, der Verbindung beizutreten und zu schwören, das Geheimniß nicht zu verrathen.

Ribeiro hatte die Veranstaltung getroffen, daß täglich einige der Verbündeten in dem Hofe des königlichen Pallastes umher gehen, und auf alles, was sie sahen, ein aufmerksames Auge haben mußten.

Abends

Abends vor dem Ausführungstage des groſsen Vorhabens sah man den Vasconcellos, den Liebling der Vizekönigin, sich auf dem Tajo einschiffen. Das erregte Aufmerksamkeit; man ahnete, er habe Verdacht, der Plan sey verrathen, und dieser schlaue Staatsmann treffe Anstalten, die auf den nahen Dörfern liegenden Soldaten herbei zu ziehen. Einige der Verbündeten legten ihre Furcht deutlich an den Tag, und eine allgemeine Bestürzung schien dem Bunde zu drohen; als die ausgestellten Wachen meldeten, Vasconcellos sey unter Musik und Gesang wieder zurück gekehrt, und komme nur von einem Banket, das man ihm zu Ehren angestellt habe. Es war der letzte Ehrentag seines Lebens.

Von neuem Muthe beseelt gieng nun ieder der Verbündeten, deren Anzahl sich jetzt beinahe auf vier hundert belief, an den ihm bestimmten Ort, und alle erschienen pünktlich mit dem gröſsten Vertrauen auf den glücklichen Ausgang ihrer gerechten Sache. Das Merkwürdigste war, daſs bei einer so starken Anzahl von Priestern, Bürgern und Edelleuten, aus welchen der Bund bestand, deren eigentlich ein jeder eine andere Privatabsicht mit seinem Vorhaben verband, dennoch keiner war, der es daran mangeln lieſs, seinem Versprechen nachzukommen. Jeder erwartete mit Ungeduld den Augenblick der Entscheidung des gewagten Spiels um Freiheit und Leben, als ob er selbst das Haupt der Gewinn hoffenden Parthie, ja, als ob die Krone für ihn der Preis seiner Thaten seyn werde. Selbst Damen glühten für dieses Gefühl. Die Geschichtschreiber bewahren uns einmüthig den Namen einer solchen vaterländiſen Heldinn. Es war die Donna Filippa de Vilhena, Gräfinn von Atouguia, die ihre Söhne

Don Geronimo und Don Franceſco Cotingo ſelbſt zu dieſer Unternehmung waſnete. Sie legte ihnen die Panzer an, und gab ihnen die Degen in die Hände, mit den Worten: „Geht meine Söhne! die Tyrannen zu vernichten und uns an unſern Feinden zu rächen. O daß ich ein Weib bin, und nicht mit euch gehen kann! aber Herz und Seele eurer Mutter folgen euch. Laßt mich hören, daß ich Männer geboren habe, und glaubt ſicher, daß wenn der Erfolg unſre Hofnungen nicht mit Glück krönen ſollte, — daß auch eure Mutter dann das Unglück ſo vieler edler und tapferer Männer nicht überleben wird.“

5.

Die Unternehmungen der Verbündeten gelingen, und Portugal wird von dem ſpaniſchen Joche frei.

Der große Tag brach endlich an; auf verſchiedenen Wegen begaben ſich die Verbündeten an ihre beſtimmten Verſammlungsörter und von da nach dem Schloſſe, wo ſie mit pochendem Herzen das verabredete Zeichen erwarteten. Mit dem Schlag acht Uhr des Morgens, als ſich ſchon ihr Freund, der Erzbiſchof von Liſabon, in der Kirche befand und Gebete für das Glück der verbündeten Waffen gen Himmel ſendete, gab Ribeiro mit einem Piſtolenſchuſſe das Signal, und der Angriff geſchah von allen Seiten ſchnell und muthig. Almeida grief mit ſeinem Gefolge die ſchwache deutſche Garde an, welche, nichts ahndend, größtentheils ohne Gewehr war, und beinahe ohne Gegenwehr — zween ausgenommen, die tapfer fochten, und nicht eher wichen, als bis der eine fiel und der andere hart verwundet war — übermannt wurden.

Den

Den Sieg über dieſe beiden bezahlten die Portugieſen mit vielem Blute. Der Oberjägermeiſter Mello, ſein Bruder Acunha und der größte Theil der Bürger giengen auf das ſtarke Korps der ſpaniſchen Leibwache los, die zu den Waffen gegriffen und den Zugang gleichſam in der Eil verſchanzt hatte. Ein Prieſter, Namens Emanuel da Meya, der ſehr eifrig zum Beſten des Bundes im Beichtſtuhl geworben hatte, zeigte ſich auch hier als ein würdiges und entſchloſſenes Mitglied deſſelben. Mit dem Bilde des Gekreuzigten in der linken, dem Degen in der rechten Hand, ſtellte er ſich an die Spitze der zagenden Bürger und rief ihnen zu: „Im Namen Gottes, folgt mir nach. Es gilt die Freiheit eures Vaterlandes. Gott iſt mit uns!“ Muthig ſtürzten auf dieſen Aufruf alle ihrem Führer nach, griffen die Spanier an, zwangen ſie das Gewehr zu ſtrecken, und mit ihrem Hauptmann, Franceſco de Lemos, ihnen nachzurufen: „Es lebe der Herzog von Braganza, Portugals rechtmäßiger König!“

Indeſſen drang Ribeiro an der Spitze der Seinigen in den Pallaſt, gerade auf Vaſconcello's Zimmer los. Er gieng mit einem ſolchen Vertrauen und Muthe einher, daß, als ihm ein Bekannter begegnete und ihn zitternd fragte: was er in Geſellſchaft dieſer Bewafneten thun wolle? er gelaſſen antwortete: „Nichts, als die Regierung verändern. Einen Tyrannen wollen wir aus der Welt ſchaffen, um euch einen rechtmäßigen König zu geben.“ Der Corredidor (Polizeirichter) Soarez, übrigens ein angeſehener und rechtlicher Mann, der eben von Vaſconcellos kam, wollte ſich, als er auf die Verbündeten ſtieß, ſeines obrigkeitlichen Anſehens bedienen, und ließ ſie hart an. Als er ſtatt der Antwort, von allen nur das Freudengeſchrey: „Es lebe der Herzog von Braganza, unſer König!“

vernahm, meinte er, es zieme ihm das Gegentheil zu sagen. Mit lauter Stimme rief er: „Es lebe unser Herr, der König von Spanien!" Das waren seine letzten Worte; ein Pistolenschuß streckte ihn sogleich zu Boden.

Als das Getümmel immer größer wurde, lief Vasconcellos erster Kommissair, Antonio Correia, herbei. Er, eine Geißel der Portugiesen, und allgemein verhaßt wie sein Herr, empfieng sogleich von Don Antonio de Menesez einen Dolchstich zum Willkommen. „Wie, du unterstehst dich mich anzugreifen?" rief er. Die Antwort die er erhielt, waren einige wiederholte Dolchstöße, die ihn zu Boden warfen. Zu seinem Unglück waren alle diese Stöße nicht tödtlich, und er behielt jetzt das Leben, um es späterhin, bei einer Verschwörung gegen des Königs Leben, weit schimpflicher unter Henkershänden zu endigen.

Jetzt waren die Verbündeten an Vasconcello's Zimmerthür. Hier stand ein spanischer Kapitain, der mit dem Degen in der Faust den Eingang gegen die Andringenden herzhaft vertheidigte. Aber ein Stich in den Arm nöthigte ihn bald, den Degen sinken zu lassen; er wurde zum Fenster hinausgeworfen und brach ein Bein. Nun drangen die Verbündeten wüthend in Vasconcellos Zimmer, wo sie ihn aber nicht fanden. Sie durchsuchten jeden Winkel, die Betten, Kisten, glaubten er habe sich die Hintertreppe hinab, die an den Fluß führte, gerettet und waren in Verzweiflung ihn nicht zu finden. Endlich wurde er in einem Tapetenschranke gefunden, wohin ihn eine alte Magd versteckt hatte, die jetzt durch Drohungen geschreckt, seinen Aufenthalt offenbarte. In diesem Schranke steckte er, ganz mit Papieren überdeckt. Man ließ ihn heraus. Todtenblässe hatte sein Gesicht über-

überzogen und seine Augen funkelten Verzweiflung. Er zog unwillkührlich den Degen, und konnte kein Wort sprechen, nicht einmal um Erbarmen flehen. Don Rodrigo de Saa gab ihm den ersten Pistolenschuß, und die andern durchbohrten seinen Leib mit wilder Wuth. So stürzten sie ihn zum Fenster hinaus, auf den Schloßplatz hinab, und schrieen frohlockend dem unten versammelten Volke zu: „Freiheit! der Tyrann ist gefallen. Es lebe Johann der Vierte König von Portugal!“ Das Volk jauchzte diesen Ausruf nach und fiel schäumend über Vasconcello's Körper her. Man rieß ihm den Bart aus, grub ihm die Augen aus, zerschlug den Kopf, zerfleischte ihn mit Dolchstichen, und zerrieß ihn beinahe in tausend Stücken. So lag er jetzt vor den Füssen seiner ehemaligen Sklaven, die ihre Ketten zerbrochen sahen und fürchterlich erwacht waren. Lange lag der Körper des Unglücklichen zum Abscheu der Vorübergehenden nackend zur Schau, bis ihn endlich die barmherzigen Brüder auf dem Verbrecherkarren davon führten, und seinen Leib in ihrer Kirche der Erde übergaben, was sie aber doch ohne Bedeckung des Don Gaston Cotinha und seiner Mannschaft nicht hätten wagen können. Vasconcello's Ueberreste wurden mit der größten Furcht und Stille verscharrt. Er, dessen Reichthümer unermeßlich waren, der einen ganzen Staat beherrschte, welcher vor ihm zitterte, wurde in eine, von Almosen der barmherzigen Brüder gekaufte Decke gewickelt, und in einem versteckten Winkel begraben. Ein solches Ende nahm der stolze Peiniger seiner Landsleute, von allen verflucht, von keinem redlichen Portugiesen beklagt. Seine mit Unrecht, durch Gewaltthätigkeiten und Erpressungen zusammengescharrten Reichthümer, wurden ein Raub des erbitterten Volks.

Indessen hatte die Vizekönigin den Lärm vernommen. Sie trat ans Fenster und schrie hinaus: „Portugiesen, was ist das, gedenkt eurer Pflicht!“ Die Verbündeten aber, die sich ihrem Gemache näherten, fanden es verschlossen. Nicht ohne Geräusch pochten sie an, und befahlen mit lauter Stimme, die Thür ohne Zögern zu öffnen. Die Vizekönigin öffnete sie selbst, umgeben von ihren zitternden Damen und dem Erzbischof von Braga. Man sagte ihr, was geschehen sey. Sie erfuhr Vasconcello's klägliches Ende, blieb unerschüttert, schien die gerechte Rache der Portugiesen an ihrem Tyrannen, der ihr seines Stolzes wegen selbst stets verhaßt gewesen war, zu billigen, oder doch wenigstens zu verzeihen, und gab zu verstehen, sie hoffe, man werde nun die Waffen nach befriedigter Rache niederlegen. Zudem versprach sie den Verbündeten, ihnen bei dem Könige Verzeihung für ihre That auszuwirken, wenn sie sich von jetzt an ruhig verhalten würden. Menesetz aber antwortete ihr: „Herzoginn! Könnt ihr wohl glauben, daß so viele Edle die Waffen ergriffen haben würden, um nichts damit zu thun, als einem Elenden sein noch elenderes Leben zu nehmen, das er hätte durch die Hand des Henkers verlieren sollen? — Nein, damit ist es nicht abgethan. Wir erkennen keinen König Philipp mehr. Wir haben die Waffen ergriffen, den rechtmäßigen König Johann von Braganza auf den Thron seiner Väter zu setzen, der seinen Vorfahren so schändlich und zu unserm Verderben entrissen wurde.“

„Ihr treibt Scherz“, lächelte die Vizekönigin verlegen. — „Nein, bei Gott nicht, erwiederte Almeida. Wir haben uns in Euch geirrt, und Ihr irrt euch in uns; wir sind keine Spaßmacher.“ — Der Erzbischof von Braga verkündigte sein Daseyn

mit

mit harten Worten, sprach von Aufruhr und Gräuelszenen, und vergaß sich so weit, einem der Umstehenden den Degen zu entreissen. Aufgebacht wendete sich Almeida zu ihm: „Laßt das, Herr Erzbischof, und schweigt; es war ohnehin schon auf euren Kopf abgesehen. Daß Ihr nicht Vasconcello's Schicksal theilt, verdankt Ihr ganz allein meinen Vorbitten, sprecht weiter, und ich werde euch nicht mehr schützen können.“ Da der geistliche Herr so sprechen hörte, wich sein Grimm dem Schrecken. Er verließ die Vizekönigiun und machte sich eilig davon. Diese wollte hinaus zu dem Volke, allein einer der Verbündeten vertrat ihr den Weg und bat sie, sich keiner Gefahr auszusetzen Nicht ohne Stolz fragte sie: „Und was könnte man mir wohl thun?“ — „Nichts weiter, als Ihro Hoheit aus dem Fenster hinabstürzen“, war die Antwort. Sie erschrack und trat verlegen zurück. Man kündigte ihr an, sich ruhig auf ihrem Zimmer zu verhalten, und sich selbst als eine Gefangene der Nation zu betrachten. Zu ihrer Sicherheit blieb Almeida bei ihr, bis sie als Geißel in bessere Verwahrung gebracht wurde.

Die Verbündeten versicherten sich indessen ungesäumt der vornehmsten Spanier. Der Oberhofmeister der Vizekönigiun, Marquis Puebla, der Admiral de Castro, der Oberstallmeister Beinetto und viele andere von Macht und Ansehen wurden in der Stille aufgehoben und gefangen genommen. Es wurden die Gefängnisse geöffnet, und die gefangenen Portugiesen in Freiheit gesetzt, die sich sogleich mit ihren Befreiern vereinigten. Noch war aber die Citadelle von den Spaniern besetzt, und es konnte die Besatzung derselben, unter deren Kanonen die Stadt stand, den Portugiesen die Freude gar sehr verbittern. Deshalb verlangte man von der Vizekönigiun einen Befehl

an

an den Gouverneur des Platzes, sie weigerte sich standhaft, dem Verlangen zu entsprechen, als man aber mit dem Niederschiessen aller gefangenen Spanier drohte, gab sie endlich nach. Der Gouverneur der Citadelle, Don Luiz del Campo, wollte sich anfangs, des erhaltenen Befehls ungeachtet, nicht ergeben; aber die fürchterlichen Drohungen des Volks, alle gefangenen Spanier zu ermorden, brachten ihn endlich auf andere Gedanken. Er öffnete die Thore, und die Portugiesen nahmen Besitz von der Citadelle.

Die Revolution konnte nun als glücklich vollendet angesehen werden. Mendoza und Mello eilten zu dem Herzoge, der indeß in der peinlichsten Erwartung und Ungewißheit über den Erfolg der Dinge schwebte, verkündeten ihm den glücklichen Ausgang, und baten ihn nach Lisabon zu kommen, um von dem Throne Besitz zu nehmen. Bis zu seiner Ankunft ordneten die Verbündeten einen Regierungsrath an, und erhoben den Erzbischof von Lisabon zum Präsidenten desselben. Der Jubel des Volks in der Residenz war unaussprechlich. Alt und Jung, Weiber und Kinder, Priester und Laien strömten durcheinander auf den Strassen umher, fragten, erzählten einander was geschehen war, frohlockten, eilten dankend in die Kirchen, priesen laut Gott, alle Heiligen und die Erretter ihres Vaterlandes. Freudenthränen entstürzten den Augen zitternder Greise, die von ihrer Schwäche sich nicht abhalten ließen, sich unter die Frohlockenden zu mischen. Die Kinder falteten freudig die Hände, und Männer und Weiber frohlockten laut: „Es lebe unser König, Johann der Vierte!“ Dieser hielt endlich fünf Tage darnach seinen feierlichen Einzug unter dem Donner der Kanonen, dem Geläute der Glocken und unter allgemeinem Jubel des freudetrunkenen Volks zu Lisabon. Sein Weg nach dem Pallast war mit

Blu-

Blumen bestreut, frohe Herzen schlugen ihm laut zu, und wetteifernd jauchzte man ihm entgegen: „Gegrüßt sey, der da kommt im Namen des Herrn! Es lebe unser rechtmäßiger König und Herr, Johann der Vierte!" Dem Beispiel der Hauptstadt folgten die Provinzen, in allen Städten des Reichs wurde der Herzog von Braganza zum König ausgerufen, und die spanischen Kommandanten übergaben die Festungen, ohne nur einen Schuß zu thun. Die Ost- und westindischen Besitzungen, die den Portugiesen unter Spaniens Tyranney übrig geblieben waren, folgten dem Mutterlande, und erklärten sich für die neue Regierung.

Johann, jetzt Monarch von Portugal, vermehrte das Vertrauen, das man in ihn setzte, durch die Erklärung, welche er auf seine Krönung folgen ließ, daß er sich und seinen Hof aus seinen eigenen Mitteln erhalten wolle, und daß daher alle von der spanischen Regierung aufgelegten Abgaben entbehrlich wären. Aber dessen ungeachtet verschworen sich einige, dem spanischen Interesse ergebene Einwohner zum Untergange des Königes. Das Haupt der Verschwörung war der Erzbischof von Braga, ein eifriger Anhänger des Königs von Spanien. Verschiedene Große, selbst einige vom Hause Braganza, schlossen sich an ihn an. Man wollte Lisabon anzünden, um, während der dadurch entstehenden Verwirrung, spanisches Kriegsvolk in die Stadt zu bringen; aber der Anschlag wurde verrathen und in Zeit von einer Stunde waren alle Theilnehmer verhaftet. Der Erzbischof mußte, für die Schuld seiner Sünden, in einem ewigen Gefängnisse büssen; andere wurden hingerichtet. Acht bis zehen reichbeladene spanische Schiffe, die sich bei Lisabon vor Anker legten, entschädigten hin-

hinlänglich für den Verdruß, den Spanien dem neuen Könige gemacht hatte.

So wurde durch eine leichte Revolution Portugal von der spanischen Monarchie wieder losgerissen, nachdem es unter dem harten Joche derselben sechzig Jahre hatte schmachten müssen. Am spanischen Hofe mußte diese Revolution einen desto stärkern Eindruck machen, je weniger man sie von einem entkräfteten Volke erwartet hatte. Olivarez gab zwar seinem Könige die erste Nachricht von dieser Begebenheit mit lachendem Munde. „Ich wünsche Ew. Majestät Glück, sagte er, zu den schönen Ländereyen, welche der Herzog von Braganza nun nach allen Rechten verwürkt hat!“ Und in der That war der Zustand des neuen Königs von Portugal nicht der beste. Keine regulaire Armee, keine Flotte, kein Geld in der Schatzkammer, keine Amunition in den Zeughäusern; die reichsten Besitzungen in Indien in fremden Händen! Frankreich, England, Schweden und Holland erkannten zwar den neuen König; aber Frankreich ausgenommen, konnten die andern wenig helfen. Auf der andern Seite aber befand sich Spanien in einer sehr bedrängten Lage. Zwar kündigte der spanische Hof den portugiesischen Rebellen den Krieg an; allein da das sonst so mächtige Spanien mit den Holländern, mit Frankreich, mit den Feinden des österreichischen Hauses in Deutschland, und mit einheimischen Rebellen in Catalonien in unglückliche Kriege verwikkelt war, so konnte es gegen Portugal nur eine schwache Macht erübrigen, und der König Johann wußte sich insgeheim durch tüchtige Bestechungen die spanischen Minister so zu Freunden zu machen, daß er wenig Soldaten brauchte. Er starb nach einer sechzehnjährigen Regierung, und hinterließ zwei Söhne, Don Alfonso und Don Pedro, von denen der erstere, ein Schwächling an Körper und Geist, nach ihm den Thron bestieg.

VIII. Großer

VIII. Großer Aufruhr in Neapel.

Im Jahr 1647.

I.

Die Neapolitaner seufzen unter der despotischen spanischen Oberherrschaft. Naher Ausbruch der Empörung.

Das Königreich Neapel — ein Stück der reichen Erbschaft Kaiser Karls des Fünften — wurde zwei hundert Jahre lang von spanischen Vizekönigen beherrscht, und gerieth in dieser Zeit in immer tiefern Verfall. Ein Land, das die Natur zum Sitz des Ueberflusses geschaffen hatte, war der Aufenthalt eines verarmten Volkes, das kaum die ersten Bedürfnisse befriedigen konnte. Das Joch der spanischen Regierung lag schwer auf dem Nacken der Neapolitaner. Ihre schönsten jungen Leute wurden für die spanischen Regimenter ausgehoben; die ohnedieß schweren Abgaben trieb man mit unerbittlicher Strenge ein; die freiwilligen Geschenke, welche die Vizekönige erpreßten, wurden immer beträchtlicher, der Adel, der sich mit dem Vizekönige verstand, wußte sich der Theilnahme an diesen Kontributionen größtentheils zu entziehen; um so stärker drückten sie auf Bürger und Bauern. Die öffentlichen Einkünfte waren an einige reiche Neapolitaner für die großen Vorschüsse verpfändet, die sie der Regierung machten. Dieß veranlaßte sie täglich zu neuen Erfindungen, um mit Wucher von ihren Mitbürgern das wieder zu bekommen, was der Regent

gent von ihnen erhalten hatte. Die spanische Regierung bewilligte ihnen alle Auflagen, die sie in Vorschlag brachten: man konnte auf diese Art leicht unermeßliche Summen aufbringen, die Exekutionskosten ersparen, und das unglückliche Volk drücken, ohne sich seinem Murren auszusetzen.

Die Vizekönige, deren Gewalt gewönlich nur kurze Zeit dauerte, suchten sich so bald als möglich zu bereichern, und sahen dieß als den einzigen Zweck ihrer Absendung an. Von schnödem Eigennutz verleitet, verschlossen sie ihre Augen gegen unrichtige Rechnungen, und raubten dem Staat seine Reichthümer, indem sie dieselben sich zueigneten. Sie waren es, die dem Fleiß die Hände banden, den Handel fesselten, die Stimme der Wissenschaften unterdrückten, die den Seehäfen die Schiffe, den Zeughäusern die Waffen, den öffentlichen Plätzen ihre Zierrathen raubten; sie entrissen dem Bürger seinen Wohlstand, schreckten den Landmann von der Kultur seines Bodens zurück, und sie wollten es niemals begreifen, daß das sicherste Mittel, sich ein Volk zu unterwerfen, darinn bestehe, wenn man es glücklich macht. Auf einer andern Seite übte der Adel in den Provinzen seine Lehensrechte mit der größten Strenge aus. Man überließ die Vasallen dieser schröcklichen Ruthe, und ob man ihnen gleich gestattete, den Schutz der Gesetze anzuflehen, so gewann man doch durch diese übermüthige Gewalt des Adels allzuviel, als daß man sie ihm zu benehmen hätte suchen sollen.

Ein eben so sicheres als schröckliches Mittel, sich alle Stände unterwürfig zu machen, bestand in der Errichtung einer Menge Gerichtshöfe, welche den Geist der Chikane erzeugten, und das ganze Reich in die Raserei der Processe stürzten, mit denen man es lieber, als mit den Angelegenheiten des Staats beschäf-

schäftiget sah: und dieses Mittel kam der Regierung auch in der That vortrefflich zu statten, den Haß unter den Neapolitanern zu verewigen, sie ins Verderben zu bringen, und ihnen die Haut völlig abzuziehen.

Der Trost, den gedrückte Unterthanen zuweilen darinn zu finden glauben, daß sie ihre Klagen vor dem Monarchen selbst ausschütten, gebrach den Neapolitanern ganz. Schon drei von ihren Königen hatten, während einer langen Regierung, keinen Fuß in dieses Land gesetzt. Allmählich fieng man an, eine Regierung zu hassen, die nur auf neue Steuren, nie auf die Wohlfahrt des Staats dachte. Man rechnete den Summen nach, die nur seit fünfzig Jahren von Neapel nach Spanien auf offenem geradem Wege (die heimlichen und krummen ungerechnet) gezogen worden waren, und fand sie ungeheuer. Gegen achtzig Millionen Thaler, waren unter Philipp dem Dritten und Philipp dem Vierten an außerordentlichen Steuren erhoben worden, und doch waren dieß die Bedrückungen noch bei weitem nicht alle. Keine Armuth schützte, keine Beschwerde ward gehört; fast mit jedem neuen Jahre erschien auch eine neue Auflage. Die stolzen spanischen Minister achteten der Vorstellungen nicht, die selbst einige Vizekönige zu machen sich gedrungen fühlten; sie foderten einen sklavischen Gehorsam, und bedachten nicht, daß ein bis zur Verzweiflung getriebenes Volk endlich weder Gesetze noch Gewalt mehr achtet.

Schon befand sich ein großer Theil der Einwohner von Neapel in einer sehr unruhigen Stimmung, und die Unzufriedenheit war allgemein verbreitet, als um die Mitte des siebenzehenten Jahrhunderts der Herzog von Arcos zum Vizekönige von Neapel ernannt wurde, ein Mann, dessen habsüchtiger Charakter, so

sehr

ſehr er die Maſke gleisneriſcher Leutſeligkeit anzunehmen verſtand, bald in ſeiner ganzen Häßlichkeit ſichtbar war. Seiner Staatsklugheit ſchien jedes Mittel, das zum Zwecke führt, erlaubt. Ihm war alles feil, Würden, Vorrechte, Gnadenbezeugungen. Von ſeiner Bereitwilligkeit im Verſprechen galt kein Schluß auf ſeine Bereitwilligkeit im Halten. Stolz auf ſich ſelbſt, ſtolz auf die eingebildete Macht ſeines Vaterlandes, verachtete er das Volk von Neapel, und glaubte, daß es nie etwas ausrichten könne, weil ihm der Beiſtand des Adels fehle. Da nun der Krieg mit Frankreich, in welchen der König von Spanien verwickelt war, unermeßliche Summen verſchlang, ſo wurden die Neapolitaner ſtark in Anſpruch genommen, und über alle vorigen Abgaben verlangte man von neuem anderthalb Millionen Thaler von ihnen. Der Herzog, ohne eine Gegenvorſtellung zu wagen, war ſogleich bereit, die Summe einzutreiben; aber es war ſchwer, das wie? auszumitteln. Da man auch zuletzt, wie immer, den Adel ſchonen wollte, ſo mußten neue Abgaben, Acciſe und Zölle erſonnen werden; allein, ſtatt auf die entbehrlichen Waaren des Luxus die Abgaben zu erhöhen, legte man ſie gewönlich auf die unentbehrlichſten Bedürfniſſe, die zum Theil über den wirklichen Werth der Dinge geſchätzt wurden. Jetzt ward der Vizekönig darauf aufmerkſam gemacht, daß alles Obſt und Gartengewächs noch unbeſteuert ſey, und daß eine Schätzung dieſer Lebensmittel, die dem gemeinen Manne allein noch übrig waren, deſto mehr einbringen müſſe, weil ihr Anbau durch die Theurung und den Mangel anderer Lebensmittel ſo ſehr zugenommen habe. Der Vizekönig genehmigte den Vorſchlag, ohne zu bedenken, daß er eben dadurch das Volk auf der empfindlichſten Seite angrief.

Das

Das gemeine Volk in Italien lebt überhaupt sehr mäßig, und es ist zufrieden, wenn es Brod und Früchte hat. Dagegen arbeitet es gewönlich auch wenig, und überläßt sich einem Müßiggange, der jede Empörung begünstigt. War das Volk schon vorher über den Mehlzoll höchst unzufrieden, so wuchs diese Unzufriedenheit noch weit höher, als der Zoll auch auf alles Obst und Gartengewächse ausgedehnt wurde. Dieß verursachte eine außerordentliche Theurung, aus derselben entstund unter dem gemeinen Manne Hunger, und dieser brachte ihn endlich zur Verzweiflung.

Ehe diese in offenbaren Aufruhr und Empörung ausbrach, äußerte sich das Mißvergnügen des Volks auf vielfache Art. Anfangs bezeugte es sein Elend durch viele Bittschriften, die es dem Vizekönige übergab, und so oft er in die Kirche fuhr, waren die Straßen und Plätze mit Männern, Weibern und Kindern angefüllt, die mit Heulen und Schreyen um Abstellung der neuen Auflagen flehten. Als der Herzog von Arcos nicht darauf achtete, so wurde einmal seine Kutsche von einem Haufen des Pöbels umringt, der sich nicht mehr mit bloßen Klagen begnügte, sondern gefährliche Drohungen ausstieß. Um sich aus ihren Händen loszuwickeln, versprach er ihnen die gänzliche Abschaffung der Zölle; allein er vergaß seines Versprechens, sobald er sich wieder frei fühlte. Da er aber doch anfieng, gefährliche Folgen zu befürchten, so verbot er das Fest Johannes des Täufers zu feiern, um dadurch einen allzu großen Zusammenlauf des Pöbels zu verhindern. Dieser beharrte indessen, da der Vizekönig die Zölle nicht abschaffte, in seiner Wuth, die sich allmählich ihrem Ausbruche näherte. Die Stadt Neapel wurde mit Schmähschriften wider die Regierung überschwemmt,

und

und am ersten Julius des Jahres ein tausend sechs hundert sieben und vierzig wurde die auf dem Markte stehende Zollbude in Brand gesteckt, und als man sie des folgenden Tages wieder aufgerichtet hatte, zum zweitenmal angezündet. Die Verwegenheit des empörten Volks nahm noch mehr zu, als die Nachricht aus Sizilien einlief, daß der dortige Vizekönig mit gewafneter Hand gezwungen worden sey, alle Zölle abzuschaffen, und zugleich den Aufrührern eine völlige Amnestie zu bewilligen.

Der Herzog von Arcos konnte bei dem wachsenden Ungestümm des neapolitanischen Volks nicht ohne Sorgen seyn, als ein neuer Unfall seine Bangigkeit vermehren mußte. In dem Hafen von Neapel lag damals eine Flotte; auf dem Admiralschiffe befanden sich große Geldsummen für den König von Spanien nebst einer Menge kostbarer Geräthe. Auf eine unbegreifliche Weise kam zur Nachtzeit Feuer auf diesem Schiffe aus; vier hundert Menschen büßten ihr Leben ein, dreimal hundert tausend Dukaten baares Geld giengen verloren; mit einer großen Menge Kriegsbedürfnisse flog das Schiff auf. Dieß fürchterlich große Schauspiel trug sich im Angesicht von ganz Neapel zu. Man sah es, eben seiner Unbegreiflichkeit wegen, als einen Vorboten der außerordentlichsten Ereignisse an; der Vizekönig hingegen hielt es für die Wirkung einer verborgenen Meuterey. Von Angst und Besorgnissen ergriffen suchte er nun wirklich, dem wachsenden Uebel so viel möglich Einhalt zu thun, und berief deswegen die Vornehmsten des Adels und die Vorsteher der Bürgerschaft öfters zusammen; es war aber nicht leicht ein Mittel aufzufinden. Der Zoll von den grünen Früchten war für sechsmal hundert tausend Thaler verpachtet worden, und die Pachter hatten bereits vorgeschossen. Viele waren der Meinung, man

sollte

ſollte dem Volk in keinem Stücke nachgeben; andere ſchlugen als einen Mittelweg vor, den Obſtzoll abzuſchaffen, und dafür den Brod- und Weinzoll zu erhöhen. Als aber das Volk Nachricht davon erhielt, ſchrie es noch ungeſtümmer, und verlangte nunmehr nicht allein die gänzliche Abſchaffung des Obſtzolles, ſondern auch die Herabſetzung aller andern Zölle. So wurde die Gährung immer gröſser, und das verborgene Feuer grief immer mehr um ſich, bis es endlich am ſiebenten Julius des Jahres ein tauſend ſechs hundert und ſieben und vierzig mit einer ſo entſetzlichen Wuth ausbrach, daſs es der Stadt Neapel den gänzlichen Untergang drohte, und niemand mehr im Stande war, dem unaufhaltſamen Strome des Aufruhrs einen Damm entgegen zu ſetzen.

2.

Maſaniello von Amalfi, der Fiſchhändler.

Auf dem groſsen Markte zu Neapel wohnte ein junger Mann, von ungefehr vier und zwanzig Jahren, der Thomas Aniello hieſs, im gemeinen Leben aber, durch eine gewöhnliche Abkürzung ſeines Namens, Maſaniello genannt wurde. Er war ein armer Fiſcher, der die Fiſche, welche er ſelbſt fieng oder von andern erhandelte, wieder verkaufte, und ſich von dieſem Handel kümmerlich nährte. Seine Kleidung war armſelig, und gewöhnlich gieng er ohne Schuhe, in einem baumwollenen Hemde, leinenen zerriſſenen Strümpfen und einer Fiſchermütze auf dem Kopfe. Dieſem verachteten Menſchen aus der Hefe des Volks fehlte es aber nicht an äuſsern und innern Vorzügen. Sein edler Wuchs, ſeine nicht gemeine Phyſionomie, ſein

Verſtand, ſeine Kühnheit und ſein Gerechtigkeitsſinn waren hinreichend, ihn vor Tauſenden aus der Menge auszuzeichnen. Dabei beſaß er eine Unbiegſamkeit, die bei zweckmäßiger Leitung zum feſten männlichen Charakter geworden wäre, und einen ſtarken Trieb, jede Beleidigung zu rächen, die aus ſeinem bittern Haſſe gegen alles Unrecht entſprang. Beſonders war ihm der Haß gegen den Adel und die Reichen gleichſam angebohren. In ſeiner Kindheit führte er einen beſtändigen Krieg mit ihren Kindern, und wollte niemals mit ihnen im Frieden leben. Er pflegte ſie Kuchen zu nennen, die aus Milch und Honig zuſammen geknetet, und vom Winde aufgeblaſen wären. Wenn ſeine Mutter bekümmert über die unaufhörlichen Klagen, die wider ihn einliefen, zu ihm ſagte: „Thomas, ſollen dir denn alle Leute böſe und gram werden?“ ſo gab er zur Antwort: „Warum iſt man feig genug, und fürchtet ſich vor mir? ich fürchte mich vor niemand!“ Sein Vater konnte mit aller Strenge die Hitze ſeines unbändigen Charakters niemals zähmen.

Thomas ſammelte ſich unter den Kindern, die mit ihm von gleicher Abkunft waren, ein Völkchen treuer Unterthanen, von welchen der verzagteſte das Leben für ihn gewagt hätte. Unaufhörlich führte er dieſe Armeen wider die Kinder der Reichen von Amalfi, ſeiner Vaterſtadt, an. Auf dieſe Art übte er ſich, die Gemüther zu lenken, das ihm in der Folge ſo wohl gelungen iſt; und ſo gewöhnte er ſich an Gefahren, ans Befehlen, und an die Neigung, etwas zu wagen.

In ſeinem zehenten Jahre verſprach ihm ſein Vater einen Säbel, um ihn dadurch zu bereden, in die Schule zu gehen; aber da er die kleinen Sklaven, wie er ſie nannte, vor der Stimme ihres Lehrers zit-

tern

tern ſah, ſo ſpottete er ihrer; er hörte blos zu, was andere laſen, denn ſeiner Meinung nach lohnte es ſich nicht der Mühe, leſen zu lernen. Als ſein Lehrer ihn einsmals mit einer niedrigen und unverſchuldeten Züchtigung bedrohte, ſo ſchoß er einen wilden Blick auf ihn, zog das Meſſer und ſagte ganz trokken: „Wenn ich nicht leſen will, wer will mich zwingen?“ Dem Schulmeiſter fiel der Bakel aus den Händen, und er ſuchte ſich unverzüglich einen ſolchen Schüler vom Halſe zu ſchaffen. Als er aus der Schule gejagt worden war, ſuchte er den väterlichen Verweiſen zuvorzukommen, und ſagte zu ſeinem Vater: „Du ſollſt mir kein Brod mehr geben, denn ich kann das deinige entbehren, und du haſt für meine Mutter und für dich ohnedieß nicht viel. Aber gieb mir den verſprochenen Säbel, und laß mich in die Welt gehen, und mir meinen Unterhalt ſelbſt verdienen.“ Der Vater gab ihm einige Gulden und einen Stock; er ſteckte ein Stück Brod in die Taſche, und machte ſich auf den Weg. Aber ehe er Amalfi verließ, muſterte er den gröſsten Theil ſeines Kinderheeres; er befahl ihnen, niemals mit dem Feinde weder Waffenſtillſtand noch Frieden zu ſchlieſsen, ernannte ſelbſt einen Anführer, und ſchied von ihnen, unter lauter Wehklage über den Verluſt eines ſo braven Generals.

Thomas trieb ſich lange Zeit in verſchiedenen Gegenden umher, und kam endlich nach Neapel, wo er ſein ärmliches Brod mit dem Fiſchhandel gewann. Seit fünf Jahren ſchon war er Gatte, und war nach und nach Vater von vier Kindern geworden. Auch einen Bruder und eine Schweſter hatte er, beide verheurathet, und beide ſo arm wie er. Daſs er, der von Kindheit an eine Erbitterung gegen den Adel und Reiche nährte, die Unzufriedenheit des Volks gegen

die drückenden Auflagen theilte, läßt sich leicht denken. Er schlich unter den Gruppen des erhitzten und schwierigen Volkes umher, horchte hier, horchte dort, erforschte eines jeden Gesinnung und den Geist der Anführer, besuchte den Hafen, und wurde öfters in der Nähe der Festungen, der Gefängnisse, und öffentlichen Gebäude gesehen. Als wäre es nichtige Neugierde, erkundigte er sich in den Kasernen nach der Zahl, Verfassung, Diensteinrichtung, Wehrstand und Bewafnung der Truppen, und wußte immer auf ein Haar, was in den verschiedenen Stadtvierteln, an den öffentlichen Lustörtern, im Kabinette und an den Tafeln der Großen gesprochen wurde.

Eines Tages nahmen die Zollbedienten dem Masaniello seine Fische weg, die er verkaufen wollte, weil er den Zoll nicht bezahlen konnte. Er gerieth hierüber in den heftigsten Zorn, weil er nichts zu leben hatte, schwur, sich zu rächen, und lief halb rasend in der Stadt herum. Von ungefehr kam er auch in eine Kirche, in welche sich Perrone, ein berüchtigter Bandit, nebst einer von seinen Kameraden, geflüchtet hatte. Diese bemerkten das Verstörte in seinen Blikken, und fragten um die Ursache davon. „Ich muß die Stadt entweder befreien, oder am Galgen sterben!“ sagte er voll Erbitterung. Diese Worte aus dem Munde eines so armseligen Menschen klangen freilich lächerlich, und die Banditen lachten wirklich. „Wüßt' ich nur zwei oder drei, die mir treulich beistünden, fuhr er fort, so schwör ich bei Gott, daß ich euch bald zeigen wollte, wer ich bin, und was ich auszurichten vermag.“ Diese Zuversicht wirkte auf Männer von solcher Keckheit, und sie schwuren sich bei einem Marienbilde den feierlichsten Eid wechselseitigen Beistandes.

Ma-

Masaniello begab sich von ihnen unter die Frucht- und Obsthändler, stellte ihnen vor, daß man Mittel suchen müsse, die unerträglichen Abgaben abzuschaffen, und bewog sie ihm zu versprechen, sich am folgenden Tage beim Zolle einzufinden, und sich zu erklären, daß sie keine Früchte mehr mit dem Zolle kaufen wollten. Sie kamen auch wirklich alle an den bestimmten Ort, und weigerten sich, das geringste zu kaufen, wofern man ihnen den Zoll nicht nachließe. Der Marktmeister suchte sie zufrieden zu stellen, aber da er nichts ausrichtete, erließ er für diesen Tag den Zoll, und versicherte, daß diese Auflage überhaupt bald sollte abgeschafft werden.

Als Masaniello sah, daß sein Vorhaben zu gelingen anfieng, hielt er sich täglich bei den Obsthändlern auf, und wo er bei einem vorbei gieng, flüsterte er ihm zu: „Ohne Zoll! Ohne Zoll!“ Als einst viele Kinder auf dem Markte beisammen waren, versammelte er sie um sich, lehrte sie gewisse Strophen, in denen von Zoll und Zollfreiheit die Rede war, und ermunterte sie, dieselben in den Gassen abzusingen, um dadurch die Gemüther der Erwachsenen vorzubereiten. Das Mittel blieb nicht unwirksam, und bald konnte Masaniello bei folgender Gelegenheit einen entscheidenden Schritt wagen.

Das Fest der Maria del Carmine war nahe. Unter den Feierlichkeiten, die man an diesem Feste begieng, befand sich auch diese: Es wurde ein kleines hölzernes Haus gebaut, in welches eine Besatzung einquartirt wurde, die man Alarben nannte. Diejenigen, welche dieses Haus zu bestürmen angeführt wurden, hießen Lazaren. Beide Haufen bestanden aus jungen Leuten von 20 bis fünf und zwanzig Jahren, die sich mit Prügeln bewafneten. Masaniello stellte sich als Anführer an die Spitze der Lazaren,

die

die während der Uebungszeit, in welcher ſie nach ihrer Weiſe exercirt wurden, allerhand auffallenden Muthwillen vornahmen. Als ſie ſich an einem Tage, wo gewönlich die Ladungen von Obſt und Hülſenfrüchten von Puzuoli anzukommen pflegten, auf dem Markte verſammelt hatten, entſtand ein gewaltiger Streit zwiſchen einem Gärtner und dem Marktmeiſter wegen des Zolles. Der erſtere tobte und raſete, daß er ſo viel Zoll für ſeine Früchte bezahlen ſollte, als er aus ihnen erlöſen konnte. Er ſchüttete daher zween groſse Säcke voll Aepfel und Birnen auf die Erde und ſchrie: „Gott giebt uns Ueberfluß, aber die ſchlechte Regierung macht Theurung. Und wenn ich ja nichts für meine Waare haben ſoll, ſo will ich ſie lieber preis geben.“ Das Volk ſtrömte in Haufen herbei und las das Obſt auf. Sobald dieß Maſaniello ſah, lief er herbei, und ſchrie: „Ohne Zoll! ohne Zoll!“ Der Marktmeiſter, welcher Ruhe gebieten wollte, wurde ſo mit Feigen, Birnen, Aepfeln und andern Früchten begrüßt, daß er eilig entfloh, und den Vorfall dem Herzoge von Arcos berichtete.

Der Auflauf und das Geſchrey auf dem Markte dauerte fort, der Pöbel ſtrömte in groſsen Haufen herbei, fluchte über die Zölle und ſchrie ohne Aufhören: „Gott gebe dem König in Spanien langes Leben, und die ſchlechte Regierung hole der Teufel!“ Dieſer Lärm wurde durch Maſaniello's neuerrichtetes Regiment noch mehr vergröſsert, das ſich anſtatt der Stöcke nunmehr mit Gabeln, Schaufeln, Knitteln und andern Waffen verſehen hatte. Maſaniello ſelbſt ergrief den günſtigen Moment, ſprang auf einen der höchſten Markttiſche, und perorirte alſo zu der verſammelten Menge: „Luſtig, meine lieben Brüder und Freunde! Danket Gott und der heiligen Jungfrau

Ma-

Maria del Carmine, daß die glückliche Stunde eurer Erlösung geschlagen hat. Ich will euch von der Tyranney der Zölle befreien, unter der ihr schmachtet. Bedenkt, was Moses that! Befreite er nicht sein Volk von der egyptischen Sklaverey? Und was that Petrus? Hat er nicht die ganze Christenheit aus des Satans Klauen gerissen? Wer war aber dieser Petrus? War er nicht ein Fischer? Jetzt tritt ein zweiter Fischer unter euch auf, um Neapel vom Untergange zu erretten. Ja, meine Brüder, ich scheue keine Gefahr, scheue selbst den Tod von Henkers Hand nicht, der mich bedroht, wenn ich nur den Ruhm erringe, für mein Vaterland zu sterben."

Diese Anrede elektrisirte die ganze anwesende Menge, und alle schwuren der Tyrannei Untergang und Verderben. Zuerst ließen sie ihre Wuth an der Zollhütte aus, die auf dem Markte stund, die sie mit allen Briefen und Schriften verbrannten. Von dieser wandten sie sich zu einer andern, und weil der Haufen immer größer wurde, so verschloß man erschrokken Kramläden und Häuser. Als der Aufrührer einige Tausende beisammen waren, marschirten sie in die andern Strassen, wo sich Zollhütten befanden, die alle angesteckt und verbrannt wurden. Alles was sie in denselben fanden, selbst das Geld nicht ausgenommen, trugen sie vor den Thüren auf einen Haufen zusammen, steckten ihn mit Stroh an, und verwandelten alles in Asche. Keiner eignete sich das geringste zu; alles mußte dem Feuer geopfert werden, weil es, wie sie sagten, Blutgeld war. Und weil der Pöbel bei alle dem keinen Widerstand fand, so wurde er noch kühner. Der ganze Haufe, zehen tausend Mann stark, nahm den Weg nach des Vizekönigs Pallaste. Viele hatten auf ihre Spieße Brod gesteckt, welches, damals sehr klein war, und schrieen: „Gott

segne

ſegne den König! wohlfeile Zeit! verflucht ſey die ſchlechte Regierung!“ Maſaniello's Regiment, das bereits aus zwei tauſend beſtund, war kein müßiger Zuſchauer. Alle hielten ihre Knittel, Gabeln und Spieße, an die ſie alte ſchwarze Lumpen gebunden hatten, in die Höhe, und riefen im kläglichen Tone: „Liebe Brüder und Schweſtern! vereinigt euch mit uns zur Ausführung unſeres gerechten und heilſamen Vorhabens!“ Unterwegs erbrachen ſie ein Gefängniß, ließen die Gefangenen los, und zogen mit ihnen vor den Pallaſt des Vizekönigs.

3.

Mißhandlung des Vizekönigs, der das empörte Volk vergebens zu beſänftigen ſucht.

Es wäre vielleicht jetzt noch möglich geweſen, dem tobenden Pöbel durch Entſchloſſenheit Einhalt zu thun; aber der Herzog von Arcos hatte nicht Geiſtesgegenwart genug, im entſcheidenden Augenblicke ſich zu faſſen. Der Lärm betäubte ihn, und ſo ſtreng er zuvor geweſen war, ſo bereitwillig war er nun. Als daher das Volk mit tobendem Geſchrei vor ſeinem Pallaſte erſchien, und die Abſchaffung der Zölle verlangte, trat er ans Fenſter, und rief den Lärmenden zu, daß er den Obſtzoll aufheben, den Frucht- und Mehlzoll aber vermindern wolle. Allein das half jetzt nichts. Das Volk ſchrie immer fort, wollte alles oder gar nichts haben, und wiederholte beſtändig das alte Lied: „Gott gebe dem König von Spanien langes Leben, und der Teufel hole die ſchlechte Regierung.“ Da hierauf einige verlangten, vor den Vizekönig gelaſſen zu werden, um ihm das Begehren des Volkes mündlich vorzutragen, ſo befahl er der

ſpa-

spanischen und deutschen Wache vor dem Pallaste, jeden frei herein zu lassen; weil aber diese wegen des Getümmels den Befehl nicht verstund, so suchte sie die Rebellen mit Gewalt zurück zu halten, allein diese fielen mit solcher Wuth über die Wache her, daß sie die Flucht ergreifen mußte. Der ganze Hause drang hierauf ein. Man hatte zwar die Thür des großen Saales verschlossen, aber diese war in einem Augenblicke eingestossen, und einige Hellebardierer, welche den Eingang verwehren wollten, wurden entwafnet. Hierauf zertheilten sie sich durch alle Zimmer und kamen endlich vor das Kabinet des Vizekönigs, in welchem er sich mit andern Vornehmen befand. Ehe sie eindringen konnten flüchtete er nach dem neuen Kastelle, wohin sich seine Gemahlinn mit dem Hofstaate schon früher geflüchtet hatte. Da er aber die Brücke aufgezogen fand, suchte er in einer Kutsche in die nahe St. Ludwigskirche zu entkommen. Unterdessen plünderten diejenigen, welche sich in dem Pallaste befanden, alles aus, schlugen die Fenster ein, und warfen Stühle, Bänke, Kisten und Kästen auf den Platz hinunter.

Der Vizekönig saß schon in einer Kutsche, als es plötzlich einige vom Volke merkten; sogleich stürzte der ganze Hause darauf los, warf den Kutscher vom Sitz und hieb die Stränge entzwey. Einige sprangen in den Wagen selbst hinein, warfen ihrem Regenten mit Hohn die Unerträglichkeit seiner Zölle vor, und drohten ihn mit ihren Messern zu erstechen, wenn er sie nicht sofort abschaffte. Sein Leben zu retten versprach er ihnen alles, was sie wollten. Sie waren aber damit nicht zufrieden, sondern zwangen ihn auszusteigen, damit ihn der ganze Hause sehen und hören könnte. Sobald er heraus war, umringten sie ihn, und ob ihm gleich Einige die Hände ehrerbietig küßten,

ten, so hielt doch das tobende Geschrei der Menge an, und er schwebte in sichtbarer Gefahr. Um sich los zu machen, warf er einige hundert Dukaten unter das Volk, die er absichtlich zu diesem Zwecke zu sich gesteckt hatte. Auch dagegen erhob sich zwar das Rufen: „Keine Dukaten, sondern Widerruf der Zölle wollen wir!" Doch die nächsten um ihn bückten sich gleichwohl nach dem Golde, und seine Begleiter benützten diesen Augenblick, rissen ihn fort, und brachten ihn ohne Mantel, Hut und Degen, ja nur halb seiner selbst bewußt, in die St. Ludwigs-Kirche, wo sie sofort die Thüre hinter ihm zuwarfen. Allein man hatte sich verrechnet, wenn man glaubte, der Pöbel werde wenigstens dieses heiligen Ortes schonen; der unsinnige Haufe drohte die Thüren zu sprengen, und der Herzog befand sich in der größten Lebensgefahr. Auf einmal erschien der Erzbischof von Neapel, Kardinal Filomarino, der schon durch sein Alter und durch die Würde seiner Gestalt Ehrfurcht einflößte, überdieß hatte ihm seine Sanftmuth und seine Rechtschaffenheit schon längst die Herzen der Neapolitaner gewonnen. Seine Worte machten Eindruck, und der Herzog sandte sofort eine Urkunde an den Kardinal, welche dieser auf offenem Markte ablesen sollte. Doch da dieses Papier nichts weiter als eine Wiederholung längst gethaner Versprechungen enthielt, so gerieth der betrogene Haufe dadurch noch mehr in Wuth. Man schrie zu den Waffen, und der Kardinal, unvermögend ein Wort aufzubringen, zog sich in seinen Pallast zurück.

Die Aufrührer liefen nun wieder zu vielen Tausenden nach der Ludwigskirche, in die sich viele Damen und Edelleute geflüchtet hatten. Die spanischen Soldaten vertheidigten die Eingänge und tödteten mehrere von den Rebellen. Der Vizekönig benutzte den

gün-

günstigen Zeitpunkt, und kam glücklich mit vielen Edelleuten und Soldaten in das Fort St. Elmo. Die Volksmasse wogte wieder nach seinem Pallaste, entwafnete die spanische Wache, grief dann alle Wachen durch die ganze Stadt an, und nahm ihnen die Gewehre ab. Während ein Schwarm die Zollhütten in den Vorstädten in Brand steckte, lief ein anderer zu dem Palais des Generalkommandanten der neapolitanischen Truppen, Tiberion Caraffa, Fürsten von Bisignano, der wegen seiner Milde und seines Edelmuthes die allgemeine Achtung der Neapolitaner genoß, und bat ihn, den Vizekönig dahin zu bewegen, daß er die Zölle abschaffte. Der Fürst versprach ihnen sein möglichstes zu thun, setzte sich zu Pferde, und ermahnte sie, ruhig mit ihm nach der Stadt zurück zu kehren. Die kleinsten Buben liefen haufenweise neben ihm und riefen unaufhörlich: „Ohne Zoll!" Diesen gab er gute Worte und sagte: „Kinder, seyd nur zufrieden. Die Zölle müßen abgeschafft werden; wir wollen schon Mittel dazu finden." Endlich kam er mit ihnen auf den Markt, wo er mit Entsetzen gewahr wurde, daß der ganze Schwarm schon über fünfzig tausend Menschen stark war. Daher bat er sie noch ernstlicher ruhig zu seyn, und um besser von ihnen gehört zu werden, gieng er in die Kirche del Carmine, bestieg die Kanzel, nahm ein Krucifix in die Hand, und bat sie um des gekreuzigten Heilandes und der heiligen Jungfrau willen, sie sollten doch Friede halten und gehorsam seyn, und versprach ihnen mit einem feierlichen Eide, dem Vizekönige alles vorzutragen, was sie begehren würden. Allein der Innhalt seiner Rede mißfiel ihnen, und alles strömte wieder dem Markte zu.

Der Fürst Caraffa gab sich noch eine Weile viele Mühe, das Volk zu besänftigen. Er wandte sich

besonders an die Anführer desselben, und suchte sie zu einem billigen Vergleiche zu bringen, wenn er sich dafür verbürgte, den Vizekönig zur Einwilligung in ihr Begehren zu bewegen. Aber seine Bemühungen blieben ohne Wirkung, vielmehr mußte er selbst Zeuge davon seyn, wie sie die Wachen vor den Gefängnissen verjagten, die Thüren erbrachen, die Gefangenen in Freiheit setzten, und alle Bücher und Schriften verbrannten, die zu ihren Processen gehörten. Dann gieng der Zug nach der Mehlwage. Die meisten hatten einen Bund Stroh oder ein Scheit Holz auf dem Kopfe und Pech oder Feuer in der Hand. Alle Mühe, die der Fürst anwendete, dieses Gebäude zu retten, war vergebens. Sie steckten es an allen Ecken in Brand, und verwandelten es mit allem, was darinn war, in einen Aschenhaufen. Caraffa sah nun wohl, daß es ihm nicht möglich wäre, die Aufrührer zu besänftigen, und suchte deshalb Gelegenheit, sich von ihnen los zu machen. Er vertheilte sie daher an verschiedene Oerter der Stadt, und befahl ihnen gute Wache zu halten, damit sie von der spanischen Besatzung in den Kastellen nicht überfallen würden. Als er sich endlich die meisten vom Halse geschafft hatte, begab er sich in das Haus eines Freundes und entkam glücklich in das neue Kastell.

Der Haufe der Aufrührer bemerkte bald, daß er von dem Fürsten verlassen war, und durch einstimmige Wahl wurde nun förmlich dem kühnen Masaniello das Oberkommando und die Leitung der ferneren Unternehmungen übertragen. Er errichtete sogleich eine Art von Triumvirat, indem er einen gewissen Julio Genuino, einen alten erfahrnen Priester, der schon ehemals einer von den Rädelsführern des Volks gewesen war, und den Banditen Perrone zu Gehülfen annahm. Dann ließ er unter Trompeten-

tenschall dem Volke befehlen, die ganze Nacht hindurch unter den Waffen zu bleiben, stellte Posten aus, und traf jede Vorkehrung, die ein erfahrner Feldherr nur getroffen haben würde. Um sich zu überzeugen, ob seine Befehle befolgt würden, ließ er um Mitternacht die Sturmglocke läuten, und in kurzer Zeit strömten Tausende herbei, die er an verschiedene Oerter der Stadt vertheilte. Ein Haufe zog mit klingendem Spiel aus, die noch außerhalb der Stadt befindlichen Zollhütten zu verbrennen; viele liefen umher und suchten Gewehre zusammen zu bringen. Sie plünderten die Häuser der Schwerdtfeger, Büchsenmacher und Kaufleute, die Pulver und andere Munition verkauften. Alles geschah ohne grobe Excesse, die Masaniello strenge verboten hatte; nur bei einem Krämer, der sich nicht nur weigerte sein Pulver herzugeben, sondern auch sogar unvorsichtig genug war, vom Fenster herab einen aus dem Volke mit einem Mörser todt zu werfen, brach die Wuth des Pöbels aus; sie zündeten sein Haus an, und das Pulver in solchem sprengte nicht nur dieses Haus, sondern auch einige benachbarte Häuser in die Luft, und tödtete sieben und achtzig von den Aufrührern, vier und vierzig aber wurden schwer verwundet.

So unruhig wie in der Stadt sah es in dem neuen Kastell aus, wohin sich der Vizekönig geflüchtet hatte. Er berief hier seinen Rath, so gut er konnte, zusammen. Die Aussicht, die ihm übrig blieb, war allerdings fürchterlich genug. Vor sich ein wüthendes Volk, das wahrscheinlich mit anbrechendem Morgen seine ganze Macht gegen ihn zu kehren gesonnen war; dicht um sich einen Adel, der ihn haßte; entfernt von Spanien, das sich selbst nicht helfen konnte; entblößt von Bundesgenossen, abgeschnitten von seinen wenigen hier und da zerstreuten Kriegsvölkern; nichts

ihm

ihm zu Gebote, als drei unhaltbare Kastelle, ohne hinreichende Besatzung, Lebensmittel und Kriegsbedürfnisse. Er selbst schon beleidigt, beschimpft und mit noch größerm Schimpf bedroht. Nur Eines hätte ihn aus seiner verzweifelten Lage retten können, aber das Einzige fehlte ihm ganz: Innere Kraft und Geistesgegenwart. Alles was er in der Eile veranstaltete, waren Vorkehrungen zaghafter Vorsicht, die zwar an sich nicht zu tadeln waren, ihn aber auch in seiner ganzen Blöße darstellten. Ueberall, wo man einen Angriff vermuthete, wurden die Posten verdoppelt, auch den zerstreuten Fußvölkern Eilboten gesandt und bewegliche Schreiben nach Spanien und an den Pabst, um schnelle und wirksame Unterstützung, abgeschickt.

4.

Fortschritte der Empörung. Allgemeine Bewafnung.

Als die Nacht unter lärmendem Geschrei, Toben und Exzessen vorüber gegangen war, so wurde mit anbrechendem Tage durch Trommeln und Trompeten alles Volk zu den Waffen gerufen. Die Fahnen flatterten in allen Strassen, und man sah nichts als bewafnete Leute. Den furchtbarsten Anblick gaben die Bauern aus der umliegenden Gegend, welche, sobald es Tag wurde, in großer Menge in die Stadt zogen. Ihre Waffen bestanden in mancherlei Instrumenten, welche ihnen die Wuth zuerst in die Hände führte. Auch Weiber rückten in großer Anzahl herbei, mit Sensen, Gabeln, Besen oder Knitteln bewafnet; ja selbst Kinder von sechs bis sieben Jahren munterten mit hölzernen Säbeln ihre Eltern zum Streit auf. Das vorige Geschrei vermehrte sich noch,

und

und durch alle Strassen schallte es: „Lang lebe der König von Spanien; verflucht sey die schlechte Regierung. Weg mit den Zöllen! Die Hunde, welche uns beschützen sollten, haben sich in Wölfe verwandelt, und die unschuldigen Lämmer selbst zerrissen; es ist Zeit, daß die Blutigel und Feinde unserer Stadt dasjenige wieder ausspeyen, was sie vorher so geizig verschlungen haben.“ Der Ton ihrer Stimme zeigte, daß diese Worte die innersten Gedanken ihrer Seele ausdrückten. Gegenseitig munterten sie einander auf, ihre Freiheit muthig zu vertheidigen, und wo man hinblickte, zeigte sich blutige Rache und fürchtertliches Schrecken von ferne. Die ganze Stadt war ein Schauplatz des Krieges; die Gerechtigkeit war gehemmt, die Kirchen und Kanzeln standen leer, die Geistlichen sangen traurig und mit kläglicher Stimme. Die Processe waren geendigt; man bedurfte keine Sachwalter mehr. Die Richter hatten keine Gewalt und die Gerichtsbänke waren leer. Alle öffentlichen Gebäude, die Zeughäuser ausgenommen, waren verschlossen. Die Feder mußte dem Degen, der Verstand der Gewalt, die Vernunft der Wuth weichen. Man hörte von nichts als Krieg und Streit, ermorden, todtschlagen, henken und verbrennen.

In der Nacht hatte Masaniello mit seinen Gehülfen beschlossen, nicht nur alle Zölle aufzuheben und ihr Andenken zu vertilgen, sondern auch an den Häusern und dem Vermögen derjenigen, die sich durch Bedrückung ihrer Mitbürger ausgezeichnet hatten, die schröcklichste Rache zu nehmen. Nachdem er ein kleines Korps der herzoglichen Truppen, das eben im Anmarsch war, aufgehoben hatte, wurde sogleich mit der Bestrafung der Bedrücker der Nation der Anfang gemacht. Ueber sechzig Palläste wurden niedergerissen und der Erde gleich gemacht. Es übersteigt

ſteigt allen Glauben, mit welcher Ordnung dieß geſchah, und welch eine Mannszucht unter dieſem rohen Haufen herrſchte. Selbſt die unwiderſtehlichſten der Leidenſchaften und den Eigennutz dieſer Elenden ſchien Maſaniello bezwungen und unter ſeine Bothmäßigkeit gebracht zu haben. Alles Geräthe, alle Koſtbarkeiten wurden auf einen Haufen geworfen und verbrannt, und zwar mit ſo guter Ordnung, daß niemand es wagte, von allem Gelde und einer Menge der koſtbarſten Sachen, mit denen die Palläſte angefüllt waren, nur das geringſte zu entwenden oder für ſich zu behalten. Einer, der nur einen Teppich genommen hatte, wurde auf der Stelle niedergehauen; ein anderer bekam fünfzig Prügel, weil er einen Käß entwendete; noch zween andere wurden auf dem Markte aufgehenkt, weil der eine ein ſilbernes Becken, und der andere ein Gemählde mit einer verſilberten Leiſte weggetragen hatte. Niemand durfte das geringſte Mitleiden mit denjenigen blicken laſſen, deren Güter in Aſche verwandelt wurden, wenn er nicht einer gleichen Begegnung gewärtig ſeyn wollte. Merkwürdig iſt es, daß keiner von den Beſitzern jener Palläſte bei Einäſcherung derſelben das Leben verlor; man ließ ſie alle, Maſaniello's Verordnung gemäß, ungehindert entfliehen.

Jemehr das Volk mit Brand und Verwüſtung gegen diejenigen wüthete, welche es für Räuber und Diebe erklärte; deſto mehr bemühte ſich der Vizekönig, den Aufruhr zu ſtillen, und einen Vergleich zu treffen. In dieſer Abſicht ſandte er den Herzog von Matalone, der ſonſt der Liebling des Volks geweſen war, als Vermittler zwiſchen demſelben und der ſpaniſchen Regierung, auf den Markt. Maſaniello erwiederte auf die Anträge des Herzogs: Das Volk würde ſich ſogleich wieder zur Ruhe begeben, wenn

alle

alle Auflagen widerrufen würden, die seit Karls des Fünften Zeiten gemacht worden seyen, und wenn ihm das Original des Privilegiums ausgeliefert würde, vermöge dessen keine neue Auflage ohne päbstliche Einwilligung gemacht werden sollte. Matalone gieng zum Vizekönige zurück, und kehrte nach einem kurzen Aufenthalte wieder mit einem Schreiben, welches das Privilegium seyn sollte, es aber nicht war. Das Volk besorgte eine absichtliche Täuschung, und als der Herzog von Matalone versicherte, er wisse von keinem andern Dokumente, so ertönte auf einmal aus tausend Kehlen das Geschrei: „Verrätherey!" Der Herzog ward, ehe er zu sich selbst kommen konnte, mit rasender Wuth vom Pferde gerissen, und auf das Gröblichste gemißhandelt; ja er würde von dem Pöbel zerrissen worden seyn, hätte sich nicht der Bandit Perrone ins Mittel geschlagen, und den Rath gegeben, daß man dem Verräther auf dem Wege Rechtens den Proceß machen möchte. So rettete er nicht ohne Mühe das Leben des Herzogs, den er gefesselt nach dem Kloster del Carmine abführen ließ. Der Herzog von Rocella, der sich vom Vizekönige bereden ließ, mit dem Volke wegen Matalone's Befreiung zu unterhandeln, und ihm eine neue Kopie von Kaiser Karls des Fünften Privilegium anzubieten, mußte sich glücklich schätzen, mit dem Leben davon zu kommen.

Masaniello verfolgte seinen Racheplan mit ruhiger Entschlossenheit. Er ließ eine neue Haussuchung nach Kriegsbedürfnissen veranstalten, und war so glücklich, neunzehn Kanonen bei einem Kaufmanne zu finden; noch mehrere aber bekam er von den Schiffen. Nachdem er in Kurzem eine beträchtliche Anzahl Armaturstücke zusammen gebracht hatte, bemühte er sich, seinen mit Stöcken und Stangen bewafneten Haufen in ein ordentliches, mit dem nöthigen Kriegsgeräthe

verſehenes, Heer umzuſchaffen, das im Nothfalle jeder disciplinirten Armee die Spitze bieten könnte.

So wie Maſaniellos Anſehen mit jeder Stunde wuchs, ſo ſchwebten auch jetzt ſchon über ſeinem Haupte Gefahren, die ſeinem Anſehen und Leben den Untergang drohten. Der Bandit Perrone, ein Menſch, deſſen Seele nur niedrige Raubgier und meuteriſche Tücke athmete, hatte ſich auf den Beſitz einer groſsen Macht und eines anſehnlichen Vermögens Rechnung gemacht. Da dieſs aber Maſaniello's Abſichten ganz entgegen war, ſo ſuchte er auf andere Art zu ſeinem Zwecke zu gelangen. Die Gelegenheit dazu gab ihm der Herzog von Matalone, der ſeinem Gewahrſam anvertraut war. Perrone erbot ſich, um den Preis von zwölf tauſend Zechinen, dem Herzoge die Freiheit zu geben; dieſer nahm dann gerne den Antrag an, und beide ſannen nun auf Mittel, den Maſaniello aus dem Wege zu räumen. Ueberdieſs wurde zwiſchen ihnen folgender entſetzliche Anſchlag entworfen, der, wenn er geglückt wäre, ein Schauſpiel erzeugt haben würde, das an Furchtbarkeit kaum ſeines Gleichen fände: Der Herzog wollte alle Banditen, ſo viel er deren zuſammen bringen könnte, in Sold nehmen, und wenn Maſaniello und die vornehmſten ſeiner Anhänger durch ihre Dolche würden gefallen ſeyn, dann ſollte die gröſste Menge des Volks unter irgend einem Vorwande auf den Markt gelockt und der ganze Markt mit dieſen Hunderttauſenden durch eine künſtlich angelegte Pulvermine in die Luft geſprengt werden.

Sobald der Herzog von Matalone aus dem Gefängniſſe entronnen war, ſetzte er ſich für die Ausführung ſeines Racheentwurfs in Thätigkeit. Zu gleicher Zeit fiel Genuino, der zweite Vertraute Maſaniello's, heimlich von ihm ab, und lieſs ſich von dem Vi-

Vizekönige bestechen, zum Verräther an seinem Mitgenossen zu werden.

Masaniello, ohne von der Untreue der Verbündeten etwas zu ahnden, fuhr unermüdet in seinen Bestrebungen fort, das Volk der Sklaverey zu entreissen. Der St. Lorenzthurm galt für einen der wichtigsten Posten. Die große Glocke auf ihm konnte nützlich zum Sturmläuten seyn; der ganze Markt ward durch ihn bestrichen, und noch wichtiger ward der Vorrath von Kriegsbedürfnissen, der in dem Thurm selbst aufbewahrt wurde. Verschiedenemal schon hatten die Aufrührer vergebens nach der Besitznahme dieses Ortes gestrebt, aber jetzt fanden sie sich unter Masaniellos Anführung, ungefehr zehen tausend Mann stark vor dem Lorenzkloster ein, umringten dasselbe, fiengen an sich zu verschanzen, und machten alle Zurüstungen zu einem Sturme. Die Mönche hatten alle das Kloster verlassen, und es befand sich niemand in demselben als einige Novizen und einige Geistliche, die wegen ihres hohen Alters zur Flucht unvermögend waren. Sechzig spanische Soldaten sollten den Thurm vertheidigen. Die Aufrührer machten den Anfang mit einigen Musketenschüssen, dann legten sie Feuer an den Thurm, und beschossen ihn mit einer Kanone. Dieß machte, daß die spanischen Soldaten den Muth verloren, und von Uebergabe zu sprechen anfiengen, nachdem die Belagerung drei Stunden gedauert hatte. Sie erhielten einen freien Abzug, aber ihr Gewehr mußten sie zurücklassen.

Die Beute, die Masaniello bei dieser Gelegenheit machte, war für ihn sehr wichtig, denn er fand außer sechzehn Kanonen, eine große Menge Musketen, Flinten, Piken und anderes Gewehr, womit er wieder einige tausend seiner Anhänger bewafnen konnte. Er ließ, zur Bezeugung seiner Freude über den er-

langten Sieg und um das Volk zu versammeln, sehr lange mit der großen Glocke läuten. Es erschienen auf dieses Zeichen mehr Menschen als er brauchen konnte. Ja selbst die Weiber formirten mehrere Kompagnien, und marschirten mit Feuergewehr in Reih und Glied. Eine der schönsten und ansehnlichsten Frauen Neapels war Anführerinn; auf ihrem Haupte trug sie das spanische Wappen mit der Ueberschrift: Lange lebe der König und das getreue Volk von Neapel! Ihre rechte Hand war mit einem Degen, ihre Linke mit dem Dolche bewafnet. Ihr folgte eine große Menge anderer Weiber nach, die zum Theil Musketen, Piken und Hellebarden trugen, zum Theil aber nur Knittel und Stöcke hatten: einige trugen auch Bündel Holz, um die Häuser der Verräther des Vaterlandes damit in Brand zu stecken. Kein Alter war hier ausgeschlossen; selbst kleine Mädchen von vier und fünf Jahren drohten mit ihren kindischen Gewehren. Auch das Landvolk strömte noch immer in großen Haufen nach der Stadt, begleitet von Weibern, die Holz, Pech und Schwefel trugen, und bereit waren, die Stadt im Rauche aufgehen zu lassen. Doch da die Bürger selbst stark genug waren, einem feindlichen Anfalle zu widerstehen, so wurden die Landleute von Masaniello gemustert und nach Hause geschickt, mit dem Befehle, alle Zugänge zur Stadt wohl zu bewachen. Unter dem Landvolke schlichen sich auch viele Banditen mit in die Stadt, unter dem Vorwande, dem Volke beizustehen, in der That aber, zu rauben und zu stehlen.

5. Unter-

5.

Unterhandlungen mit dem Erzbischof von Neapel. Masaniello's großes Ansehen.

Der Vizekönig vernahm all' den Unfug, und wußte nicht, wie er ihm begegnen sollte. Er saß in dem Kastelle als in einem Gefängnisse, und die Truppen, die er zu seiner Befreyung und zur Bezähmung des Volks von verschiedenen Seiten aufgeboten hatte, wurden alle von den Empörern entwafnet und gefangen genommen, oder traten wohl freiwillig zum Volke über. Da dieses alle Zugänge zum Kastell aufs engste bewachte, so fieng es dem Vizekönige bald an Lebensmitteln zu gebrechen an. Inzwischen hatte sich das (es sey nun im Ernst oder zum Schein) so lange vergebens gesuchte Privilegium Kaiser Karls des Fünften gefunden, auf dessen Auslieferung das Volk so hartnäckig beharrte. Der Vizekönig setzte über dessen künftige unverbrüchliche Beobachtung eine schriftliche Versicherung auf, und übergab beides dem Kardinal Erzbischof Filomarino, um durch dessen Auslieferung das Volk zu besänftigen.

Als der Erzbischof auf dem Markte erschien, wurde er von der ganzen Menge sehr ehrerbietig empfangen. Mit lauter Stimme verkündigte er mehr als einmal, daß er nun endlich dasjenige bringe, wornach Neapel so sehnlich verlange, und fragte: mit wem er als Bevollmächtigten des Volks zu unterhandeln habe? Sie nannten ihm mit einem Munde den Namen Masaniello, und dieser selbst bewillkommte den Prälaten aufs ehrerbietigste. Um desto ruhiger ihre Sache ausmachen zu können, bat der Erzbischof, daß man ihm in die Kirche del Carmine folgen möchte. Es geschah; aber freilich konnte diese sonst ungeheure

Kirche

Kirche von der noch ungeheureren Menge, die sich hinein drängte, nur einen kleinen Theil fassen.

Nachdem der Erzbischof zuerst die Aechtheit der Urkunde beschworen hatte, und die Vorlesung beendigt war, wurde Genuino als ein Gelehrter bevollmächtiget, das Dokument zu untersuchen. Als dieser eben damit beschäftigt war, wurde von einigen Anwesenden der Vorschlag gethan, sich vor allen Dingen und ehe man auf weitere Untersuchung sich einließe, die Uebergabe des Kastells Elmo zu verlangen. Der Vorschlag fand Beifall und Masaniello war geneigt ihn anzunehmen, da der Vortheil, in den das Volk durch den Besitz dieses Forts gelangte, unverkennbar einleuchtete. Allein der durch spanisches Gold erkaufte Genuino äußerte unter andern: „daß diese Anmaßung eine offenbare Kriegserklärung gegen den König von Spanien enthalte, und daß die Neapolitaner den Namen Empörer verdienen würden, wenn sie die Einräumung königlicher Festungen verlangten.“ Die Worte Empörer und Empörung erregten Masaniello's Unwillen, der sein Unternehmen nicht mit diesem Namen belegt wissen wollte, und er rief: „Hinweg mit dem Vorschlage! lieber sterben als den schändlichen Namen der Empörer verdienen.“ Diese Gesinnung theilte auch das ganze Volk. Denn als der Erzbischof die von dem Vizekönige ausgestellte Zusicherungsacte vorlas, fanden sich unter andern folgende Worte in derselben: „Seine Excellenz versprechen und verbinden sich hierdurch nochmals, nicht allein alle Zölle abzuschaffen, sondern auch dem Volke alles zu verzeihen, was sich während des Aufruhrs begeben habe.“ — „Wir sind keine Rebellen! wir fodern Gerechtigkeit und Wiedereinsetzung in unsere Rechte!“ so tönte es aus aller Munde, und der Lärm und die Verwirrung nahm so gewaltig überhand, daß der

Erz-

Erzbischof zu lesen aufhören mußte. „Weg mit der Akte! keine Unterhandlungen, man täuscht uns von neuem. Warum erwähnt man nur der Stadt und nicht des ganzen Königreichs?“ Der Erzbischof konnte trotz all seiner Bemühung nichts zur Stillung des Lärms ausrichten; er schickte deswegen sofort einige Abgeordnete an den Vizekönig mit dem Bedeuten: „daß man ohne Einschränkung alle Foderungen des Volks bewilligen müsse, wenn man sich nicht der äußersten Gefahr aussetzen wolle.“ Während man die Antwort abwartete, blieb der Erzbischof mit Masaniello und den Deputirten in der Kirche, und die Unterredung, die zwischen ihnen vorfiel, trug nicht wenig dazu bei, dem Erzbischof, der den Masaniello schon vorher vor dem gemeinen Haufen ausgezeichnet hatte, die unbedingteste Hochachtung gegen diesen seltsamen Mann einzuflößen, der in seiner armseligen Fischerkleidung eine große Rolle mit ungemeiner Einsicht und Gewandtheit spielte.

Da die Verhandlungen sich in die Länge zogen, verließ Masaniello den Erzbischof und begab sich auf den Markt, wo er von einer Tribune zum Volke sprach: „Freunde, der gute Anfang ist der Vorbote eines gleich guten Endes. Hatte ich nicht Recht, als ich euch dafür bürgte, daß alles leicht gehen werde, sobald ihr es nur nicht selbst für schwer hieltet? Durch Furcht haben wir die hartherzige Strenge der Regierung erweicht, und seit gestern habt ihr erfahren, daß Gewalt vermögend sey, sich selbst Gerechtigkeit zu verschaffen. Aber es ist noch nicht genug, daß wir die Abschaffung der Zölle erzwungen haben; man wird sie euch über lang oder kurz von neuem aufbürden; darum müßt ihr euch das Recht zu verschaffen suchen, daß man euch nie welche mehr aufladen, und euch auch nicht mehr wie Kinder regieren darf.

darf. Um unſern groſsen Zweck zu erreichen, müſſen wir Klugheit, Ordnung und Eintracht mit Macht und Stärke verbinden. Aber wir werden nie einträchtig handeln, wenn nicht Einer uns uneingeſchränkt zu befehlen hat. Und was euch ſelbſt anbelangt, ſo muſs keiner die gegenwärtigen Unruhen zur Ausübung ſeines Privathaſſes oder ſeiner Rache mißbrauchen wollen. Auf ſolche Art würdet ihr die Einigkeit, die ich euch empfohlen habe, ſtören, und euch bei denen, die ſich noch zu keiner Parthey ſchlugen, verhaſst machen. Das Haus, das brennt, der Kopf, der fällt, ſey nur das Haus oder der Kopf eines Urhebers eures Elendes, eines Pächters oder eines andern Schelms, der die Zölle geſteigert hat. Bringt euch nicht ſelbſt durch Haſs und Eigennutz um euren wahren Vortheil. Schonet alle öffentlichen und Privatgebäude, die eurem Vaterlande zur Zierde dienen; aber die Häuſer und Reichthümer des Adels ſchonet nicht! Ihm laſst keine Ruhe: ihm gebt keine Gnade, ihm kein Gehör, bis er ohnmächtig zu euren Füſsen ſich beugt!“

So ſprach Maſaniello, und alles Volk jauchzte ihm Beifall zu, und gelobte ihm unbedingten Gehorſam. Ueber hundert und fünfzig tauſend bewafnete Männer gehorchten ſeinem Befehle, und keiner wagte es, ihm ein Wort zu widerſprechen. Von ſeiner Tribune herab gab er in ſeiner weiſſen leinenen Fiſcherkleidung jedermann Gehör, lieſs ſich die Bittſchriften vorleſen, und fällte in bürgerlichen und peinlichen Fällen Urtheile, die auf der Stelle vollzogen wurden. Ausſchweifungen wurden ſtrenge beſtraft; nur der Wuth gegen den Adel und die Pächter lieſs er ihren freien Lauf. Nicht allein Männer und Weiber, ſondern auch die kleinſten Kinder, bemühten ſich um die Wette, das Ihrige zur Zerſtörung der

Pal-

Palläſte des Adels beizutragen. Viele Weiber liefen mit Bündeln Holz oder Stroh auf den Köpfen wie Unſinnige durch die Stadt und ſchrieen: „In unſern Häuſern haben wir nichts mehr übrig, als dieſe Hand voll Stroh, die wir noch zur Zerſtörung der Häuſer dieſer Bluthunde aufopfern wollen, die uns ſo viel unerträgliche Zölle auferlegt, und das Mark aus den Beinen geſogen haben.“ Sie warfen ihre Laſten ins Feuer, um deſſen Flamme zu vergrößern. Andere trugen ihre kleinen Kinder auf den Armen zum Feuer, gaben ihnen Schwefel in die Hände, und wieſen ſie an, wie ſie denſelben ins Feuer werfen ſollten, wobei ſie wüthend ſchrieen: „Dieſe armen unſchuldigen Lämmer, denen die Blutigel das Brod aus dem Munde geriſſen haben, ſollen ſich zuerſt an ihnen rächen.“ Und wenn die Kinder ihren Schwefel ins Feuer warfen, ſo riefen ſie:“ So müſſen dieſe Hunde vertilgt werden! Gelobt ſey Gott; lange lebe der König!“

6.

Der Herzog von Matalone, ſein Bruder Joſeph Caraffa, und der Bandit Perrone.

Der Bandit Perrone, in deſſen Ergebenheit Maſaniello kein Mißtrauen ſetzte, hatte inzwiſchen mit dem Herzoge von Matalone und deſſen Bruder Joſeph Caraffa insgeheim ſeinen Plan verfolgt, den Maſaniello zu tödten, und den Markt nebſt den benachbarten Straßen mit den Aufrührern in die Luft zu ſprengen. Ein zahlreiches Heer Banditen war gegen Neapel im Anmarſch, um das verruchte Vorhaben auszuführen.

Der Erzbiſchof hatte inzwiſchen unermüdet an der Wiederherſtellung der Ruhe gearbeitet, und es war

ihm endlich gelungen, alle Schwierigkeiten zu beseitigen. Der Vizekönig wollte sich selbst an der Spitze des Adels in einem feierlichen Zug in die Kirche del Carmine begeben, wo der geschlossene Vergleich verlesen, und das Te Deum gesungen werden sollte. Auf diese Nachricht verfügte sich Masaniello mit den Häuptern des Volks an den zur Versammlung bestimmten Ort; allein kaum waren sie daselbst angekommen, als sich auf einmal das Gerücht verbreitete, daß fünf hundert wohlbewafnete Banditen zu Pferd in die Stadt einzögen. Die Unruhe und Verwirrung, welche diese Nachricht unter der Menge verbreitete, war nicht gering, und selbst Masaniello schien betroffen zu seyn. Allein der schlaue Perrone versicherte ihm, er selbst habe die Leute aufgeboten, um dem Volke beizustehen. Masaniello schien es zu glauben, befahl aber doch, der ganze Haufen sollte absitzen, und sich in Erwartung weiterer Befehle auf den Markt begeben. So wenig diese Anordnung der Absicht Perrones entsprach, und so nachdrücklich die meisten Banditen ihren Unwillen darüber äußerten, so durften sie doch keine offenbare Widersetzlichkeit wagen, sondern stellten sich, als ob sie Folge leisten wollten. Da sie aber vor der Kirche del Carmine vorbei ritten, gaben sieben von ihnen Feuer auf Masaniello, der unter mehr als zehen tausend Menschen in der Kirche stund. Er wurde nicht verwundet, aber die Wuth des Pöbels über diesen Frevel stieg so hoch, daß sie mit entsetzlichem Geschrei auf die Banditen eindrangen, und so anhaltend auf sie Feuer gaben, daß mehrere derselben getödtet wurden, und die übrigen ihr Heil in schleuniger Flucht suchten. Doch umsonst war ihr Fliehen; das Volk stürzte unaufhaltsam hinter ihnen her, durchsuchte alle Schlupfwinkel, selbst die Kirchen und Klöster, wohin die Böswichter geflüchtet waren, und

alle

alle wurden, ohne Unterschied des Orts, wo man sie antraf, erwürgt. Man rieß den Leichnamen die Köpfe ab und steckte sie auf Pfähle, die man jubelnd auf dem Markte aufpflanzte.

Als das Gemetzel ein wenig nachgelassen hatte, befahl Masaniello den Perrone, den einige Banditen in der Todesangst als den Anstifter dieser Mordscene genannt hatten, in Fesseln zu schlagen, und auf die Folter zu spannen. Hier bekannte der Unglückliche den ganzen verrätherischen Anschlag, worauf ihm der Kopf abgeschlagen wurde. Andere Banditen entdeckten auf der Folter, daß auf Befehl des Herzogs von Matalone und seines Bruders Joseph Caraffa die Wasserleitungen vergiftet worden seyen, welches sich wirklich so verhielt. Besonders war dieß an den Cisternen geschehen, in welchen das Regenwasser aufgefangen wurde, und in den Gegenden, wo die ärmsten Leute wohnten. Es wurden deswegen an allen verdächtigen Orten die Teichel herausgenommen und zerbrochen, und Masaniello ließ in der ganzen Stadt ausrufen, es solle sich jedermann vor dem Wasser hüten, das durch Wasserleitungen in die Stadt lief.

Da der Herzog von Matalone und sein Bruder Caraffa als die Rädelsführer des verruchten Komplots bekannt waren, so sandte Masaniello nach allen verdächtigen Orten Bewafnete aus, die Verräther auszuforschen. Der Herzog entkam in einer Kapuzinerkutte nach Benevent, aber sein Bruder Caraffa fiel der wüthenden Menge in die Hände. Man wußte, daß er sich in dem Franciskanerkloster Maria della nuova versteckt hatte, und hier verrieth er sich gerade dadurch, wodurch er sich retten wollte, an diejenigen, die ihn aufzusuchen gekommen waren. Er schrieb nemlich

lich einen Zettel an den Vizekönig, in welchem er ihm seinen gefährlichen Zustand eröffnete, und ihn ersuchte, nur ein paar blind geladene Kanonen losbrennen zu lassen, wodurch die Aufrührer in Schrecken gerathen und ohne Zweifel dem Markte zulaufen würden, er aber Gelegenheit bekäme, ihren Nachforschungen zu entgehen. Diesen Zettel steckte er einem Laienbruder unter die Fußsohle, und sandte ihn damit zum Vizekönige. Allein kaum war der gute Bruder zum Kloster hinaus gekommen, so hielten ihn die Aufrührer an, zogen ihn vom Kopf bis auf die Füße aus, und schlugen ihn halb todt, da sie den Zettel fanden. Seiner Beute gewiß stürzte die Menge darauf wieder aufs Kloster zu. Die erschrockenen Mönche riethen dem noch erschrockenern Caraffa jetzt selbst zur schleunigsten Flucht, weil das Volk bereits alle Zellen und Winkel, ja die Altäre selbst auf's genaueste durchsuchte. Er zog also nebst vier von seinen Bedienten Mönchskutten an, sprang mit ihnen zu einem Fenster hinaus, und floh in die Wohnung einer gemeinen Buhldirne. Er versteckte sich unter ihr Bette und versprach ihr alles was sie begehren würde, wenn sie ihn nicht verriethe. Allein sie benachrichtigte augenblicklich einige von ihren Bekannten unter den Aufrührern davon, und lieferte ihn mit seinen vier Bedienten in ihre Hände. Man schleppte ihn hinaus auf die Straße, und vergebens bot er augenblicklich zwölf tausend Scudi für sein Leben: der ganze Haufe rief: „Fort mit dem Verräther, er muß sterben!" Er bekam viele Stiche mit Stileten, und endlich hieb ihm ein Fleischersknecht mit einem Hackmesser den Kopf ab. Eben so verfuhren sie mit seinen vier Bedienten, trugen unter Siegesgeschrei die Köpfe auf Piken nach dem Markte, und schleppten auch die fünf todten Körper ganz nackend dahin, welche durch

Stei-

Steine, Koth und andern Unrath scheuslich zugerichtet waren.

Masaniello ließ sich das Haupt des Caraffa bringen, strich ihm spottend den Knebelbart, und warf ihm seine Grausamkeit und Tücke vor. Er befahl, alle Köpfe der Banditen auf ihren Pfählen mitten auf dem Markte in eine Reihe zu stellen, Caraffas Körper aber an einen besondern Pfahl in die Mitte zu stellen. Den Kopf desselben und einen Fuß, mit welchem er einst im Streit dem Erzbischof einen Stoß versetzt hatte, ließ er in ein eisernes Käsicht einschließen, und über das Thor, durch welches man nach dem mataloniſchen Pallaste geht, aufstellen, mit der Aufschrift: „Dieß ist Don Joseph Caraffa, ein Feind des Vaterlandes und Verräther des getreuen Volks.“

Das Volk begleitete dieses schröckliche Schauspiel mit einem furchtbaren Getöse, und von tausend Lippen ertönten die Worte: „Verflucht seyen die Verräther!“ Der Adel wurde dadurch so in Furcht gesetzt, daß ein jeder gerne die Stadt verlassen hätte, wenn er nicht sein Vermögen hätte zurücklassen müssen, und wenn nicht alle Auswege zur Flucht verschlossen gewesen wären. Masaniello selbst zeigte sich jetzt weit furchtbarer als zuvor; er ließ einen Despotismus und einen Blutdurst blicken, die seinem Charakter fremd zu seyn schienen. Seine Befehle waren unbedingt, seine Strafen grausam. Weil er den Vizekönig im Verdacht hatte, daß ihm der Mordplan der Banditen bekannt gewesen sey, so befahl er, nicht das geringste von Lebensmitteln weder auf das neue Kastell, noch in die übrigen spanischen Quartiere zu lassen. Er ließ auch die Röhren, durch welche das Kastell mit Wasser versehen wurde, abhauen. Bei Strafe des Feuers befahl er nicht allein dem ganzen Volke, son-

sondern auch dem Adel und der Ritterschaft, beim ersten Anziehen der Sturmglocke bewafnet zu erscheinen, denn das Volk war immer noch besorgt, es möchten Banditen in die Stadt kommen, sich mit den deutschen und spanischen Soldaten zu vereinigen, und einen unversehenen Angriff wagen. Zu größerer Sicherheit befahl Masaniello alle Eingänge der Straßen mit Brustwehren zu versehen, und in weniger als drei Stunden waren alle Straßen der ganzen großen Stadt so mit Gräben, Schanzen und Pallisaden verwahrt, daß kaum ein einzelner Mensch durchkommen konnte. Adel und Volk, Geistliche und Weltliche mußten die Nacht hindurch Lichter in den Fenstern halten, Feuer auf den Straßen anzünden, und bei den Wachtplätzen Pechtonnen brennen, um gegen unvermuthete Ueberfälle gesichert zu seyn. Unter dem Schalle der Trompeten ließ Masaniello öffentlich bekannt machen: Wer den Herzog von Matalone, einen Rebellen wider den König und Verräther des Vaterlandes, lebendig oder todt liefern würde, sollte dreißig tausend Scudi als Belohnung erhalten.

Alle Befehle, die Masaniello gab, wurden mit der pünktlichsten Genauigkeit und auf der Stelle vollzogen. Ein regelmäßiges Heer von hundert tausend Mann stund bereit, jeden Wink des kühnen Anführers zu vollstrecken, der mit der Weisheit eines geübten Feldherrn die unverletzliche Würde der Majestät behauptete. Wenn er befahl, diesem oder jenem den Kopf abzuschlagen, diesen oder jenen Pallast zu verbrennen, so wurde es augenblicklich vollzogen; oder wenn er nur einmal ausrief: „Stille!“ ohne weiter ein Wort hinzu zu setzen, so rührte sich kein Mensch mehr. Eine solche unumschränkte Gewalt hatte sich binnen vier Tagen ein armer junger Fischer erworben, der sich zuvor unter dem niedrigsten Pöbel ver-

verlor. Derjenige, der mit bloßen Füssen gegangen war, ritt nun, zum Erstaunen Aller die ihn sahen, mit majestätischer Miene auf einem stolzen schäumenden Hengst, und herrschte über eine Stadt, in der sich mehr als sechsmal hundert tausend Seelen befanden. Bewundernswürdig war der Anstand, die Würde und die Gewandtheit, mit der er eine ihm so fremde Rolle spielte. Er verschanzte sich, stellte Wachen aus, that Angriffe auf die Feinde, besah täglich seine Truppen, stellte sie in Schlachtordnung, als wenn von früher Jugend an der Krieg seine einzige Beschäftigung gewesen wäre. Er entdeckte die Banditen, bestrafte die Uebertreter, verjagte die Verräther, sprach den Verzagten Muth ein, ermunterte die Trägen durch Geschenke, zwang die Widerspenstigen mit Gewalt, und die Herzhaftern ermahnte er zur Standhaftigkeit. Auf der einen Seite stellte er ihnen mit der größten Beredsamkeit vor Augen die Unterdrückung des Vaterlandes, ihre klagenden Weiber, ihre abgelebten Eltern, ihre hungernden Kinder, ihre dürftigen Freunde, den Stolz der Großen, den Ueberfluß der Mächtigen und den Geiz derer, welche für sie sorgen sollten. Auf der andern Seite: die gewisse Freiheit, den gewünschten Ueberfluß, den Untergang ihrer Feinde, den unfehlbaren Sieg, die Flucht der Besatzung und die gerechte Rache. Hierdurch erhitzte er die Gemüther des Volks so sehr, daß es seinen Vorsatz auch durch die gewaltsamsten Mittel auszuführen suchte. Aber auf seinen Wink kehrte auch alles wieder in die Schranken der Ruhe zurück. Die regelmäßigste Ordnung herrschte nach wenigen Stunden wieder in einer Stadt, die durch Perrone's Verrätherey ein Schauplatz von Mord und Blutvergießen gewesen war. Alle Gewerbe, Handel und Verkehr wurden wieder wie ehemals betrieben; kein Betrug

trug blieb ungeahndet, keine Gewaltthätigkeit, noch weniger Plünderung und Mißhandlung wurden selbst an dem erklärtesten Feinde des Volks ungestraft ausgeübt. Allgegenwärtig waltete Masaniello's Geist in Aufmunterungen, Belohnungen und Strafen. Ein Wort aus seinem Munde, und die ungeheure Masse brannte vor Begierde zum Angriff; ein Wink seiner Hand, und das Getümmel verstummte.

Da Masaniello wegen der einschleichenden Banditen noch immer nicht genug gesichert war, so ließ er mit dem Anbruch des fünften Tages die in den Straßen aufgeworfenen Verschanzungen verstärken, die Kanonen zusammen bringen, und an die Thore und in den vornehmsten Straßen vertheilen. Viele Kompagnien zu Pferd und zu Fuß patrouillirten beständig durch die Stadt, um alle Unordnungen zu verhindern. Dem Adel ließ er befehlen, ihr Gewehr an das Volk abzuliefern, und ihre entbehrlichen Bedienten auf die Wache zu senden. Bei Lebensstrafe ließ er verbieten, lange Kleider und besonders Mäntel zu tragen. Männer, Weiber, Kinder, Geistliche und Ordensleute, ja selbst der Erzbischof, gehorchten diesem Befehl, so auffallend auch die kurze Kleidung war. Masaniello wollte durch diesen Befehl einem neuen Ueberfall von Banditen vorbeugen, die sich so vermummen und ihre Waffen unter dem Mantel verbergen könnten. Auf die Eßwaaren legte er einen kleinen Accis, und setzte zugleich den Preis derselben fest; alles Korn, das in die Stadt kam, ließ er in die Vorrathshäuser derselben bringen. Auf seinen Befehl mußten die Bildnisse Kaiser Karls des Fünften und des regierenden Königes Philipps des Vierten in den vornehmsten Quartieren der Stadt, an den Ecken der herrlichsten Palläste, unter kostbaren Decken aufgestellt, und das Wappen der Stadt darunter gehängt werden, wobei

das

das Volk unaufhörlich rief: „Lange lebe der König von Spanien, und der Teufel hole die Regierung!“

7.

Vergleich zwischen dem Vizekönig und Masaniello.

Die Vergleichs-Unterhandlungen zwischen dem Erzbischof Filomarino und Masaniello, welche durch den Ueberfall der Banditen unterbrochen worden waren, wurden nach Wiederherstellung der Ruhe sogleich wieder angeknüpft. Der Vizekönig war bereit, alle Foderungen des Volks zu genehmigen, wenn er nur aus seiner mißlichen Lage gezogen würde. Ueberzeugt, daß auch der schimpflichste Vergleich, unter solchen Umständen erzwungen, den König von Spanien zu nichts verpflichte, beschloß er den Frieden durch jedes Opfer zu erkaufen.

Der Erzbischof war wieder das Werkzeug, dessen sich der Vizekönig bediente. Er übergab ihm ganz die Gewalt, mit dem Volke abzuschliessen, und bewilligte im Voraus alles, was dieser bewilligen würde. Filomarino hatte sich unter allen bisherigen Stürmen in dem Kloster del Carmine aufgehalten, weil er hier die beste Gelegenheit fand, mit Masaniello und den Häuptern des Volks umzugehen. Er unterließ nicht, bei jeder Gelegenheit das sehnliche Verlangen des Vizekönig es an Tag zu legen, endlich einmal den so lange erwarteten und gewünschten Vergleich zu schließen, damit der Tumult gestillt, und der täglich wachsende Schade für die Stadt abgewendet würde. Besonders stellte er dem Masaniello und seinen beiden Räthen Genuino und Arpaja vor, wie getreu und redlich der Vizekönig es mit dem Volke

meine, und wie willig er ſey, demſelben alles zuzugeſtehen, was es wünſche. Aber eben darum ſeyen auch ſie verbunden, die vorgeſchlagenen billigen Friedenspunkte ebenfalls zu bewilligen, und ihre Neigung zur allgemeinen Ruhe des Vaterlandes dadurch zu beweiſen.

Maſaniello war nicht ungeneigt, einen Vergleich einzugehen, und Genuino, von ſpaniſchem Golde gewonnen, beſtärkte ihn in dieſen Geſinnungen. Die Friedenspunkte wurden zu Papier gebracht, und man konnte um ſo ſchneller zum Abſchluße kommen, je bereitwilliger ſich der eine Theil finden ließ, die Foderungen des andern zu genehmigen. Als der Vergleich förmlich abgeſchloſſen worden war, wurden die Tractaten von dem Vizekönige und den Mitgliedern des Staatsraths unterzeichnet. Die frohe Nachricht hievon durchlief die Stadt in möglichſter Eile, und aus allen Enden derſelben drang das Volk herzu, um die öffentliche Vorleſung der Tractaten zu hören. Sie geſchah gegen vier Uhr des Nachmittags in der Kirche del Carmine durch einen Notar. Der Erzbiſchof ſaß vor dem groſsen Altare in einem koſtbaren Armſtuhle, vor ihm ſtanden der Notar und Maſaniello, und bei ihm ſeine beiden Räthe, Genuino und Arpaja. Als die Vergleichspunkte abgeleſen waren, und das Volk ſeine Zufriedenheit durch lauter Jubel verkündet hatte, beſtieg Genuino eine Kanzel und ſprach: „Ihr habt nun, lieben Brüder, vernommen, daſs alles in Erfüllung gegangen iſt, was ihr ſeit vielen Jahren unter Mühe und Arbeit vergebens gewünſcht habt. Durch die Gnade Gottes und den Beiſtand der heiligen Maria del Carmine ſind wir zu unſerm Zwecke gelangt. Freuet euch dieſes herrlichen Sieges und ſtimmt, vom Danke gegen den allmächtigen Gott durchdrungen, das Te Deum an.“ Er ſelbſt machte den Anfang, die ganze Menge ſtimmte mit ein, und Freudenthrä-

nen

nen floßen über die Wangen der Zuschauer dieses feierlichen Auftritts.

Als die ganze Feierlichkeit zu Ende war und das Volk fortdauernd sich den Ausbrüchen der Freude überließ, that der Erzbischof dem Masaniello den Vorschlag, dem Vizekönige einen Besuch abzustatten. Masaniello war über diesen unerwarteten Vorschlag betroffen, und suchte ihn abzulehnen; der Erzbischof wußte ihm aber so zuzureden, daß er nach einigem Widerstreben nachgab. Um diesem Besuche mehr äußerlichen Prunk zu verleihen, ließ Masaniello allen Bewohnern der Straßen, durch welche der Zug gehen sollte, bei Strafe des Feuers befehlen, ihre Fenster und Thüren mit den kostbarsten seidenen Zeugen und Tapeten zu behängen, auch die Gassen vor ihren Häusern zu reinigen. In Kurzem sah die Stadt aus wie ein Sammelplatz des Reichthums und der Freude. Ehe der Zug sich in Bewegung setzte, sandte Masaniello einen von seinen Hauptleuten ab, um dem Vizekönige seine Ankunft zu melden, und zu vernehmen, ob er ihm gelegen käme. Der Vizekönig erwiederte, daß ihm durch den Besuch große Ehre wiederfahre, und daß er ihn mit Vergnügen erwarte.

Masaniello bestieg nun ein Pferd, das ihm der Erzbischof vorführen ließ. Mit vieler Mühe hatte ihn dieser beredet, seine alte Mütze, wollenes Hemd und leinene Strümpfe abzulegen, und dagegen ein köstliches Gewand, reich mit Silber gestickt, anzulegen. Auf dem Hute wehte eine Feder, und in der Rechten führte er einen bloßen Degen. Als er den Weg vom Markte antrat, hatte er eine Begleitung von fünfzig tausend bewafneten Männern, sowohl zu Pferd als zu Fuß. Gleich hinter ihm folgte die Kutsche des Erzbischofs. Ihr zur Seite ritt Matteo von Amalfi, Masaniello's Bruder, in einem mit

Golde reich besetzten Kleide und den Degen in der Faust, auf der linken aber Arpaja, ebenfalls in festlichem Schmuck; in einem Sessel ward Genuino, seines Alters halber, getragen. Je mehr sich der Zug dem Kastelle näherte, desto mehr vergrößerte sich auch die Menge des zuströmenden Volkes, und in gleichem Grade wuchs auch die Stimme des Jubels, von dem die Lüfte wiederhallten. „Lang lebe der König von Spanien, der Kardinal Filomarino und das getreue Volk von Neapel!" unter diesem steten Zuruf der wogenden Menge kam man auf dem Platz vor dem Kastelle an. Ein Hauptmann von der Leibwache des Vizekönigs kam dem Masaniello ohne Gewehr entgegen, bewillkommte ihn im Namen desselben, und sagte, daß ihn Seine Excellenz mit Sehnsucht im Pallaste erwarte. Masaniello hielt stille, winkte dem Volke ebenfalls halt zu machen, und in einem Augenblicke stand die ganze Menge wie angezaubert. Er stellte sich dann im Sattel, und sprach mit lauter Stimme also: „Neapolitaner, dankt Gott und der heiligen Jungfrau für eure Erlösung." — „Dank, Dank, rief einstimmig das Volk, Gott und der heiligen Jungfrau." — „Erkennt, fuhr Masaniello fort, den huldreichen Monarchen Philipp von Spanien und den Herzog von Arcos für eure rechtmäßigen Herren, und ruft Vivat!" — „Vivat, Philipp von Spanien und der Herzog von Arcos," schrie die ganze Schaar wie aus Einem Munde.

Nach einer kurzen Pause zog Masaniello die vom ganzen spanischen Rathe bekräftigten Privilegien König Ferdinands und Kaiser Karl des Fünften hervor, und sagte: „Von nun an sind wir von allen Lasten frei, und alle Schwierigkeiten sind gehoben. Die Zölle sind abgeschafft, und unsere alte, vom

Kö-

Könige Ferdinand und Kaiser Karl dem Fünften ertheilte Freiheit ist wieder hergestellt. Ich meines Theils suche und begehre nichts, als das allgemeine Wohl eurer Aller. Seiner Eminenz, dem Herrn Kardinal und Erzbischof ist meine Meinung wohl bekannt, die ich ihm oft gesagt und zugeschworen habe. Als er, beim Anfange unseres gerechten Unternehmens, aus großem Verlangen nach Wiederherstellung der Ruhe mir lebenslang aus seiner eigenen Börse, monatlich zwei hundert Scudi anbot, wofern ich nicht weiter gehen, sondern euch zu besänftigen suchen wolle, da hab' ich stets in tiefster Ehrerbietung diesen Antrag abgelehnt. Hätte seine Eminenz mich nicht so dringend gebeten, und mir nicht bei Strafe des Bannes befohlen, dieses prächtige Kleid anzuziehen, so würde ich meine alten Fischerlumpen gewiß nie abgelegt haben, da ich gleichsam in denselben gezeugt worden bin, bis jetzt darinn gelebt habe, und noch ferner in ihnen zu leben und zu sterben gedenke. Wenn mir Gott die Gnade verleiht, daß ich in dem trüben Wasser unseres Vaterlandes die vorige allgemeine Freiheit wieder aufgefischt habe, so will ich meinen Hamen wieder zur Hand nehmen, und damit, wie zuvor, meine Nahrung suchen. Für mich und die Meinigen begehre ich gar nichts; nur das wünsche ich, daß ihr ein Ave Maria für mich beten möget, wenn ich nicht mehr seyn werde. Versprecht ihr mir das?" — Ein freudiges stürmisches Ja ertönte im tausendstimmigen Wiederhall.

„Ich danke euch, erwiederte Masaniello mit sichtbarer Rührung. Aber um der Liebe willen, die ihr mir bezeugt, muß ich euch noch bitten: legt die Waffen nicht ab, bis von Spanien aus die Bestätigung des heutigen Vertrags gekommen ist. Traut

dem

dem Adel nicht, denn er ist euer Todfeind! Ich gehe jetzt zum Vizekönige; seht ihr mich nicht aufs späteste in einer Stunde wieder, so erfüllt mit Blut und Brand die ganze Stadt. Alles, was geschah hat der Vizekönig bestätiget. Sind gleich die Zölle abgeschaft worden, so leiden doch die königlichen Einkünfte durchaus keinen Schaden. Dem Adel bringt es Nachtheil, und dieser kann nun wieder zu betteln anfangen. Die gierigen unersättlichen Wölfe, die neuen Zollerfinder und Menschenmörder, welche unsern Schweiß und Blut gekauft und verkauft haben, sollen nun wieder von ihrem eigenen Fette zehren, wie sie zuvor auch haben thun müssen. Daß diese ihre Güter verlieren ist dem allmächtigen Gott angenehm, unserm Könige nützlich, und der Stadt vortheilhaft. Von nun an wird der spanische Monarch erst die rechte Krone der Ehren tragen. Was wir ihm in Zukunft mit Anstrengung aller unserer Kräfte geben werden, wird künftig ihm allein zukommen, da hingegen bisher von Millionen nur der kleinste Theil in den königlichen Schatz floß. Daher hat der Vizekönig ein Wohlgefallen an dem, was wir gethan haben, und es ist ihm so angenehm, als wenn er den Untergang aller seiner Feinde erlebt hätte."

Das Volk hörte Masaniellos Vortrag mit der lebendigsten Theilnahme, und vielen stiegen die Thränen in die Augen. Jauchzend drängte sich die Menge zu ihm hin, jeder wollte dem angebeteten Retter der nächste seyn, gleichsam um ihn zu schützen, wenn Hinterlist und Tücke ihn treffen sollte. Er ersuchte den Erzbischof, das Volk zu segnen. Dieser steckte seinen Kopf aus der Kutsche, und ertheilte auf beiden Seiten die Benediction. Das Gedränge war so groß, daß der Zug nicht weiter kommen konnte; aber Masaniello winkte mit dem Zeigefinger, und die Menge

wich zurück und stellte sich in einiger Entfernung mit der größten Ordnung, seine fernern Befehle ehrerbietig erwartend.

Als Masaniello an der Hand des Erzbischofs im innern Hofe des neuen Kastells angekommen war, kam ihm der Vizekönig mit anscheinender Wärme der Freundschaft entgegen. Masaniello fiel ihm zu Füssen, um ihm, wie er sagte, im Namen des treuen Volkes von Neapel zu huldigen, und für die Annahme des Vergleichs zu danken, oder wenn er Strafe verdiente, sie aus seiner Hand zu empfangen. Der Vizekönig hob ihn aufs freundlichste auf, umarmte ihn zu verschiedenen malen, und nannte ihn einen Retter des Volks, versicherte, daß sein Besuch ihm schätzbar sey, und daß er keine Ursache ihn zu strafen habe, weil unter allem was er gethan kein Verbrechen gegen den König, wohl aber manches befindlich sey, wofür er selbst sich ihm verpflichtet fühle. Er führte ihn hierauf in ein besonderes Zimmer, und besprach sich lange mit ihm und dem Erzbischof über die gegenwärtige Lage der Sachen. Da die Unterhaltung über die von Masaniello bestimmte Zeit dauerte, so entstund ein großes Gemurmel unter dem Volke, das sich auf dem Platze je länger je mehr vermehrte, besonders unter dem gemeinen Pöbel, denn die vornehmsten des Volks befanden sich im äußern Schloßhof. Sie befürchteten, man möchte ihren Anführer gefangen genommen oder wohl gar getödtet haben. Der Vizekönig fand daher für gut, sich nebst dem Erzbischof und Masaniello am Fenster zu zeigen. Der letztere rief dem Volke zu: „Hier bin ich, ich lebe und bin frei. Friede! Friede!“ Darauf lief der ganze Schwarm in die nächsten Kirchen und fieng an alle Glocken zu läuten; da aber Masaniello sein Mißfallen darüber bezeugte, so wurde sogleich nachgelassen.

Die

Die Verwunderung des Vizekönigs über Masaniello's unbedingte Herrschaft über die Gemüther des Volks wurde noch sehr vermehrt, als dieser hierauf zu ihm sagte: „Jetzt will ich Euer Excellenz zeigen, wie gehorsam das neapolitanische Volk ist.“ Er rief mit verstärkter Stimme: „Gelobt sey Gott und die heilige Jungfrau del Carmine! Es lebe der König von Spanien, Seine Excellenz der Herzog von Arcos und das getreue Volk von Neapel!“ — „Sie sollen ewig leben!“ antwortete der ganze Haufen. Darauf machte er eine andere Probe. Er legte einen Finger auf den Mund und rief: „Stille!“ da entstund im Augenblick eine solche Stille, daß nicht ein Wort mehr gehört wurde. Endlich befahl er dem Volk bei Lebensstrafe, es sollte sich jedermann nach Hause begeben, und dieß geschah ohne die geringste Zögerung, so daß man in einer Minute kaum einen Menschen mehr sah. Voll Erstaunen über die ungezwungene Gewalt, die Masaniello über den großen Haufen hatte, setzte der Vizekönig die Unterhaltung fort. Man kam mit einander überein, daß die Vergleichstractaten künftigen Sonnabend in der Kathedralkirche abgelesen und deren Aufrechthaltung vom Vizekönig und dem Staatsrathe beschworen werden sollte, und Masaniello wurde von dem erstern in seiner Oberbefehlshaberstelle bestätiget. Unter einer Menge gleisnerischer Freundschaftsversicherungen und Danksagungen entließ ihn der Herzog, nachdem er ihn mit einer schweren goldenen Kette beschenkt hatte, und Masaniello ließ sogleich seine Ernennung zum Oberbefehlshaber unter Trompeten und Trommelschall dem Volke bekannt machen. Eine allgemeine Erleuchtung der Stadt, ein feierliches Läuten aller Glocken und ein einstimmiges Jauchzen feierte den glücklich errungenen Frieden.

8. Ma-

8.

Masaniello von Amalfi, Generalkapitain des Volkes von Neapel.

Der sechste Tag — es war Freitag der zwölfte Julius — seit dem Ausbruche der Empörung erschien, aber er brachte keinen Frieden; Furcht und Mißtrauen herrschten vielmehr auf beiden Seiten, und hielten die Gemüther in Spannung. Der Adel zitterte vor der großen Macht und Gewalt des Volks, und das Volk glaubte wegen der listigen Anschläge des Adels alle Augenblicke in Gefahr zu seyn. Wenn ein Edelmann einen Trupp Bürger beisammen sah, so erschien er ihm als ein unüberwindliches Heer; die Bürger gegentheils besorgten Verrätherey, wenn nur ein unbekannter Mensch zum Thore hereinkam. Der größte Theil des Adels hatte sich in Sicherheit auf die Kastelle oder auf seine Landgüter begeben; aber auch diese Entweichung kam dem Volke verdächtig vor, denn es bildete sich ein, der Adel hätte die Stadt verlassen, um die übrigen Banditen zusammen zu ziehen, und die Stadt zu überfallen. Das Beispiel des Herzogs von Matalone und seines Bruders hatte Furcht erweckt, und man murmelte beständig von mehr dergleichen verrätherischen Unternehmungen. Daher wurde den Banditen von neuem überall nachgespürt, und allen die Köpfe abgeschlagen, die man ergrief.

Masaniello war fortdaurend die Seele aller Unternehmungen, und seine Winke waren Befehle, die auf der Stelle vollzogen wurden. Aber nicht undeutlich bemerkte man jetzt an ihm eine Gemüthsveränderung, die Schrecken verursachte: er ward immer finsterer, strenger und blutgieriger. Seine Regierung erhielt einen Anstrich von despotischer Grausamkeit

und

und Härte, die man vorher nicht geſehen hätte. Er ließ auf der toledischen Straße eine Bühne errichten, wo ein Blutrichter über jedes Anbringen ſein Urtheil ſprach. Werkzeuge zu jeder Todesſtrafe lagen bereit, und es galt kein Aufſchub. In ſeinem eigenen kleinen Hauſe, in dem er ohne alle Bequemlichkeit und ohne die geringſten Merkzeichen ſeiner Würde in Kleidern und Hausrath nach ſeiner alten Weiſe lebte, gab er unter einem Fenſter jedermann Gehör. Weil das Fenſter, unter dem er ſich befand, ziemlich hoch über der Erde war, ſo banden diejenigen, welche Bittſchriften eingeben wollten, dieſelben an eine Pike, und reichten ſie ihm zu. Nie zeigte er ſich anders, als in ſeiner Hand eine ſchon aufgezogene Flinte haltend, worüber ſich alle entſetzten, die etwas von ihm verlangten. Der Schrecken vor ihm wurde noch dadurch ſehr vermehrt, daß täglich acht bis zehen tauſend Mann zu ſeiner Wache vor der Thür ſtunden, ohne diejenigen zu rechnen, welche mit Tauſenden die Stadt durchſtreiften, um ſeine Befehle auszurichten, in den Straßen bekannt zu machen und anzuſchlagen. Alle dieſe Befehle, deren jeder Tag eine beträchtliche Anzahl brachte, ergiengen unter dem Namen des Thomas Aniello von Amalfi, Generalkapitain des Volkes von Neapel. Sieben Sekretaire waren immer bereit, ſeine Befehle niederzuſchreiben, und zehen Scharfrichter, ſie zu vollziehen.

Auf Wiederherſtellung der Ruhe und allgemeinen Sicherheit nahm Maſaniello vorzüglich Bedacht. Weil im Anfange des Aufruhrs viele Adeliche und ſpaniſche Beamte in die Mönchs- und Nonnenklöſter geflohen waren, ſo ließ er bekannt machen, daß ſich alle dieſe Perſonen wieder in ihre Häuſer begeben ſollten, welches unverzüglich geſchah. Um aller Verkleidung der Banditen auszuweichen, ließ er bei Lebensſtrafe

ſtrafe alle lange Haare abzuſchneiden gebieten. Der den Geiſtlichen und Mönchen gegebene Befehl, daß ſie keine Mäntel und Kutten mehr tragen ſollten, wurde erneuert, und zugleich befohlen: alle Geiſtliche, welche man mit erſt neulich geſchornen Platten antreffen würde, ſollten zu ihm geführt werden, damit ſich keine Banditen oder andere Verräther unter einer geiſtlichen Kleidung in die Stadt einſchlichen. Ferner, es ſollte ſich niemand, er möchte ſeyn wer er wollte, unterſtehen, über die Straßen zu gehen, ſobald man die Nachtglocke geläutet haben würde, welches um acht Uhr geſchah. Den folgenden Tag ſollte jeder wieder an ſeine Arbeit gehen, und die Kramläden geöffnet werden. Auf allen Poſten in der Stadt mußten täglich über dreiſſig tauſend Mann Wache halten.

Alle Befehle, die Maſaniello bekannt machen ließ, mußten pünktlich und genau vollzogen werden; die kleinſte Uebertretung wurde mit dem Leben beſtraft. Außer den Banditen wurden auch noch viele andere Perſonen hingerichtet, gehangen, geköpft oder todtgeſchoſſen, nach Beſchaffenheit ihrer Verbrechen. Einige Krämer hatten ſich heimlich zuſammen beſprochen; Maſaniello erfuhr es und ließ ſie vor ihren eigenen Thüren aufhängen. Man holte flüchtige Diebe aus den Kirchen heraus und hieng ſie auf. Geiſtliche und Weltliche, die noch Röcke trugen, wurden, wenn man ſie bei Tage traf, gegeißelt, bei der Nacht gehängt. Ein Kerl, der falſche Nachricht von einem Anmarſch ſpaniſcher Mannſchaft brachte, hatte gleiches Schickſal. Ein Sizilianer wollte einen Banditen dingen, es koſtete ihm den Kopf. Am bedaurungswürdigſten war ein Becker, der das Brod um zwei Unzen zu leicht gebacken hatte, und dafür lebendig in brennenden Backofen geſchoben ward.

Der Haß, den Masaniello von früher Jugend an dem Adel geschworen hatte, war unaustilgbar. Verschiedene von dessen Oberhäuptern, ließen ihm, seiner Person halber, die vortheilhaftesten Vorschläge thun; er verwarf sie aber durchgängig, und rief aus: Gott soll ihn vor diesem Menschengeschlecht bewahren, mit dem er weder Frieden noch Stillstand zu haben begehre. Einem andern, welcher Boten an ihn in einer ganz unschuldigen Angelegenheit sandte, antwortete er: „Ich habe nicht mit den Edeln, und sie eben so wenig mit mir zu thun. Gott selbst hat mich diesem Volke vorgesetzt. Ihr aber, indem er sich gegen die Menge wandte, betet ja fleißig für mich; bei meinem Untergange ist es auch um euch geschehen.“

Am meisten empfand die Wirkungen seines Hasses der Herzog von Matalone, den er, aller Bemühungen ungeachtet, nicht in seine Gewalt bringen konnte. Ihn allein nahm er von der allgemeinen Verzeihung aus, die er für diejenigen ausrufen ließ, welche einen Anschlag freiwillig entdeckten. Seinen Pallast ließ er nur darum nicht in Brand stecken, weil er besorgte, er möchte unterminirt seyn. Die Bediente desselben und seines Bruders Caraffa ließ er allenthalben aufsuchen; die meisten derselben wurden hingerichtet, die übrigen aber in sichere Verwahrung gebracht, um durch die Folter von ihnen herauszubringen, wo sich der Herzog aufhielt und wo er seine Schätze hingebracht hätte, weil in seinem Pallaste nichts gefunden wurde. Sobald er die Kirchen und Klöster erfahren hatte, wo die besten Sachen des Herzogs verwahrt wurden, so ließ er den Bewohnern derselben bei Strafe des Feuers befehlen, alles herauszugeben. Dadurch wurden die Mönche so in Schrecken gesetzt, daß sie Masaniello's Abgeordneten alles auslieferten. Was dem Herzog gehörte belief sich auf

fünf-

fünfmal hundert tausend Kronen am Werth, und wurde durch drei hundert wohlbeladene Männer aus den Klöstern geschaft; außerdem fand man viermal hundert tausend Kronen an baarem Geld. Als man alles dem Masaniello gebracht hatte, befahl er, es zusammen auf dem Markte auf einen Haufen zu schütten, ausgenommen das gemünzte Geld, das zur Bezahlung der Soldaten angewendet werden sollte. Dabei verbot er bei Lebensstrafe, daß sich niemand unterstehen sollte, das geringste von diesen Gütern zu entwenden.

Die Untersuchung der schon ausgeplünderten Palläste wurde von neuem scharf empfohlen, um zu sehen, ob nicht hie und da noch etwas verborgen seyn möchte, und es wurden noch viele Kostbarkeiten entdeckt. Umsonst war es, daß die Bewohner der Palläste ihre besten Sachen hatten einmauren, in Cisternen versenken oder unter die Erde vergraben lassen. Die Cisternen wurden ausgeschörft, die Erde umgewühlt. Wer die zu ihm in Sicherheit gebrachten Güter seiner Verwandten und Freunde nicht anzeigte, hatte nichts gewisseres zu erwarten, als sein eigenes Vermögen dem Feuer aufgeopfert zu sehen. Endlich mußte auch der Pallast des Herzogs von Matalone, der schon zu einem Waisenhause bestimmt war, im Rauch aufgehen, und weil Masaniello den Herzog selbst nicht in seine Gewalt bringen konnte, so kühlte er seine Rache an den Bildnissen desselben. Er durchstach sie unter leidenschaftlichen Schmähungen mit seinem Degen, rieß ihnen die Augen aus, hieb die Köpfe ab, und nagelte solche eigenhändig an den Pfahl, wo des unglücklichen Caraffa Körper hieng, mit Beifügung eines Zettels: „Herzog von Matalone, Empörer gegen seinen König und Verräther des getreuesten Volkes von Neapel.“

So

So groß auch, während dieſer Auftritte, der Tumult und das Gewühle des Volks in der ganzen Stadt war, ſo konnte doch jedermann, ſowohl bei Tag als bei Nacht, ohne die geringſte Gefahr ſicher auf den Straßen gehen und ſeine Geſchäfte ausrichten. Auch in den Häuſern und Kramläden war vollkommene Ruhe; eine Wirkung der ſtrengen Rechtspflege Maſaniello's, der überdieß durch ſeine eigene Uneigennützigkeit und Enthaltſamkeit von fremdem Eigenthum die Raubſucht bezähmte. Man verehrte ihm ein ſchönes, auf vier hundert Scudi werth geſchätztes Pferd. „Dieß ziemt ſich nicht für mich, ſondern für einen Monarchen!" war ſeine Antwort, indem er es ſofort nach den königlichen Ställen ſchickte. Man fand an einem verborgenen Orte einen Schatz gemünzten Goldes und Silbers, auf hundert tauſend Scudi hoch geachtet; er befahl keinen Pfenning davon anzurühren, ſondern alles für den König aufzubewahren. Eben ſo uneigennützig und enthaltſam diſponirte Maſaniello über die Güter des Herzogs von Matalone.

9.

Feierliche Promulgirung und Beſchwörung des Vergleichs.

Jetzt erſchien der Tag, an welchem der Vergleich von dem Vizekönige beſchworen werden ſollte; der ſiebente der Empörung. Der Zuſammenfluß von Menſchen, die aus allen Gegenden des Reichs nach der Hauptſtadt ſtrömten, war ungeheuer groß, und man würde in Verlegenheit geweſen ſeyn, Nahrungsmittel für dieſe Menſchenmenge, die ſeit Menſchengedenken nicht ſo zahlreich in Neapel zuſammen gekommen war, herbei zu ſchaffen, wenn nicht auch hier Maſaniello's

weiſe

weiſe Vorſicht die nöthigen Vorkehrungen getroffen hätte. Die Stadt war mit vieler Pracht aufgeputzt, die köſtlichſten Tapeten hiengen an den Fenſtern herab, um dem feſtlichen Zuge mehr Glanz und Feierlichkeit zu geben. Maſaniello zu Pferde, mit bloßem Degen, in der linken Hand das Privilegium Kaiſer Karl des Fünften haltend, führte den Zug; ihm folgte ſein Bruder, Genuino der Polizeidirector, und die Stadthauptleute, zum Theil auf's prächtigſte gekleidet, dann folgte die Leibwache Maſaniello's einige tauſend Mann ſtark, und die ganze ungeheure Menge wogte hinterher. Alle Straßen, durch welche der Zug gieng, waren ſo voll Menſchen, daß die vorreitenden Herolde Mühe hatten, Platz zu machen, und ſo bewegte ſich die ganze Proceſſion in ſtiller Feierlichkeit nach dem Pallaſte des Vizeköniges. Dieſer ſchloß ſich ſofort in Begleitung des Staatsrathes und der Edelſten von Neapel, begleitet von einer anſehnlichen Wache, an, und nun giengs unter dem Geläute aller Glocken, unter dem Geſchmetter der Trompeten, welches von dem Jauchzen und Vivatrufen der Menge unterbrochen ward, nach der Kathedralkirche. Hier empfieng der Erzbiſchof den Zug mit der hohen Geiſtlichkeit. Der Vizekönig, der Erzbiſchof, der ganze ſpaniſche Rath ließen ſich auf Stühlen nieder. Maſaniello ſtellte ſich, den entblößten Degen in der Hand, neben dem erzbiſchöflichen Stuhl, und unterbrach den Vorleſer der Vergleichsartikel von Zeit zu Zeit, indem er dem Volke die unverſtändlichſten Stellen erklärte, und hier und da einige Abänderungen einſchob, die ſogleich von dem Sekretair aufgezeichnet werden mußten.

Als die Vergleichsartikel verleſen waren, ſchwur der Vizekönig nebſt allen Gliedern des ſpaniſchen Rathes auf das Evangelium und das Blut des heiligen

Ja-

Januarius einen feierlichen Eid: daß ſie nicht allein dieſen geſchloſſenen Vergleich zu allen Zeiten feſt und unverbrüchlich halten, ſondern auch auf's ſchleunigſte die Ratifikation des Königes von Spanien einholen wollten. Als dieß geſchehen war, wurde in Begleitung einer feierlichen Muſik das Te Deum abgeſungen.

Maſaniello ſtund beſtändig mit entblößtem Degen neben dem Erzbiſchof, und als der Geſang zu Ende war, erhob er ſeine Stimme und hielt eine lange Rede an das Volk. Er ſchilderte die Trübſale, die Neapel ſo lange erdultet hätte, indem ſeine Auflagen zwar unter königlichem Namen erhoben worden, aber eigentlich in den Rachen einiger unerſättlichen Wölfe gekommen wären. Er verſicherte, daß man mit den mehr als hundert Millionen erpreßter Steuren nicht die Niederlande und Frankreich allein, ſondern auch das ottomanniſche Reich hätte bezwingen können. Jetzt, da endlich das getreue Volk die Stadt von dieſen Unreinigkeiten geſäubert habe, und in Zukunft alle Abgaben in die königliche Schatzkammer ſelbſt liefern wolle: jetzt könne es ſich dadurch keineswegs Ungnade oder Tadel zuziehen, ſondern beweiſe eben hierdurch ſeine getreue Unterthanenpflicht. Er betheuerte nochmals, daß er alles bisherige nur zur Ehre Gottes, zum Beſten des Königes, Vizekönig es, und des ganzen Volkes gethan habe.

Die feurige Beredſamkeit, mit der er ſeinen Vortrag ſchloß, zeigte deutlich, daß er aus dem Innerſten ſeines Herzens ſprach. Das Volk aber bezeugte durch ein lautes Freudengeſchrey ſeinen Beifall. Er hub darauf wieder an: „Da ich nun durch den Beiſtand des allmächtigen Gottes mein Vorhaben ausgeführt habe, ſo will ich mich in meinen vorigen Stand zurückbegeben, und meinen Fiſchhandel wieder anfangen, damit jedermann ſich überzeugen möge, daß

ich

ich nicht meinen eigenen Nutzen, sondern die Wohlfahrt des Königs und Vaterlands gesucht habe.“ Als er dieß gesagt hatte, fieng er an sein Kleid zu zerreissen, und bat den Vizekönig und Kardinal, ihm dabei behülflich zu seyn. Aber sie suchten ihn auf andere Gedanken zu bringen, erinnerten ihn an die Unschicklichkeit des Orts und an die Nothwendigkeit, sein großes Werk zu vollenden, und bewirkten dadurch eine Veränderung in seiner Entschließung.

Als die ganze Ceremonie geendigt war, nahm der Erzbischof von dem Vizekönige Abschied, der sich in seine Kutsche setzte, und unter derselben Begleitung, mit welcher er in die Kirche gekommen war, den Rückweg antrat. Der Zug gieng beinahe durch alle Straßen der Stadt nach seinem Pallaste, und sobald er in Begleitung des Masaniello und seiner Gesellschaft zur Thüre hereintrat, wurden von allen drei Kastellen die Kanonen gelöst. Die Häupter des Volks beurlaubten sich hierauf, und begaben sich wieder in ihre Wohnungen. In der ganzen Stadt aber sah man nichts als Wonne und Fröhlichkeit. Statt der vorigen Klagen erschallte die ganze Nacht hindurch ein frohes Jubelgeschrey, und statt der traurigen Strafeuer brannten auf allen Plätzen Freudenfeuer. Alle, die zuvor kaum ein Stück Brod hatten bekommen können, ihren nagenden Hunger zu stillen, ergötzten sich nun an der Aussicht in kommende wohlfeile Zeit. Von aller Lippen erschallte Masaniello's Lob, der durch seinen Muth die Blutigel, welche dem Volke das Mark aus den Beinen gesogen, verjagt, und es aus dem Rachen der unter ihm wüthenden Löwen und Tiger gerissen hätte. Aber auch der Erzbischof wurde bis an Himmel erhoben: Volk, Adel und Geistlichkeit schrieben ihm die Ehre der wiederhergestellten Ruhe zu, den wärmsten Dank zollten ihm aber diejenigen,

deren Häuſer durch ſeine Vermittlung und Fürbitte vor Plünderung und Brand verſchont geblieben waren.

10.

Gemüthsveränderung Maſaniello's; Spuren des Wahnſinns.

Bisher hatte Maſaniello ſeine ſchwere und wichtige Rolle mit einer Einſicht und Würde geſpielt, die mit Recht bewundert zu werden verdiente. Der erfahrenſte Feldherr konnte nicht weislicher ſeine Poſten ausſtellen; der gröſste, als Fürſt gebohrne und erzogene Regent, nicht beſſer ſeine Gerechtſame kennen, ſein Anſehen behaupten. Alle, die mit dem auſserordentlichen Manne ſprachen und unterhandelten, bewunderten die tiefe Einſicht, mit der er von den Pflichten einer weiſen Regierung, und von der beſten Art, über Neapel zu herrſchen, ſprach. Um ſo auffallender war die Verränderung, die von dem Tage an in ſeiner Seele vorgieng, da der Vergleich feierlich promulgirt wurde. Schon bei dieſer Veranlaſſung begieng er Handlungen, an denen der aufmerkſamere Beobachter irre wurde; er hatte ſonderbare Einfälle, die mit der bisher bewieſenen Klugheit nicht in Uebereinſtimmung zu bringen waren, und bald zeigte ſich an ihm eine traurige Verwirrung des Verſtandes, ja ſelbſt unverkennbare Spuren des Wahnſinns. Die Urſachen davon werden verſchieden angegeben. Vermuthlich hatte die allzu groſse Anſtrengung ſeiner Geiſteskräfte, die ununterbrochene Arbeit, und die wenige Ruhe eine ſolche Zerrüttung in ſeinem Gehirn verurſacht; wiewohl es auch nicht unwahrſcheinlich iſt, daſs ein ſchleichendes Gift, welches ihm auf Anſtiften des Vizekönigs heimlich ſoll beigebracht wor-

worden seyn, ihn nach und nach der Besonnenheit beraubt habe.

Auffallende Aeußerungen der Verwirrung seines Verstandes zeigten sich zuerst in der Kathedralkirche, bei der feierlichen Promulgirung und Beschwörung der Vergleichsacte. Während das Te Deum gesungen wurde, schickte er alle Augenblicke an den Vizekönig Bothschafter, die theils unschickliche, theils unbillige Dinge begehren mußten. Er verlangte die höchste Gewalt in der Stadt auch für die Zukunft; begehrte eine Leibwache, die Freiheit, solche zu vermindern und zu verstärken, die Auslieferung derjenigen, die sich in das neue Kastell geflüchtet hätten und dergleichen mehr. Der Vizekönig bewilligte ihm alles, aus Furcht, ihn durch Widerspruch zu einem Freidensbruch zu reitzen; aber die einzelne sonderbare Art, mit der Masaniello dieß alles verlangte, machte, daß viele, die davon hörten, überlaut lachten. Auch in der Rede, die er nach dem feierlichen Gesang an das versammelte Volk hielt, vermißte man hie und da den Zusammenhang.

Noch erschien er indeß den Neapolitanern als ein höheres Wesen; noch betete die Menge ihn an; aber ganz nahe war der Zeitpunkt, wo mit dem gänzlichen Entfliehen seiner Besonnenheit, auch die Herzen des Volks sich von ihm wandten, wo sie das Idol ihrer Verehrung zu verabscheuen begannen, wo sie den, dessen Wink vor Kurzem alles entgegen flog, feilen Mördern preis gaben, und die Mishandlungen an des Gemordeten Körper mit rasender Wuth fortsetzten.

Die Würde und Besonnenheit, mit der er bisher seine Regentenrolle gespielt hatte, verläugnete er besonders an dem Tage nach der Beschwörung der Vergleichsacte. Er hatte befohlen, daß niemand ohne

 sein

ſein Vorwiſſen aus der Stadt gehen ſollte. Da nun der Erzbiſchof Caſſarella von St. Severino wichtiger Geſchäfte wegen nach Calabrien in ſeinen erzbiſchöflichen Sitz reiſen mußte, ſo gieng er, wie Maſaniello befohlen hatte, ohne Rock und Mantel zu demſelben, und bat um Reiſelizenz. Sobald ihn Maſaniello erblickte, fragte er ihn, was er verlange? „Ihre Erlaubniß, antwortete der Erzbiſchof, nach meinem Kirchſprengel zu gehen.“ — „Gut, erwiederte jener, ich will Sie durch vier hundert Mann dahin begleiten laſſen.“ — „Ich danke dafür, ſagte Caſſarella, denn ich will zu Waſſer reiſen.“ — Und auch zu Waſſer, verſetzte Maſaniello, ſoll Ihnen aufgewartet werden. Geſchwind, rief er den Umſtehenden zu, macht Fahrzeuge für den Herrn Erzbiſchof zurechte.“ Da aber dieſer erwiederte, er habe keine nöthig, weil bereits viere bereit ſtünden, in denen für ihn und ſein Gefolge Raum genug wäre, ſo ſagte Maſaniello: „Es ſey alſo, aber dieſen Beutel mit Doublonen müſſen ſie von mir annehmen.“ Der Prälat lächelte, und ſuchte das Geſchenk abzulehnen, aber Maſaniello zwang ihn mit Drohen, fünfhundert Stück anzunehmen; dann gab er ihm einen ſchriftlichen Paß, umarmte ihn, und ſagte: „nun gehen Sie hin im Frieden.“ — Bald darauf kam ein Ritter von Averſa, eines andern Geſuchs halber, zu ihm; er gewährte ihm ſolches, gab ihm dann einen Fußſtoß und rief: „Geh hin, ich mache dich zum Fürſten von Averſa!“ Dem Vizekönige ließ er ſagen: er möchte doch dem Volke die Niederlegung des Gewehrs anbefehlen, denn er ſey nicht mehr fähig ihm vorzuſtehen. Aber gleich darauf erklärte er, daß er die Regierung noch lange nicht niederzulegen gedenke, fluchte auf alle ſpaniſche Beamte, und drohte ſelbſt dem Vizekönige den Kopf abſchlagen zu laſſen.

Grau-

Grausamkeit und Blutdurst war von nun an der Charakter seiner meisten Handlungen, und doch war ihm das Volk noch so ergeben, als am ersten Tage der Empörung; es gehorchte noch eben so blindlings seinen Befehlen. Mehrere rechtschaffene Männer ließ er unter den nichtigsten Vorwänden ergreifen und hinrichten. Zuweilen durchlief er die Stadt mit einem dicken Knotenstock, stellte sich wie toll und rasend, prügelte jeden der ihm begegnete, ließ andere ins Gefängniß werfen, foltern, ihre Läden und Häuser zuschliessen, und andere dergleichen Handlungen des blutdürstigen Wahnsinns. Einer Beckerinn ließ er das Haus anzünden, weil sie das Brod sechs Unzen zu leicht gebacken hatte. Selbst sein eigener Schwager, ein Fettkrämer, der noch das meiste über ihn vermochte, erklärte öffentlich in dem königlichen Pallaste, daß sein Verwandter ein Narr zu werden anfange, und daß er ihm selbst den Hals zu brechen gedroht habe, wenn er nicht bald zu brennen und zu morden aufhöre.

Die ganze Stadt gerieth über Masaniello's Gemüthsveränderung in eine unruhige Bewegung, und die Bestürzung war auf allen Gesichtern zu lesen. Verschiedene Bürger, deren Verwandte gefangen saßen, und über die bereits das Todesurtheil ausgesprochen war, wandten sich an den Erzbischof, und baten ihn um ihre Fürsprache. Er gieng wirklich zu Masaniello, konnte aber nichts von ihm erhalten, als daß er wenigstens den Tag des Herrn (es war gerade ein Sonntag) nicht mit Blutvergießen zu entheiligen versprach. Um ihn zu zerstreuen, rieth er ihm zu einer Spazierfahrt nach Puzzuolo. Masaniello ließ sich diesen Vorschlag sogleich gefallen, und lud den Erzbischof ein, ihm dahin Gesellschaft zu leisten. Weil aber dieser Bedenken trug, die Einladung an-

zu-

zunehmen, ſo bat er ihn, nur voraus zufahren, mit dem Verſprechen, bald nachzukommen. So trennten ſie ſich, und Maſaniello lief bald darauf, ohne Hut und Degen, ſogar an einem Beine ohne Strumpf, in den Pallaſt des Vizekönig es. Er winkte der Wache, man ſollte ihn nicht anmelden, lief hinauf, und begehrte zu eſſen, weil er beinahe Hungers ſtürbe. Der Vizekönig befahl ſogleich, daß man Eſſen bringen ſollte. „Nicht ſo, erwiederte Maſaniello, ſondern wir wollen nach Puzzuolo, ſpazieren fahren, und da mit einander eſſen, denn ich habe Proviant genug bei mir.“ Er ließ hierauf einen Trupp Bootsleute herein kommen, welche mit allerlei Muſcheln und andern Seegewächſen beladen waren. Der Vizekönig entſchuldigte ſich ſo gut er konnte, und wendete unerträgliche Kopfſchmerzen vor, aber ſeine eigene Schaluppe gab er gerne zur Bequemlichkeit ſeines gefährlichen Gaſtes her.

Die Fahrt, welche Maſaniello nun anſtellte, gewährte einen impoſanten Anblick. Gegen vierzig Fahrzeuge folgten mit Geſellſchaft und Muſik ſeiner Gondel nach, und mehr als dreiſſig tauſend Menſchen waren am Ufer zerſtreut, dieſes Schauſpiel mit anzuſehen. Maſaniello warf viele Dukaten und Doublonen in die See, welche die Bootsleute zu ſeiner Beluſtigung wieder herausholten. Er hielt in der Gondel eine ſtarke Mahlzeit von allerlei Seeproducten, und ſoll zwölf neapolitaniſche Maaß Wein getrunken haben. Als er wieder nach Hauſe gekommen war, verehrte er einem jeden von denen, welche ihm in den vierzig kleinen Fahrzeugen nachgefolgt waren, einen Sack Korn. Die große Sonnenhitze und der im Uebermaß getrunkene Wein vollendete vollends die Zerrüttung ſeiner Vernunft. Er ließ einen von Neapels beſten Ingenieurs rufen, und befahl ihm,

eine

eine Anzahl Marmorſteine mit der Innſchrift aufrichten zu laſſen: „Maſaniello von Amalfi, General des getreuen neapolitaniſchen Volks, macht hierdurch bekannt, daß er die Regierung niederlegt, und man von nun an alles befolgen ſolle, was der Herzog von Arcos befehlen wird.“

Das Anſehen, in dem Maſaniello ſtund, theilte auch ſeine Gattinn mit ihm. Während er jene Luſtfahrt zur See veranſtaltet hatte, war ſie in einer prächtigen Kutſche, in einem Gewande von Silberſtück, mit Ketten und Kleinodien reich geſchmückt, ausgefahren, um der Vizekönigiinn einen Beſuch abzuſtatten. Ihre ſämmtlichen nahen Verwandtinnen (alles ehrliche Fiſchersweiber, doch jetzt von Gold und Silber ſtarrend) waren mit von der Geſellſchaft, und alle empfieng die Vizekönigiinn mit der Miene des Vergnügens. Die Frau Generalinn hatte einen kleinen Jungen von Maſaniello's Schweſter auf dem Arme, den die Vizekönigiinn ihr abnahm und mit ſcheinbarer Herzlichkeit küßte und drückte. Die Damen waren mit dem Beſuche ſehr wohl zufrieden, empfiengen koſtbare Geſchenke, und kehrten einige Zeit darauf vergnügt nach dem Markte zurück.

II.

Maſaniello wird ermordet.

Ohngeachtet Maſaniello's Wahnſinn, beſonders ſeit jener Waſſerparthie nach Puzzuolo, keinem Zweifel mehr unterworfen war, ſo hieng doch das Volk noch eine Weile mit unwandelbarer Treue an ſeinem verehrten Führer. Noch immer brachte man Streitſachen zu ſeiner Entſcheidung und vollzog ſeine Urtheile, die jetzt mehr als jemals Spuren von Härte und Grauſam-

samkeit an sich trugen, mit der unverbrüchlichsten Pünktlichkeit. Er erschien nach einer schlaflosen Nacht mit dem frühesten Morgen zu Pferd auf dem Markte, ritt mit entblößtem Degen durch verschiedene Straßen, und verwundete viele Menschen ohne die geringste Ursache. Er begab sich in den königlichen Marstall, und beim Anblick der vielen Pferde sagte er: „Diese Pferde gehören Privatpersonen und nicht dem Könige!“ und befahl, sie ihm sofort auszuliefern. Als die Stallmeister betheuerten, daß sie alle dem Könige gehörten, rief er: „Was Stallmeister; ich bin alles, und niemand ist über mir!“ Er ließ sechs der schönsten Pferde aussuchen, und befahl, sie seinen guten Freunden zu bringen; als sie aber auf den Markt geführt worden waren, änderte er plötzlich seine Gedanken, und schickte sie sehr höflich wieder in den Stall. Aus einer Klosterkirche ließ er eine Menge dahin geflüchteter Kostbarkeiten auf den Markt bringen, und nach einer Weile sandte er sie unversehrt zurück.

Die tiefe Ehrfurcht, die er bisher, selbst in den Augenblicken des Wahnsinns, gegen den König von Spanien an den Tag gelegt hatte, verschwand nun auch immer mehr, und öffentlich sagte er: es sey kein Mensch unter der Sonne, dem er nicht den Kopf vor die Füsse legen könnte; daß er über den größten Monarchen noch kein solches Urtheil gefällt habe, rühre bloß daher, weil er noch nicht wisse, ob er den Herzog von Matalone in Schutz nehme; sobald er davon Nachricht erhalte, werde er in Spanien einfallen, und das Land ausplündern und verheeren.

Von einer Raserey dieser Art war alles mögliche zu befürchten. Der Vizekönig flüchtete sich daher wieder nach dem neuen Kastell, begleitet von vielen Edeln, die in stündlicher Lebensgefahr schwebten. Alle hatten keinen sehnlicheren Wunsch, als sich von diesem Unmen-

menſchen, und zugleich von der ſteten Todesgefahr befreit zu ſehen: denn ſelbſt ſeine Vertrauteſten waren nicht mehr vor Mißhandlungen ſicher, und wandten ſich daher an den Vizekönig, um mit ihm gemeinſchaftlich über die zu nehmenden Maaßregeln zu berathſchlagen. Die bitterſten Klagen erhob der Herzog von Caracciolo, der in Neapel in ſehr groſsem Anſehen ſtund, und dem Maſaniello bei Leibesſtrafe und Verbrennung ſeines Pallaſtes hatte befehlen laſſen, ſich auf dem Markte einzufinden, und ihm die Füſſe zu küſſen, weil er ſich hätte beigehen laſſen, ohne Bezeigung der ſchuldigen Ehrfurcht an ihm vorbei zu fahren. Eben dieſen Befehl hatte auch ſein Bruder, der Oberſtallmeiſter, erhalten; allein, ſtatt ihm Folge zu leiſten, hatten beide ihre beſten Sachen zuſammen gepackt, und waren damit aufs Kaſtell zum Vizekönige geflohen. Sie klagten ihm ihr Unglück, baten um ihren Beiſtand, und betheuerten, daſs ſie lieber ſterben, als ſich im Angeſicht von ganz Neapel einem ſolchen Schimpf ausſetzen wollten.

Der Vizekönig theilte um ſo lebhafter die Klagen Aller, die ſich an ihn wandten, je mehr er ſelbſt ſeit vierzehn Tagen erduldet hatte, und er war ſehr geneigt, allen Bedrängniſſen ein Ende zu machen; allein er wuſste nicht, wie er es anfangen ſollte, einen Raſenden zu bezwingen, dem hundert und fünfzig tauſend Bewafnete zu Gebote ſtunden. Während man darüber berathſchlagte, fanden ſich auch Genuino und Arpaja ein, die nie Maſaniello's wahre Freunde geweſen waren, und jetzt Gründe hatten, ſich mit ſeinen Feinden zu vereinigen. Der erſtere klagte, daſs ihn der Deſpot alle Augenblicke mit dem Tode bedrohe, und der letztere war über eine Ohrfeige ergrimmt, die er öffentlich von ihm bekommen hatte. Genuino insbeſondere verſicherte, er habe die Parthey der Rebellen

nur

nur darum ergriffen, weil es weder in ſeiner Macht geſtanden, noch er es habe wagen dürfen, das Zutrauen von ſich zu weiſen, welches das Volk jederzeit in ihn geſetzt habe; dieſes Volk ſey an ſich nicht zur Untreue und Aufruhr geneigt, und überdieß veränderlich. Es werde eben ſo leicht wieder zur Unterwürfigkeit zurückkehren, ſobald man ihm nur ſeinen Anführer, das unglückliche Werkzeug ſeiner Wuth, entzogen habe. Dieſer Anführer habe ſchon jetzt von ſeinem Anſehen ſehr verloren, da die Rebellen alles erlangt hätten, was ſie begehrten; denn im Grunde ſey er eine bloſse Puppe des Volks, die es leicht wegwürfe, ſobald es ſatt damit geſpielt.

Dieſe Vorſtellungen fanden um ſo mehr Glauben, da zu eben der Zeit die Stadthauptleute und einige von den Vornehmſten des Volks vor dem Vizekönige erſchienen. Sie verſicherten denſelben, daſs ſie an Maſaniello's Ausſchweifungen kein Gefallen fänden, daſs ſie ihm nicht länger untergeben ſeyn, und von niemand, als Seiner Exzellenz, künftig Befehle annehmen wollten; jedoch unter der Vorausſetzung einer unverletzlichen Vollziehung des beſchwornen Vergleichs.

Der Vizekönig wiederholte feierlich alle ſeine Verſprechungen, und während die Verſammelten über die beſte Art berathſchlagten, den Maſaniello aus dem Wege zu räumen, erleichterte er ihnen ſelbſt die Ausführung durch immer ſtärkere Aeuſserungen ſeines Wahnſinns. Er machte eine zweite Spazierfahrt nach Puzzuolo, gieng nach ſeiner Rückkunft zu den Galeeren und veränderte alle Offiziere auf denſelben. Dann begab er ſich wieder auf den Markt, drohte nicht nur, vielen der angeſehenſten Hauptleute die Köpfe abſchlagen zu laſſen, ſondern auch die ganze Stadt zu verbrennen, weil man ihn an dieſem Tage nicht ſo gut bedient hätte als am vorigen. Und weil er ſich ſehr erhitzt

hat-

hatte, ſo tauchte er verſchiedenemale mit ſeinen Kleidern in die See, um ſich abzukühlen. Dann ſchlug er mit ſeinem Degen um ſich, und fieng wie ein Beſeſſener zu raſen an, ſo daß die Häupter des Volks gezwungen wurden, ihm Ketten anzulegen, und ihn in ſeinem Hauſe bewachen zu laſſen.

Am folgenden Tage fiel das Feſt der heiligen Jungfrau Maria del Carmine, das in Neapel mit beſonderer Andacht gefeiert wird. Dieſer Tag war dazu beſtimmt, den Maſaniello aus dem Wege zu räumen. Der erſte Schlag traf ſeinen Sekretair Vitale, einen verwegenen tollkühnen Mann, der unter dem Schein das Feuer zu löſchen, daſſelbe immer mehr anblies. Dieſer gieng am frühen Morgen aus, um ſeinen armen Herrn, der der Theilnahme und der thätigſten Unterſtützung jetzt ſo nöthig bedurfte, aufzuſuchen. Unterwegs ſtieß er auf einen Trupp bewafneter Bürger; voller Befremden fragte er ſie mit feſtem Tone: wer ihnen befohlen habe, die Waffen zu ergreifen? Statt einer Antwort ſtieß ihm der Anführer den Degen in die Bruſt, und befahl, den Leichnam auf die Seite zu werfen. Dieß war das Vorſpiel der hereinbrechenden Kataſtrophe.

Da Maſaniello wieder einige helle Zwiſchenräume hatte, ſo wurden ihm ſeine Feſſeln abgenommen, und man ließ ihn wieder ungehindert gehen, wohin er wollte. Er begab ſich, nicht ohne ein dunkles Vorgefühl ſeines traurigen Schickſals, in die Kirche del Carmine, und wartete auf den Erzbiſchof, der an dieſem Tage und in dieſer Kirche alljährlich das Hochamt zu halten pflegte. Er hatte einen Brief an den Herzog von Arcos aufgeſetzt, und als er den Kardinal kommen ſah, lief er ihm entgegen und verſicherte: Er ſehe wohl, daß das Volk ihn verrathen und verlaſſen habe, und deswegen könne er ſich leicht vorſtellen,

len, daß es um sein Leben geschehen sey; indessen bäte er wenigstens den Vizekönig durch diesen Brief, noch einen feierlichen Ritt durch die Stadt mit ihm anzustellen, wobei er ihm alles übergeben und dann ruhig sterben wolle.

Der Erzbischof umarmte ihn, suchte ihn mit freundlichem Zuspruch zu trösten, und schickte sogleich einen von seinen Edelleuten mit dem Briefe an den Vizekönig. Während er bei einer sehr großen Menge des Volks das Hochamt hielt, stieg Masaniello plötzlich auf eine hohe Kanzel, nahm ein Krucifix in die Hand, und redete die Volksmenge mit den rührendsten Ausdrücken an. Seine ehemalige Beredsamkeit schien wieder zu kehren. Er beschwor die Neapolitaner, nachdem er so viel für sie gethan, ihn nun nicht zu verlassen, und denen preis zu geben, die um ihretwillen seine Feinde werden müssen. Er hielt ihnen den Muth seines Unternehmens, seine Uneigennützigkeit, seine Gefahr, und die großen Vortheile die er ihnen erworben hätte, vor Augen. Dabei kam er so in Wärme, daß er sein Gewand aufrieß, und seinen entfleischten Körper, den Lohn so vieler heissen Tage und so vieler durchwachten Nächte, ihnen zeigte. Gleich darauf verfiel er wieder in Aberwitz, klagte in den schröcklichsten Ausdrücken über seinen geführten gottlosen Lebenswandel, und ermahnte alle Gegenwärtige, bei ihren Beichtvätern ein gleiches Bekenntniß abzulegen. Dadurch verfehlte diese Rede ihres Zwecks, und da der Redner immer mehr widersinnige Dinge vorbrachte, so lachte man eine Weile darüber und gieng dann davon.

Der Erzbischof befahl den anwesenden Geistlichen, sie sollten den Masaniello mit guten Worten von der Kanzel herunter zu bringen suchen, welches auch geschah. Er fiel dem Erzbischof nochmals zu Füssen

und

und bat, daß man einen Priester an den Vizekönig senden, und dieser in seinem Namen der bisherigen Oberherrschaft entsagen möchte. Der Prälat erfüllte seinen Wunsch, und da der Unglückliche von der heftigen Anstrengung am ganzen Leibe triefte, so übergab er ihn einigen Mönchen, die ihn mit sich in ihre Zelle nahmen, und ihm ein weißes Hemd reichten. Hier lag der arme Bedaurenswürdige, verlassen von den Tausenden, die sonst mit blindem Gehorsam an ihm hiengen, bemitleidet von Wenigen, die seine schröckliche Lage mit innigem Mitleiden erfüllte. Nachdem er sich ein wenig erholt hatte, gieng er in einen Saal, von welchem die Aussicht auf die See gieng, um frische Luft zu schöpfen. Seine letzte Stunde war gekommen. Schon stürmten vier Edelleute in Begleitung einiger Bürger in die Kirche herein, unter dem Ausrufe: „Lange lebe der König von Spanien! Niemand wage es ferner dem Masaniello zu gehorchen!" Unter diesem Ausrufe eilten sie durch das Kloster nach dem Saale, und riefen beständig: „Signor Masaniello! Signor Masaniello!" als er seinen Namen hörte, gieng er ihnen kaltblütig entgegen und redete sie an: „Sucht ihr mich? hier bin ich!" Kaum waren diese Worte über seiner Zunge, so war seine Brust von vier Kugeln durchbohrt. Undankbare! Verräther! rief er. Er lehnte sich an die Wand, fieng eine Hand voll von seinem strömenden Blute auf, und warf es seinen Mördern mit einem verächtlichen Blick ins Gesicht. Diese sprangen auf ihn zu, und ermordeten ihn vollends mit ihren Schwerdtern. Es kamen noch mehrere von den Verschwornen herbei, die den Leichnam mit unzähligen Stichen durchbohrten, nur um das Vergnügen zu haben, ihre Degen mit seinem Blute zu färben. Sie rissen ihm das Herz aus, und hieben ihm den Kopf ab, den sie auf einer Lanze durch die Stadt trugen.

Am

Am Nachmittag ritt der Vizekönig im Gefolge des Adels durch alle Gaſſen, gerade wie es furchtſame Weiber und Kinder zu machen pflegen, die, wenn das Gewitter vorüber iſt, aus ihren Schlupfwinkeln hervor kriechen, und die hinterlaſſenen Spuren des Blitzes angaffen.

12.

Volksſtimmung in Neapel. Neue Unruhen. Spanien behält die Oberhand.

Das Volk von Neapel, ſeines Hauptes und Anführers beraubt, wußte anfangs nicht wie ihm war. Diejenigen, die ſich zeither geberdet hatten, als ob ſie den Himmel ſtürmen wollten, fühlten ſich jetzt ſo gewaltig von Furcht und Schrecken ergriffen, daß ſie es kaum wagten, die Augen aufzuſchlagen. Der eine lief hier, der andere dorthin. Der Muth war ihnen gänzlich entſunken, und Keiner wagte es, den Mördern Maſaniello's ein Wort zu ſagen. Das Andenken an ihren General, dem ſie mit ſo viel Liebe und Gehorſam gedient hatten, war gleichſam auf einmal erloſchen, und die Mörder deſſelben konnten unangefochten ſein Haupt durch alle Straſſen tragen. Ja ein groſser Hauſe des niedrigſten Pöbels warf ſich ſelbſt über den zurückgelaſſenen Leichnam her; ſchleifte ihn mit Jubelgeſchrey, als ſey der herrlichſte Sieg erfochten, durch alle Gaſſen der Stadt, und erhielt dafür häufige Geſchenke von denjenigen, deren Häuſer auf Maſaniello's Befehl verbrannt worden, oder die ſonſt ihm abgeneigt waren. Zerriſſen, von Blut und Koth ganz des menſchlichen Anſehens beraubt, warf man endlich den Leichnam in ein Loch zwiſchen den Thoren von Nola und Capua, den

Kopf

Kopf in einen von den Gräben Neapels, und niemand war jetzt da, der ihm eine Klage schenkte.

Diese Wendung eines Unternehmens, dessen Folgen nicht vorauszusehen waren, mußte nothwendig den Muth des Vizekönigs mehren, um den sich jetzt der Adel bewafnete und zu Pferd in großen Schaaren sammelte. Die Freude über die glückliche Erlösung war ohne Grenzen. Der Vizekönig umarmte alle, die sich bei ihm einfanden, mit feurigem Enthusiasmus. Eiligst ließ er einen scharfen Befehl bekannt machen, daß alle Stadthauptleute mit ihren Kompagnien sich fertig halten, und bei Lebensstrafe sich niemand unterstehen sollte, von jemand anders als von ihm, Befehle anzunehmen. Die vornehmsten Anhänger Masaniello's, auch seine Frau, Schwester und andere Blutsverwandte, ließ er greifen und gefangen nach dem Kastelle bringen. Seinem Bruder, der mit einiger Mannschaft nach Benevent gegangen war, den Herzog von Matalone daselbst aufzusuchen, wurden einige Truppen zu Pferd und zu Fuß entgegen geschickt, ihn gefangen nach der Stadt zu bringen, welches auch glücklich vollzogen wurde. Auf dem Markte wurde wieder eine beträchtliche Anzahl Soldaten zur Wache bestellt, theils den Pöbel im Zaum zu halten, theils die geplünderten Güter zu bewachen, welche noch in großer Menge daselbst lagen.

Der Erzbischof rieth dem Vizekönige, sich dem Volke in einer feierlichen Procession zu zeigen. Beide setzten sich, mit einem großen Gefolge von Edelleuten und andern spanischen Beamten, zu Pferde, und begaben sich unter einer starken Bedeckung von Soldaten nach der Domkirche, dem allmächtigen Gott und dem Beschützer der Stadt, dem heiligen Januarius, dessen Kopf und Blut auf dem hohen Altare ausgesetzt war, für die Wiederkehr der Ruhe durch den

Tod

Tod eines Mannes zu danken, der alles in Furcht und Schrecken gesetzt hatte. Nach dem Gottesdienste begab sich der Vizekönig mit seinem ganzen Gefolge auf den Markt, wo er unter dem Schalle der Trompeten nochmals bekannt machen ließ, daß die Privilegien Kaiser Karls des Fünften und alle übrigen Punkte, die vor wenigen Tagen beschworen worden, unverbrüchlich gehalten werden sollten. Dieß erweckte einen allgemeinen Jubel, und in allen Straßen ertönte das Freudengeschrei: „Lange lebe der König von Spanien und der Herzog von Arcos!“ Einige setzten hinzu: „und auch der Kardinal Filomarini, der Beschützer des Vaterlandes!“ Der ganze Zug begab sich nach dem königlichen Pallaste zurück. Alle Kramläden wurden wieder geöffnet, und die zerstreuten spanischen Soldaten begaben sich zu ihren Regimentern und besetzten wie zuvor wieder ihre Posten in der Stadt.

Der Freudenrausch der jubelnden Menge, die den Tod ihres Anführers gleichgültig mit angesehen, und selbst seinen Leichnam mißhandelt hatte, war aber von kurzer Dauer. Nur zu bald lernten die Einwohner Neapels einsehen, wie unersetzlich Masaniello's Verlust für sie sey; der Vizekönig ließ, so wie er nichts mehr wähnte befürchten zu dürfen, die trügerische Maske fallen, und gab durch seine Handlungen nicht undeutlich zu erkennen, daß er gesonnen sey, von allem Versprochenen nichts zu halten. Jetzt ward der Ermordete wieder mit sehnsuchtsvollen Thränen genannt, man pries seine Tugenden, seine Verdienste, und nannte ihn Vater des Vaterlandes. Diese Stimmung wehmüthiger Sehnsucht theilte sich in Kurzem dem ganzen Volke mit. Bald rannte man nach der Grube, in der sein Leichnam zu modern begann, man nahm ihn heraus, trug ihn auf den Markt, und seine Freunde

traten als ſeine Leichenredner auf. Die Thränen der Menge floſſen unaufhaltſam. Mehrere knieten bei dem Leichname nieder, küßten ſeine Hände, und riefen: „Heiliger Maſaniello bitt für uns!“ Jetzt legte man ihn auf eine Bahre, bedeckte ihn mit einem Purpurmantel, ſetzte einen Lorbeerkranz auf ſein Haupt, gab ihm einen Feldherrnſtab in ſeine Rechte, und geleitete ihn, unter dem Geläute aller Glocken, zur Ruheſtätte. Acht Prieſter trugen ihn, und mehr als achtzig tauſend Menſchen folgten ſeinem Sarge.

Es bedurfte einer Klugheit und Mäßigung, die der Vizekönig nicht beſaß, um das Volk zu beſänftigen. Eine neue Erhöhung des Brodpreiſes, die er genehmigte, zündete die Flamme des Aufruhrs weit heftiger an als zuvor, und nun foderte man die Entfernung aller Spanier aus dem Reiche. Dießmal zwingt das Volk einen edleren Mann, einen Fürſten von Maſſa, an ſeine Spitze zu treten. Dieſer thut ſein möglichſtes, die Ruhe gütlich herzuſtellen, als eben eine ſpaniſche Flotte unter dem achtzehnjährigen Don Juan d'Auſtria, einem natürlichen Sohne König Philipps des Vierten, vor Neapel erſcheint. Nachſicht und Mäßigung hätten jetzt die Ruhe hergeſtellt; aber der Vizekönig will die ihm zugefügte Schmach rächen. Unter dem Scheine der Unterhandlungen werden die vornehmſten Häupter der Volksparthey auf die Flotte gelockt; die ſpaniſchen Soldaten ſtürzen mit brennenden Fackeln auf die Stadt zu, und fodern Uebergabe ohne Bedingnng. Nun tritt Verzweiflung an die Stelle des Muthes. Ein Büchſenmacher, Gennaro Anneſe, übernimmt das Kommando bei den Aufrührern; die Stürme der Spanier werden abgeſchlagen, das Landvolk nimmt an der Empörung Theil, der Fürſt von Maſſa wird als ein heimlicher Freund

der Spanier hingerichtet, und die gänzliche Vernichtung der spanischen Herrschaft beschlossen. Man geräth auf den Einfall, eine republikanische Regierung einzuführen, und selbst ein Theil des Adels tritt nothgedrungen diesem Entschlusse bei. Um eine mächtige Stütze gegen Spanien zu haben, bietet man dem Herzog Heinrich von Guise, der sich eben damals in Rom aufhielt, die Würde eines Generalissimus des neuen Freistaats an. Guise, ein Prinz von rascher Thätigkeit und romanhaften Entwürfen, begiebt sich auf einem kleinen Schiffe, ohne Gefolge, ohne Soldaten, ohne Geld, auf den gefahrvollen Schauplatz, und wird mit Jubelgeschrei empfangen. Vier Wochen spater zeigt sich eine französische Flotte zu seinem Beistande, allein die Flotte verschwand wieder, Guise konnte die Foderungen des nach Brod schreyenden Volkes nicht befriedigen, und in Kurzem stiegen Mangel und Elend aufs äußerste. Vergebens wagte Guise einen Ausfall auf alle spanischen Posten; weil er keine Unterstützung aus Frankreich erhielt, so verlor er sein Ansehen, die Häupter der Aufrührer wurden uneins, und am sechsten April des Jahres ein tausend sechs hundert und acht und vierzig bemächtigten sich die Spanier der Stadt ohne Schwerdtstreich. Furchtbarer als zuvor dominirte jetzt wieder die spanische Macht in Neapel, und vergebens waren alle bisherigen Anstrengungen des Volks zur Erleichterung seiner Lage. Man mußte sich die Auflage von den grünen Früchten gefallen lassen, und tröstete sich blos damit, daß die königlichen Auflagen anders vertheilt wurden. Der Herzog von Guise, welcher den Spaniern ausgeliefert wurde, mußte fünf Jahre lang zu Madrit das traurige Schicksal der Einsperrung ertragen.

IX. Schwe-

IX. Schwedischer Einfall in die Mark Brandenburg.

Im Jahr 1674.

1.

Verwüstungen, welche die Schweden in d Mark anrichten.

Der Churfürst Friedrich Wilhelm der Große von Brandenburg, einer der vortrefflichsten Fürsten seiner Zeit, der zuerst den brandenburgischen Staaten ihr Ansehen unter den Mächten Europa's zu verschaffen wußte, verband sich mit dem Kaiser, den Spaniern und Holländern, um Deutschland gegen die Anfälle und Usurpationen des stolzen Königes Ludwigs des Vierzehenten von Frankreich zu sichern. Im August des Jahres ein tausend sechs hundert und vier und siebenzig brach er an der Spitze von vier und zwanzig tausend Mann auf, um, vereint mit dem Heere des Kaisers und des Reichs, den fürchterlichen Verwüstungen der Franzosen Einhalt zu thun.

Friedrich Wilhelm mit seinen tapfern Brandenburgern war den Franzosen gerade der furchtbarste Gegner; seiner wünschten sie zuerst entledigt zu seyn. Um diesen Wunsch bald erfüllt zu sehen, suchte Ludwig der Vierzehente die Schweden zu einem Einfall in die brandenburgischen Staaten zu verleiten. Ansehnliche Hülfsgelder und die Hofnung glänzender Vortheile machten auch wirklich gar bald die Schweden geneigt, seinen Wünschen zu entsprechen, und gegen

das Ende des Jahres ein tausend sechs hundert und vier und siebenzig rückte der schwedische Feldherr Wrangel mit einem beträchtlichen Heer in die Mark Brandenburg ein. In einem Schreiben an den Fürsten Johann Georg von Anhalt-Dessau, den der Churfürst zum Statthalter in der Mark verordnet hatte, erklärte er, daß sein König dieses Einrücken in die Mark als keinen Friedensbruch betrachtet wissen wolle, sondern dabei blos die Absicht habe, den Churfürsten zu vermögen, sich von der Parthey der Verbündeten zu trennen. Sobald diese Absicht erreicht worden wäre, würden auch die Schweden sogleich das Gebiet des Churfürsten wieder verlassen.

Der Fürst von Dessau hatte zu wenig Truppen, als daß er auf ein solches Schreiben die gebührende Antwort hätte ertheilen können. Er mußte es geschehen lassen, daß die Schweden in verschiedene Städte Besatzungen legten, und bei den lebhaftesten Freundschaftsversicherungen überall die drückendsten Kontributionen ausschrieben. Zwar verbot er nebst den churfürstlichen Räthen, die Kontribution zu entrichten, auch fanden die Schweden, wo sie hinkamen, nichts weniger als günstige Aufnahme; aber dadurch wurde das Uebel nur ärger gemacht. Die Schweden bemächtigten sich — Cüstrin, Spandau und Berlin ausgenommen — nach und nach des ganzen Landes, und verfuhren mit den Unterthanen des Churfürsten von Tage zu Tage gewaltsamer. Gustav Adolphs treffliche Manneszucht war bei ihnen gänzlich verschwunden. Sie waren jetzt nichts anders als Räuberschaaren, die sich die unmenschlichsten Grausamkeiten erlaubten. Die Heerden des Landmanns wurden hinweggeführt, und was man nicht fortbringen konnte, getödtet; Kirchen und Wohnungen wurden geplündert, und was man nicht raubte, verwüstet; die unglück-

glücklichen Einwohner erfuhren die grausamsten Martern, um zu bekennen, wohin sie ihr Geld verborgen hätten; und unschuldige Kinder wurden von den Barbaren zur Lust erschossen. Sie schonten selbst der Todten in ihren Grüften nicht, erbrachen die Gräber, spolirten sie und warfen ihre Gebeine umher. Brand, Mord und Plünderung waren damals bei den Schweden an der Tagesordnung. Von diesen Grausamkeiten und Verwüstungen der rohen Feinde schreibt sich der noch jetzt in Preußen und in der Mark, unter dem gemeinen Manne gewönliche Fluch her: daß du die Schweden kriegst!

Der Fürst von Dessau, der sich zu Berlin aufhielt, und da die zweckmäßigsten Vertheidigungsanstalten traf, so daß nicht leicht von dem Feinde für diese Stadt etwas zu besorgen war, hatte gleich anfangs den Churfürsten von dem Einfall der Schweden benachrichtiget. Der Churfürst befand sich gerade bei der Tafel, als er die Depeschen empfieng; und man kann leicht denken, mit welchem Erstaunen ihn die Nachricht von dem so unerwarteten und freventlichen Verfahren der Schweden erfüllte. So sehr ihn aber auch die Nachricht erschütterte, so wenig war sie doch vermögend, seinen Heldenmuth niederzuschlagen. Nachdem er die Depeschen gelesen hatte, sagte er zu der Churfürstinn und den übrigen Anwesenden: „Die Schweden sind in meine Länder eingefallen und spielen den Herrn. Man muß sie schon jetzt machen lassen. Vielleicht kommt auch die Reihe an mich, eben diese Rolle bei ihnen zu spielen.“ An den Fürsten von Dessau aber schrieb er unter andern: er bedaure zwar ungemein das Schicksal seiner lieben Unterthanen, allein es sey zu hoffen, daß ihnen eben der gegenwärtige Vorfall für die Zukunft eine größere Sicherheit und Ruhe verschaffen werde, so daß man

künf-

künftig ein solches unter Reichsständen unerhörtes Verfahren nicht wieder befürchten dürfe. Er vertraue auf die Gerechtigkeit seiner Sache; und da ihn Gott aus so vielen Gefahren befreit habe, so hege er auch jetzt gleiche Hofnung zu ihm. — Dem Fürsten befahl er, daß er sich bemühen sollte, den Verwüstungen der Schweden so viel als möglich Einhalt zu thun, sie einzeln zu überfallen, und so ihre Macht zu schwächen, bis er selbst, was für den Augenblick unmöglich wäre, ihm zu Hülfe kommen könnte.

Der Fürst von Dessau that alles, was er in seiner Lage zu thun vermochte. Fast täglich fielen einzelne Gefechte zwischen schwedischen und brandenburgischen Partheyen vor, in welchen mit abwechselndem Glück gefochten wurde; doch kehrten mehrentheils die Brandenburger als Sieger zurück. Cüstrin und Spandau wurden gegen die schwedischen Angriffe auf das tapferste vertheidigt, und blieben unerobert. Entflammt von Liebe gegen Fürst und Vaterland, ergriffen die Bauern der Mark zu Tausenden, unterstützt von dem Statthalter, die Waffen, und fügten den Schweden an verschiedenen Orten beträchtlichen Schaden zu. *) Doch dieß alles fruchtete im Ganzen nur wenig. Da es an einem hinlänglichen Korps regulairer Truppen fehlte, so blieben die übermüthigen Schweden die gebietenden Herren des Landes, und der heftige Widerstand, den sie fanden, erbitterte sie nur noch mehr, und

*) Die Bauern ließen sich Fahnen von weißer Leinwand machen, in welchen über einem rothen Adler, den ein grüner Kranz umschloß, der Namenszug des Churfürsten stund. Unter demselben las man die Worte:

Wir sind Bauern von geringem Gut,
Und dienen unserm gnädigsten Churfürsten und Herrn mit unserm Blut.

Eine dergleichen Fahne wird noch jetzt zu Dammenfelde in der Altmark aufbewahrt.

Digitized by Google

und veranlaßte immer neue Grausamkeiten und Bedrückungen.

2.

Die Eroberung von Rathenau.

Friedrich Wilhelm traf indessen, mit der ihm eigenen Thätigkeit, alle möglichen Anstalten zur Rettung seiner bedrängten Provinzen. Um aber mit größerem Nachdruck und mit mehr Sicherheit gegen die Schweden agiren zu können, bedurfte er auswärtiger Hülfe. Er bewog daher, wiewohl nicht ohne Mühe, die Holländer, dem Könige von Schweden den Krieg anzukündigen, und auf seinen Betrieb faßten auch die Dänen den Entschluß, ein Gleiches zu thun. Nur der Kaiser zögerte noch, und schien nicht eher losbrechen zu wollen, als bis der Churfürst selbst den Anfang gemacht haben würde.

Friedrich Wilhelm, schon damit zufrieden, daß er so weit seine Angelegenheiten geordnet hatte, brach nun ohne weitere Zögerung aus Franken, mit seiner Armee, die sich in den Winterquartieren trefflich erholt und vermehrt hatte, in forcirten Märschen nach Magdeburg auf, wo er ganz unerwartet am eilften Junius des Jahres ein tausend sechs hundert und fünf und siebenzig eintraf. Zu seiner großen Freude erfuhr er hier, daß die Schweden, die in Rathenau, Havelberg und Brandenburg zerstreut standen, nicht die geringste Kunde von seinem Aufbruche erhalten hätten. Er konnte nun mit Sicherheit hoffen, daß seine Ankunft den Schweden auch fernerhin verborgen bleiben würde, denn er befand sich jetzt mitten unter seinem treuen Volke. Indessen ließ er doch aus Vorsicht Magdeburgs Thore schließen, und alle Pässe, auf welchen dem Feinde Kundschaft zukommen konnte,

mit

mit hinlänglicher Mannschaft besetzen. Es wurde hierauf Kriegsrath gehalten, und man beschloß, die Schweden in Rathenau zu überfallen, um dadurch die Hauptarmee, die zu Brandenburg stand, von dem zu Havelberg stehenden kleineren Korps abzuschneiden. Alles wurde nun hierzu veranstaltet, und das zum Ueberfall bestimmte Korps setzte sich, ungeachtet der Regen sich in Strömen ergoß, mit dem Schlage neun Uhr des Abends am zwölften Junius in Marsch. Es bestand aus ungefehr vier tausend Mann zu Pferde und tausend auserlesenen Musquetiren, die zehen Dreypfünder mit sich führten. Das Fußvolk, damit es desto schneller der Kavallerie nachfolgen könnte, wurde auf hundert und sechs und vierzig Wagen fortgeschafft, auf deren jedem ein Kahn lag. Des Nachts um zwey Uhr brach auch der Churfürst mit dem Feldmarschall Derflinger auf, und folgte, begleitet von den Segenswünschen der treuen Magdeburger, seinen Truppen nach.

Der Marsch war äußerst beschwerlich, den die Brandenburger zu machen hatten. Der heftige anhaltende Platzregen hatte die Wege gänzlich verderbt; die Truppen konnten daher auch nicht mit der Schnelligkeit vorrücken, die bei der Lage der Sachen erforderlich war. Erst am Abend des folgenden Tages langte der Churfürst mit seinem Korps zu Parchen, vier Meilen von Rathenau, an. Sobald er hier angekommen war, schickte er einige Detachements aus, die das Terrain untersuchen, und von der Lage der Sachen in und um Rathenau nähere Nachricht einziehen sollten. Da die schlimmen Wege seinen Marsch so außerordentlich verzögert hatten, so fürchtete er, daß den Feinden von ihren Kundschaftern sein Anschlag möchte verrathen worden seyn. Seine Besorgnisse waren aber ungegründet; und am vierzehenten Junius, als er eben mit seinen Generalen das

Früh-

Frühstück genoß, empfieng er die sichere Nachricht, daß der Feind nicht die geringste Wissenschaft von seiner Ankunft habe. Jetzt konnte der Churfürst auf einen glücklichen Ausgang seines Unternehmens mit mehrerer Sicherheit hoffen, zumal da er auch von dem patriotischen Landrath von Briest, den er selbst insgeheim mit seinem Plan hatte bekannt machen lassen, ausser andern günstigen Nachrichten, auch das Versprechen zurück erhalten hatte, daß er ihm zur Eroberung der Stadt beförderlich seyn wolle. Unter solchen Hofnungen ließ der Churfürst zum Aufbruch blasen. Der Marsch gieng wie vorher sehr langsam von statten, und erst Abends um acht Uhr kam er mit seiner Kavallerie bei einem Dorfe eine Meile von Rathenau an. Hier ließ er Halt machen, stellte hinter einem Busch die Kavallerie in Schlachtordnung, und erwartete in dieser Stellung sein Fußvolk mit den Kanonen, welches erst in zwei Stunden nachkam.

In Rathenau wurden indessen von den Schweden, die nichts weniger als die nahe Gefahr ahneten, bei nächtlicher Weile wahre Bacchanalien gefeiert. Es hatte sich nemlich der Landrath Briest an diesem Tage mit mehreren Wagen, die mit Bier beladen waren, von seinem nahegelegenen Gute nach der Stadt auf den Weg gemacht. Als er in der Abenddämmerung vor dem Thore ankam, rief er der Schildwache zu: „makt up, ick bin Briest, ick bringe gu Behr!“ (macht auf, ich bin Briest, ich bringe euch Bier!) Die Schweden hatten schon mehrmals Bier von ihm erhalten, er war auch oft seiner Geschäfte wegen in der Stadt gewesen, daher persönlich allgemein bekannt, und so öffnete ihm ohne Schwierigkeit die Wache das Thor. Sie erhielt von ihm, was sie wünschte, Bier im Ueberfluß; das übrige ließ er in die Stadt fahren und theilte es da unter die Besatzung aus. Dann zog

er einige vertraute Bürger auf die Seite, und machte ihnen die Ankunft des Churfürsten und ihre nahe Rettung bekannt.

Mit freudigem Erstaunen horchten hoch auf die Bürger bei dieser Nachricht, und Briest mußte seine ganze Beredsamkeit erschöpfen, um sie zur Mäßigung und Unterdrückung der lauten Ausbrüche ihrer Freude zu bewegen. Er gab ihnen hierauf den Rath, in geheimer Verbindung mit ihren übrigen Mitbürgern, den einquartirten Soldaten so viel Bier und Wein zu geben, als sie nur immer aufbringen könnten, dann aber im günstigen Augenblicke über die Trunkenen herzufallen und sie zu tödten. „Sie haben, setzte er hinzu, dieß vollkommen verdient, denn sie haben sich nicht als Soldaten, sondern als die schändlichsten Räuber betragen.“ Freude im Blick versprachen die treuen Bürger, seinen Rath zu befolgen, und harreten nun mit Sehnsucht auf die Stunde der Befreyung.

Die Infanterie war nun endlich auch mit den Kanonen bei dem Churfürsten angekommen. Jetzt traf auch der Oberstlieutenant Strauß, der nebst andern zum Recognosciren ausgeschickt gewesen war, mit seinem Kommando bei dem Hauptkorps wieder ein. Er hatte unterwegs eine schwedische Patrouille geschlagen, zwölf Mann niedergemacht, und neun Mann mit dem Anführer gefangen genommen. Dieser Umstand gab dem Churfürsten Gelegenheit, durch eine Kriegslist sich Rathenaus Eroberung zu erleichtern. Einige seiner Soldaten mußten sich in die Monturen der Gefangenen verkleiden, und der schwedische Offizier wurde gezwungen, den Churfürsten mit seinem Korps durch den Wald als Wegweiser nach der Stadt zu führen. Um eilf Uhr des Nachts wurde aufgebrochen. Aber auch jetzt verursachte der üble Weg vielfache Verzögerung,

und

und man kam nicht eher als um zwei Uhr des Morgens vor Rathenau an. Sogleich schickte man sich zum Angriff an, und der Feldmarschall Derflinger machte den Anfang. Nachdem er dem gefangenen schwedischen Offizier mit der Pistole auf der Brust das schwedische Feldgeschrey abgezwungen hatte, erschien er mit den als Schweden gekleideten Dragonern an der kleinen Havelbrücke, und verlangte eingelassen zu werden. Auf die Frage des wachthabenden Korporals: „was für Volk?" gab er sich und seine Leute für Schweden aus, die von Brandenburgern verfolgt würden, und gab zugleich das Feldgeschrey an. Der Korporal schien seinem Vorgeben nicht recht zu trauen, und wollte sich daher auch nicht sogleich zur Oefnung der Pforte verstehen. Doch Derflinger wußte mit solchem Nachdruck von Verantwortung zu sprechen, daß endlich die Zugbrücke niedergelassen wurde.

Eindringen, über die Wache herstürzen und sie niederhauen, war das Werk weniger Augenblicke. Jetzt kamen die übrigen Dragoner von Derflingers Regimente nach, und er rückte nun vereint mit ihnen bis an die große Havelbrücke vor. Hier war aber das weitere Vordringen unmöglich gemacht, da die Schweden die Brücke größtentheils abgebrochen hatten, und beide Zugbrücken aufgezogen waren. Auch war die Erstürmung der Wache an der kleinen Havelbrücke nicht ohne Geräusch abgegangen; man hatte Unrath gemerkt, und es geschahen einige Schüsse aus der Stadt, die den Oberstlieutenant Uckermann, einen Fähndrich und etliche Soldaten tödteten. Doch eben jetzt fieng der Generaladjutant Canofsky, der mit dem Oberst Kanne oberhalb der Stadt über die Havel gegangen war, von der Landseite zu stürmen an, und bemächtigte sich nach wiederholten Angriffen des

klei-

kleinen Thores. In demselben Augenblicke — so glücklich hatte der Churfürst die Attaque berechnet — griffen auch der Generalmajor Götz und der Oberst Graf Dönhof die Stadt bei der Wassermühle an, schlugen das Havelthor mit Gewalt auf, ließen die Zugbrücke nieder, belegten die halb abgetragene Brücke in größter Geschwindigkeit mit Brettern, und Derflinger flog mit seinem Dragonerregimente, dem noch einige andere Kavallerieregimenter nachfolgten, im donnernden Galopp über die Brücke in die Stadt.

Schröcklich war jetzt die Lage der größtentheils berauschten Besatzung. Ueberall von Feinden umgeben (denn auch die Bürgerschaft hatte nun zu den Waffen gegriffen) sahen die Schweden keinen Ausweg der Rettung vor sich. Ohne Ordnung kämpften sie einzeln und in kleinen Haufen fruchtlos den Kampf der Verzweiflung. Von dem ganzen Regiment Wangelin, das die Besatzung ausmachte; kamen außer dem Oberst Wangelin, einem Oberstlieutenant, Oberstwachtmeister und drei Hauptleuten, nur etliche zwanzig Gemeine mit dem Leben davon. Alle übrigen waren als Opfer der Rache der Brandenburger gefallen.

So war denn Rathenau in einem Zeitraume von anderthalb Stunden erobert, und von seinen Bedrückern befreit. Alles jauchzte jetzt dem Churfürsten, dem Retter des Vaterlandes entgegen, und nie stiegen wohl heissere Wünsche und Gebete zum Himmel empor, als in der feierlichen Betstunde, die er am folgenden Morgen veranstaltete, um Gott für den errungenen Sieg zu danken.

3.

Die Schlacht bei Fehrbellin. Vertreibung der Schweden.

Der Churfürst verlor nach der Einnahme von Rathenau keinen Augenblick, sondern machte sogleich Anstalten, seinen Sieg zu verfolgen. Er schickte dem Herzog von Holstein, General der Artillerie, den Befehl zu, sogleich mit der ganzen Infanterie, die noch bei Magdeburg stund, nach Rathenau aufzubrechen, wo der Churfürst bis zu seiner Ankunft verweilen wollte. Doch die indessen plötzlich veränderte Lage der Sachen, veränderte auch eben so schnell den entworfenen Plan.

Noch am fünfzehenten Junius erhielt man die Nachricht, daß die Schweden, über den plötzlichen Anzug des Churfürsten äußerst bestürzt, in größter Verwirrung von Brandenburg und Prizerbe aufgebrochen wären, um sich wo möglich mit dem Korps bei Havelberg zu vereinigen. Aber eben diese Vereinigung wollte der Churfürst verhindern, und da er wußte, wie schätzbar Augenblicke im Kriege sind, so beschloß er, ohne seine Infanterie zu erwarten, blos mit der Kavallerie aufzubrechen, den Schweden nachzueilen, und ihnen, wenn es die Umstände erlaubten, ein Treffen zu liefern. Fünfhundert Mann von den Musquetieren erhielten die Ordre, in Rathenau als Besatzung zurück zu bleiben. Der General Adjutant Canofsky, der Oberstlieutenant Henning, und der Rittmeister Zablitz mußten mit einigen Detachements durch unwegsame Wälder und Moräste vorauseilen, um alle Brücken und Pässe, die der Feind zum Durchzug brauchte, zu verderben, und zu verbrennen. Mit vielem Glück wurde auch von ihnen, unter

ter der Leitung einiger Jäger, dieser Auftrag ausgeführt. Und sie trafen bey Nauen mit dem Churfürsten wieder zusammen.

Am achtzehenten Junius stieß die Avantgarde, sechzehn hundert Mann stark, geführt von dem Landgrafen von Hessen-Homburg, bei dem Dorfe Hakelberg nicht weit von Fehrbellin auf die Vorposten der Schweden. Die Ordre des Landgrafen gieng blos dahin, die Stellung der feindlichen Armee zu rekognoseiren; sich mit ihnen in ein Gefecht einzulassen, war ihm ausdrücklich untersagt; er sollte vielmehr, wenn die Schweden Miene machten ihn anzugreifen, sich sogleich zu dem Hauptkorps zurückziehen. Aber der Landgraf, der erst seit Kurzem in Dienste getreten war, ließ sich von seinem Muth und seiner Ehrbegierde so weit hinreissen, daß er, uneingedenk der erhaltenen Ordre, die schwedischen Vorposten angriff, und bis zum Hauptlager zurückjagte. Hiedurch allarmirt, trat sogleich die schwedische Armee in die Waffen, gieng aus dem Lager hervor, und stellte sich in Schlachtordnung dem Landgrafen entgegen. Zu spat bereute dieser jetzt das Wagestück, das er unternommen hatte. Er sah wohl ein, daß ihm nichts übrig blieb, als entweder schimpfliche gefahrvolle Flucht, oder der Kampf der Tapferkeit gegen die Uebermacht. Er wählte das letztere in der Hofnung, daß der Churfürst, den er von seiner Lage hatte benachrichtigen lassen, ihm noch zu rechter Zeit zu Hülfe kommen werde.

Seine Hofnung täuschte ihn nicht. Kaum hatte der Churfürst die Nachricht erhalten, als er auch sogleich mit allen seinen Truppen zur Hülfe herbeieilte. So wie er aber auf dem Schlachtfelde ankam, und die vortheilhafte Position übersah, welche die Schweden genommen hatten, war er einige Augenblicke zweifelhaft, ob er den Feind angreifen, oder sich in guter

ter Ordnung zurück ziehen sollte. Schnell versammelte er seine Generale um sich her, und fragte sie um ihre Meinung. Die mehresten stümmten gegen den Angriff. Wirklich war es auch äußerst bedenklich, mit bloßer Kavallerie, die noch dazu durch forcirte Märsche ermüdet war, und mit zwölf Kanonen, ein Heer anzugreifen, das bei einer vortheilhaften Stellung sieben tausend Mann Infanterie und vier tausend Mann Kavallerie zählte, und eine große Anzahl Kanonen bei sich führte. Doch eben diese Schwierigkeiten, die man so genau zergliederte, wurden dem muthigen und unternehmenden Feldherrn ein neuer Sporn, sein Ziel zu erreichen. Er beschloß das Treffen zu wagen, indem er bei der Tapferkeit seiner Truppen und bei der Furcht, die seine plötzliche Ankunft unter den Schweden verbreitet hatte, auf einen glücklichen Ausgang hoffte. Seine Disposition war im Augenblicke gemacht. Rechts und links flogen seine Generale auf ihre Posten zurück, ermahnten mit wenigen aber vollwichtigen Worten die Truppen zur Tapferkeit, und die Trompeter gaben das Zeichen zum Angriff.

Früh um acht Uhr war der linke Flügel, den der Churfürst selbst anführte, mit dem Feind in voller Action begriffen. Die schwedische Kavallerie wurde über den Haufen geworfen. Sie stützte sich nun auf ihre Infanterie, und nöthigte dadurch die brandenburgische Kavallerie, den gefährlichen Angriff des schwedischen Fußvolks zu wagen. Doch der Churfürst hatte gleich anfangs eine Batterie auf einem Sandhügel errichten lassen, die jetzt seinen Angriff auf das nachdrücklichste unterstützte. Zwar gieng das Dalwigsche Infanterieregiment mit gefällten Piken nebst dem größten Theile der Kavallerie auf das brandenburgische Geschütz los, in der Hofnung, sich mit leichter Mühe

des-

desselben bemächtigen zu können, weil es durch keine Infanterie gedeckt war. Aber das churfürstliche Leibregiment, die Regimenter Anhalt und Mörner, denen der Churfürst noch den Landgrafen von Hessen mit drei Schwadronen zu Hülfe schickte, empfiengen die heranströmenden Schweden mit solcher Tapferkeit, daß letztere nach einem hartnäckigen Gefecht mit großem Verlust zurückgeschlagen wurden.

Jetzt war der Sieg entschieden. Die schwedische Armee fieng nun, nach einem fünfstündigen blutigen Kampfe, in größter Geschwindigkeit, doch in guter Ordnung zu retiriren an. Sie hatte bereits während des Treffens ihr Gepäck größtentheils vorausgeschickt, und auf der einen Seite durch einen Morast gedeckt, marschirte sie in so fest geschlossenen Reihen ab, daß der Churfürst, der ihr immer zur Seite folgte, nicht in sie einbrechen konnte. So erreichten sie endlich halb laufend den Paß bei Fehrbellin, wo sie die Brücken abbrachen, und auf die Art das weitere Nachsetzen vor der Hand unmöglich machten. Den Brandenburgern kostete dieser Sieg dreihundert Mann Todte, unter denen sich der Oberst Mörner, der Oberstwachtmeister von Marwitz, die Rittmeister von Asseburg, Schönemark und Borgsdorf befanden. Verwundet waren von den Anführern der Oberstlieutenant Strauß, Sidow, Koller und Henning, welchen letztern der Churfürst zur Belohnung seiner während des Treffens bewiesenen außerordentlichen Bravour auf dem Schlachtfelde zum Ritter schlug, und ihm den Namen Treffenfeld beilegte. Von den Schweden waren zwei tausend fünfhundert getödtet und zwei hundert in die Gefangenschaft gerathen.

Der Churfürst blieb mit seinem Korps im Angesicht der feindlichen Armee vor dem Paß auf dem Schlachtfelde stehen, wo man ihm acht Fahnen und

zwei

zwei Standarten, die man nebst acht Kanonen von den Schweden erobert hatte, als Siegeszeichen überreichte. Seine Helden versammelten sich jetzt um ihn her, und wünschten ihm Glück zu dem erfochtenen glänzenden Siege; und Friedrich Wilhelm, hoch erfreut über ihren Muth, Entschlossenheit und Tapferkeit, bezeugte ihnen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine volle Zufriedenheit. Den Prinzen von Hessen, der bei dem Bewußtseyn seines Vergehens es nicht wagte, sich an den Heldenkreis anzuschließen, sondern sich in einiger Entfernung hielt, rief der Churfürst, sobald er es bemerkte, näher herbei. Nicht ohne Beschämung und Verlegenheit näherte er sich. Doch die Miene des Churfürsten, die nicht finstere Strenge verrieth, richtete ihn wieder auf. „Sie hätten, sagte dieser zu ihm, eigentlich nach der Strenge der Kriegsgesetze den Tod verdient. Doch bewahre mich Gott, den Glanz eines so glücklichen Tages durch das Blut eines Prinzen zu verdunkeln, der eines der vornehmsten Werkzeuge meines Sieges gewesen ist. Ich verzeihe Ihnen. Sie haben meine ganze Hochachtung und Freundschaft wieder.“ Er umarmte ihn hierauf, lobte seine Tapferkeit, und stellte ihm im Tone der Freundschaft vor, wie gefährlich es sey, sich von seinem Muthe zu weit hinreissen zu lassen.

Die Folge dieses in den damaligen Zeiten ganz beispiellosen Sieges war, daß die Mark in einem Zeitraume von sieben Tagen völlig von ihren grausamen Feinden befreit wurde. Denn nachdem am folgenden Tage die Brücken in möglichster Eile wieder hergestellt waren, setzte der Churfürst mit seinen Truppen auf's neue den Schweden nach, welche dadurch noch vieles Gepäcke und Munition, so wie auch den größten Theil ihrer gemachten Beute verloren. Ihre

Flucht

Flucht, auf welcher sie alle Brücken hinter sich abbrannten, gieng unaufhaltsam und mit solcher Schnelligkeit bis an die meklenburgische Grenze fort, daß ihnen am Ende der Churfürst mit seiner ermüdeten Kavallerie nicht weiter folgen konnte.

Den Sieg bei Fehrbellin, der das Vaterland rettete, und mit unverwelklichem Ruhme den Churfürsten und sein Heer bedeckte, kann man mit Recht als die erste Stufe der Hoheit und des Glanzes betrachten, zu welchem das brandenburgische Haus in der Folge gelangte. Der Churfürst ließ zum Andenken des glorreichen Sieges eine Medaille schlagen. Die Hauptseite stellte ihn zu Pferde sitzend auf dem Schlachtfelde vor, und enthielt die Worte: „Wegen der geretteten Unterthanen.“ Auf der Rückseite las man die Worte: Er erreichte das ansehnliche schwedische Heer, das die Mark und Pommern verwüstete, während er selbst andern Bedrängten Beistand leistete, am fünfzehenten Junius des Jahres ein tausend sechs hundert und fünf und siebenzig bei Fehrbellin, schlug es völlig allein mit seiner Kavallerie, oder vielmehr allein mit Gottes Hülfe, auf die er sich verließ, und verjagte den siebenmonatlichen Räuber innerhalb sieben Tagen aus seinen Landen. *)

*) Ob subditos servatos. — Justum Suecorum exercitum, Marchiam Pomeraniamque, dum ipse alibi oppressis adest, vastantem, prope Fehrbellinum die 18 Junii anno 1675 nactus, solo cum equitatu suo, imo vero sola Dei ope fretus, caedit, fundit, septimestres praedones septem diebus terris suis ejecit.

Ende des sechsten Bandes.

Digitized by Google